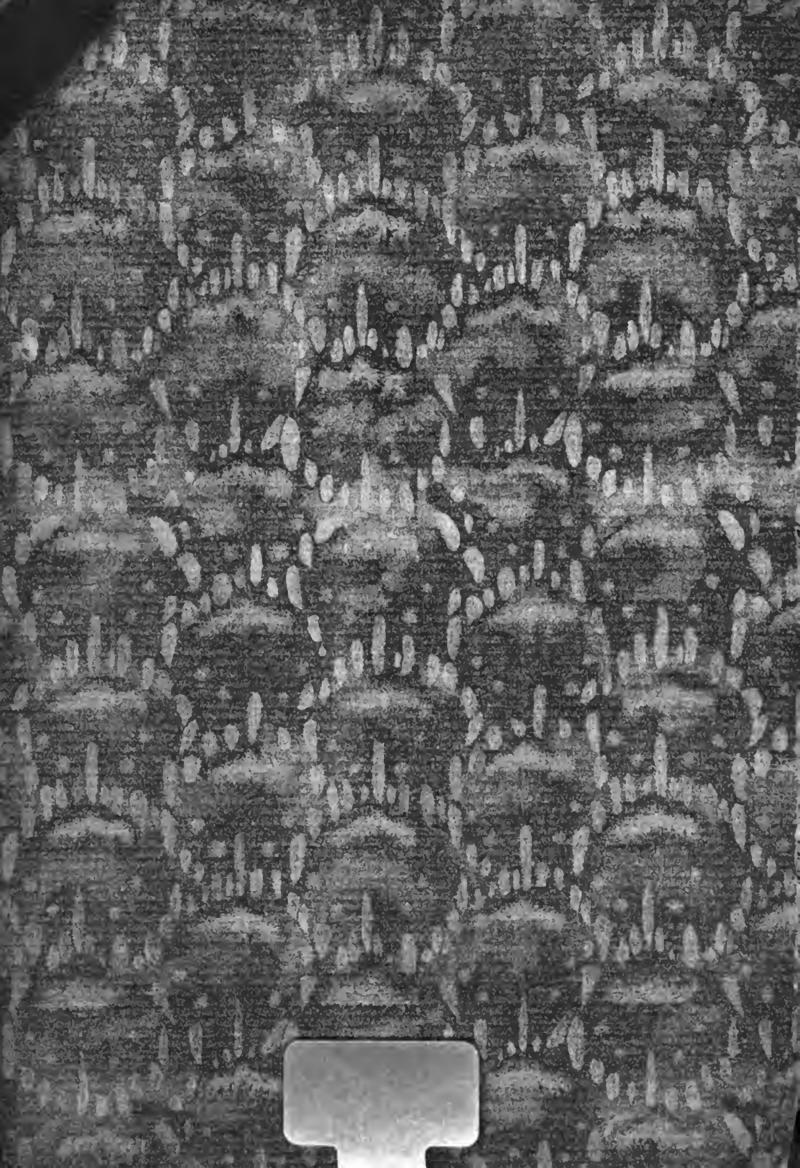


Indien

Hans Gehring



7,50

Indien

Das alte Wunderland und seine Bewohner

Geschildert

von

Hans Gehring

Zweiter Teil

Mit 117 Abbildungen nach photographischen Naturaufnahmen



Leipzig
Verlag von Otto Spamer
1908



Spamersche Buchdruckerei in Leipzig.

Inhaltsübersicht.

Zweiter Teil.

Ein Rundgang durch Indiens Wunderwelt.

Erstes Kapitel.

Die Meeresjungfrau Bombay.

Wir beginnen unseren Rundgang durch Indiens Wunderwelt in Bombay, der wogenumbrandeten Königin der Meere, die es mit ihrer bestrickenden Schönheit schon so vielen angetan hat, die an ihrem wollustatmenden Busen ruhen durften. O wie wunderbar ist uns doch zumute, wenn das Schiff, das uns von Arabiens öder Küste herübertrug zum sonnigen, wonnigen Palmenlande, in den unvergleichlich schönen Hafen der stolzthronenden Meeresfürstin einbog und zur Rechten die schimmernden Felsenburgen der Eilande und hinter ihnen die schönbelaubten und felsenstarrenden Züge der Ghâts auftauchen, während von links her Mazagons Blütengärten und das unermeßliche Häusermeer der großen Inselstadt grüßen! Ja, Indien, das vielbesungene und vielumworbene Land, hat viel Schönes aufzuweisen, von den in schimmernden Schneemantel gehüllten Bergriesen des Nordens bis hinab zu Taprobanes immergrünen, orchideenduftenden Bergwäldern, schöneres als diese Insel mit der auf ihrem Rücken ruhenden gewaltigen Stadt und ihrem Gürtel von grünenden Felseneilanden bietet es nicht, und wer den Vorzug hatte, sie zu umsegeln und zu durchwandern, der kann das Entzücken verstehen, das aus den Worten des ihre Schönheit preisenden Dichters spricht: „Aller Wünsche endliche Erhörung! Aller Sehnsucht göttliche Gewährung!"

Die insulare Lage der Stadt, dicht am Saume einer wunderschönen gebirgigen Küste, trägt an sich schon viel zur Erhöhung des Reizes der landschaftlichen Szenerie bei, und die jeder Beschreibung spottende formen- und farbenprächtige Üppigkeit der Tropenvegetation, welche die Insel bedeckt, tut vollends das Ihre, um dem Bilde den Stempel vollendeter Schönheit und Anmut aufzudrücken. Die ganze langgestreckte Insel mit ihren grünschattigen Palmenwäldern, aus denen überall die Lusthäuser der Europäer und sonstiger wohlhabenden Stadtbewohner und die weißschimmernden Tempeltürme hervorblitzen, den

fruchtstrotzenden Bananenpflanzungen und dunklen Mangohainen, den blühenden Gärten und goldgrünen Reisfeldern, den mächtigen Banianen und anderen unter dem üppigen Schlingpflanzenwuchse fast erstickenden Prachtbäumen, mit den lachenden Gestaden und schimmernden Strandflächen, macht einen geradezu bezaubernden Eindruck.

Freilich die Reisenden, die Indien wiederholt besucht haben und das Bombay von heute mit dem Bombay von ehedem vergleichen, finden die Stadt etwas verändert. Das Antlitz der schönen Meeresjungfrau trägt einen etwas abgespannten Zug, und es ist, als ob ein etwas müderer Pulsschlag durch die Lebensadern ginge, die den schönen Körper durchziehen. Die fünf großen Pestepidemien haben das bewirkt. Furchtbar sind die Opfer, welche die aus den Sumpfurwäldern des Tarai und aus der Alpenlandschaft Kamaon herabgestiegene Beulenpest in der Stadt gefordert hat, Tausende und Abertausende hat die Furcht vor Ansteckung veranlaßt, die unheimliche Stätte zu fliehen, und das ganze Geschäftsleben wurde zeitweilig lahmgelegt. Trotzdem hat noch heute das weltstädtische Großstadtleben in ihren Straßen etwas ungemein Imponierendes für den fremden Besucher. Die ganze weite Bombay-Präsidentschaft vom Kap Monze hinter Karätschi bis hinab nach Nord-Kanara, ja ganz Indien hat, außer Kalkutta, der ähnlich und doch auch wieder völlig anders gearteten Königin des Ostens, keine Stadt, die sich, in ihrer Art natürlich, mit Bombay messen könnte. Ihren alten Ruf als eine der gesundesten und klimatisch bevorzugtesten Städte Indiens hat die Pest freilich, vielleicht auf lange Zeit, zuschanden gemacht, mit Unrecht, denn es lebt sich in Bombay auch heute noch so angenehm und gesund wie irgendwo in der Welt; ihr Ruhm als der beste Hafen von ganz Südasien ist unantastbar; die ganze asiatische Südküste hat in der Tat keinen Seehafen aufzuweisen, der sich an Geräumigkeit, an leichter Zugänglichkeit und Sicherheit und auch an Güte des Ankergrundes diesem durchaus geschützten, für die größten Schiffe zugänglichen und für Dock- und Werftanlagen überaus günstigen Großhafen an die Seite stellen ließe.

Bombay ist die südlichste der zwölf größeren und kleineren der Küste des nördlichen Konkān vorgelagerten, teils felsigen, teils mit üppigem Grün bedeckten Inseln, die von Arrian als „Heptanesien" bezeichnet worden sind. Am weitesten ins Meer hinausliegend und von der größten unter ihnen, Salsette, nur durch einen schmalen Meeresarm getrennt, ist sie mit dem Südstrande derselben durch zwei Kunstdämme verbunden. Ein solcher Damm verbindet sie auch im Süden

mit dem kleinen, langgestreckten Inselchen Kolaba, das wie ein Fühlhorn sich ins Meer hinausstreckt und mit dem Drehlichte seines hohen Leuchtturms stundenweit in die See hinaus leuchtend, dem seemüden Reisenden den ersten Gruß Indiens entbietet. Zwischen Bombay und dem Festlande, dessen turmartige Felsenzinnen majestätisch herübergrüßen über den weiten, von Schiffen und Booten aller Art wimmelnden Hafen, liegen außer einer Anzahl unbedeutenderer Felsklippen noch fünf grüne, ungemein malerisch aus den fischreichen Fluten auftauchende



Teil von Bombay vom Mazagon-Hügel aus gesehen.

Felseneilande, unter ihnen die durch ihren alten Höhlentempel berühmte Insel Elefante.

Die nordsüdlich 16 km lange und westöstlich 5—7 km breite Insel läuft im Süden in zwei Halbinseln aus, Malabar Hill im Westen und das Fort mit Kolaba im Osten. Beide umarmen eine der schönsten Meeresbuchten der Welt, die Back-Bay. Malabar Hill ist der südliche Ausläufer des gleichnamigen Höhenzuges, der an der Westküste von Mahim bis Malabar Point sich hinzieht. Auch auf der Ostküste erhebt sich, öfters unterbrochen und entzückende Ausblicke auf die Stadt, den Hafen und die Bombay umgebende Inselwelt bis hinüber zum Festlande bietend,

ein niedriger Höhenzug. Das dazwischenliegende Flachland, ehemals eine gefährliche Sumpfniederung und auch heute noch während der Regenzeit oft auf weite Strecken überflutet, bildet ein fruchtbares Reis- und Gartenland mit zahlreichen Niederlassungen, durchzogen von schönen Kunststraßen, die nach allen Teilen der Insel führen und den beiden über Salsette vom Festlande herüberkommenden, im Viktoria Terminus-Bahnhofe und in Kolaba-Station auslaufenden Bahnlinien.

Eine der größten Naturschönheiten der Insel ist entschieden der große Palmenwald von Mahim, der die ganze Nordwestecke derselben von Maha Lakschmis Tempel bis hinauf nach dem alten Mahim bedeckt. Die Häuser der Stadt Mahim, die zahlreichen grauen Hütten der Eingeborenen, Tempel, Kapellen und Moscheen, schöne, mit den brennendroten Blüten des heiligen Lotos bedeckte Teiche — sie alle liegen wie begraben in den Palmen des wundervollen Waldes, durch den zahlreiche Straßen, Wege und Fußpfade führen, ein wahres Labyrinth von Wegen und Gängen, zwischen denen die dichtbestandenen Waldparzellen sich dehnen. Die weißblitzenden Pagodentürme, die hier und da aus der grünen Waldesnacht zum lachend blauen Himmel emporstreben, stechen höchst wirkungsvoll von dem sie umwogenden Grün der Waldeswildnis ab.

Früher portugiesischer Besitz und dem Vizekönig von Goa unterstehend, wurde die Insel Bombay, deren Name von der Göttin Mambā (Mambadēvi), im Marāthi Mambē, im Sanskrit Mahima, abzuleiten ist, im Jahre 1661 als Heiratsgut der Infantin Katharina an Karl II. abgetreten. Die Übernahme des Besitzes erfolgte aber nicht ohne Schwierigkeiten; erst nachdem England den Bewohnern den ruhigen Weiterbesitz ihres Privateigentums und die freie Ausübung ihrer Konfession vertragsmäßig garantiert hatte, konnte die Besitzergreifung der für Schiffahrt und Handel so wichtigen Insel erfolgen. Im Jahre 1668 übergab Karl II. die Insel an die Ostindische Kompagnie, deren Agenten in Surāt schon lange nach ihrem Besitz Verlangen getragen hatten. Seit jener Zeit datiert der Aufschwung der Stadt, die heute den ganzen Süden der Insel einnimmt und aus fünf Hauptteilen besteht, dem Fort im äußersten Süden bis nach Kolaba, der nördlich daranstoßenden Esplanade, der umfangreichen Schwarzen Stadt, den um diese sich gruppierenden Vorstädten und den prächtigen Villenkolonien im Westen auf Malabar Hill.

Kommt man vom Ozean herein, so bietet Bombay den imponierenden Anblick einer großen an zwei Meeresbuchten gelegenen Stadt, deren

Gebäude sich überaus malerisch um die eine dieser Buchten, die vielgepriesene Back-Bay, gruppieren. Wer die Stadt vor Jahrzehnten gesehen hat, der bemerkt beim Näherkommen bald die großartige Veränderung, die seitdem stattgefunden hat, besonders dem Fort und der Esplanade und überhaupt den südlich von der Schwarzen Stadt gelegenen Stadtteilen ein völlig verwandeltes Aussehen verleihend. Stattliche, fremdartig schöne Häuser umgeben die lachenden Ufer der Bai an Stelle der einfachen Häuser von ehedem. Besonders großartig ist der Eindruck der Stadt, wenn man vom Wellington-Pier, dem früheren Apollo-Bander im Süden des Fort, vorüber am eleganten Bombay-Jachtklub, an Sailors Home, einem großen Hospital, dem Elphinstone-College und dem großen, komfortablen Esplanadenhotel durch die Mayo-Road bis zum Telegraphenamt, und von da um die Queens-Statue herum wieder zurück nach der breiten Rampart-Row hinauf nach den großartigen Crawford-Markthallen fährt, denen gegenüber, nur durch die vom Hafen kommende Esplanade-Cross-Road getrennt, sofort die Schwarze Stadt beginnt. Hier macht Bombay vollkommen den Eindruck einer großen europäischen Weltstadt, einer Stadt von Palästen und Prunkgebäuden glänzendsten Stils, zwischen denen sich prächtige grüne, von schönen Straßen durchzogene und mit stattlichen Bäumen besetzte Plätze dehnen.

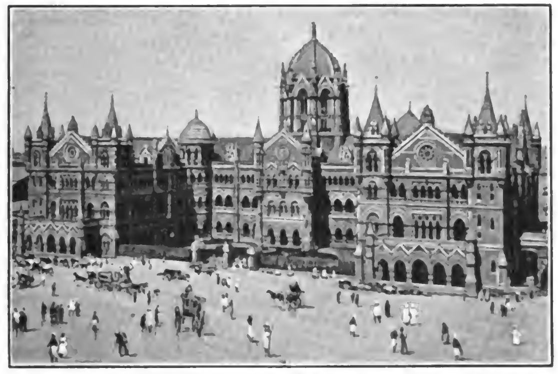
Großartig ist das Leben am Hafen. Da reiht sich längs der staunenerregenden Anlagen Speicher an Speicher, Magazin an Magazin, von hohen Plankenzäunen umschlossen, Dock an Dock, während auf dem nie zur Ruhe kommenden Wasser draußen es von Kriegsschiffen, Postdampfern und großen Kauffahrern und zahllosen dazwischen hin und wieder dampfenden, segelnden und rudernden Fahrzeugen aller Art wimmelt und am Strande ein in gewaltigen Dimensionen angelegter Riesenkran unausgesetzt arbeitet. Gegen vierzig meist schnurgerade Parallelstraßen führen von diesen ausgedehnten Hafenanlagen der südlichen Ostküste nach dem Innern des Fort, der Schwarzen Stadt und des schönen Stadtteils Mazagon im Nordosten der letzteren. Durch diese nach dem Herzen der Schwarzen Stadt zu immer mehr reinindischen Charakter annehmenden Straßen flutet der ganze gewaltige Verkehr, der zwischen Stadt und Hafen und umgekehrt stattfindet. Während in der Nähe des Hafens die Handwerker bereits fast ausnahmslos mit europäischen Maschinen mit Motorbetrieb und modernen europäischen Werkzeugen arbeiten, nimmt nach dem Innern zu diese Art des Handwerksbetriebes immer mehr ab, bis endlich Altindien,

von dem E. Arnold sagt: „India does not change“, wieder völlig unverändert vor unseren Blicken dasteht, wie im Leben und Treiben auf den Straßen und in den Geschäften, so auch in den Arbeitsstätten der eingeborenen Handwerker und Industriellen.

An einer von diesen Hafenstraßen, die von Carnac-Basin, etwa in der Mitte der Hafenanlagen, zum Nordende der Esplanade führt, liegen die bereits erwähnten großartigen Markthallen von Bombay, eine Musteranstalt ersten Ranges, deren sich keine europäische Großstadt zu schämen brauchte. Welch eine peinliche Sauberkeit und Ordnung herrscht überall in den geräumigen Verkaufshallen, durch deren Eingänge man einen prächtigen Ausblick auf schöne großstädtische Gartenanlagen hat und in deren Innerem in gesonderten Räumen alle nur denkbaren Lebensbedürfnisse in frischer, sauberer Beschaffenheit und überreicher Fülle zu haben sind, Fleisch und Fische, Wild, Geflügel und Konserven, allerlei Gemüse und Grünkram, Kartoffeln, Reis, Hülsenfrüchte, Arrowrootmehl, ganze Berge von köstlichen Ananas und Mangos, Bananen, Guavas, Granatäpfel, Limonen, Kokosnüssen, Melonen und was sonst noch an Früchten, Körnern und Gemüsen unter Indiens Sonne gedeiht und für den Haus- und Wirtschaftsbedarf irgend gebraucht wird! Kein Feilschen und Handeln ist nötig, da die an den Eingangstoren ausgehängten Preislisten von jedem einzelnen Gegenstande den festen Preis für den laufenden Tag angeben, so daß die zum Einkauf kommenden Hausfrauen schon vorher wissen, wie sie ihre Marktkasse einzuteilen haben. Um den Heimtransport der gemachten Einkäufe brauchen sie dabei nicht in Sorge zu sein, da hierzu ganze Scharen kleiner nackter Bengels bereit stehen. Liebhaber von Tieren können in besonderen Verkaufsständen schneeweiße Katzen mit buschigen Schwänzen, auch niedliche kleine Affen zu kaufen bekommen. Der Besuch ist, besonders am Morgen, ein so starker, daß stellenweise kaum durchzukommen ist, und es ist zu verwundern, daß bei der dadurch verstärkten Hitze alle, auch die penibelsten Waren von solcher Sauberkeit und Frische sind. Das gilt im besonderen von den propperen und schöneingerichteten Verkaufsständen der mohammedanischen Fleischer und den darin feilgehaltenen Fleischwaren.

Ein Weg von wenig hundert Schritten führt durch die Esplanaden-Marktstraße hinab zu dem wundervollen Prunkgebäude des Hauptbahnhofs von Bombay, des Viktoria-Terminus, vor dem man wie vor einem Märchenwunder steht, zumal wenn man von Süden, aus der breiten Hornby-Row, heraufkommend, seine prächtigen säulen- und fensterreichen Fassaden und den Wald von Kuppeln und Türmchen und

Spitzen auftauchen sieht, der den in einer überaus prächtig und reich wirkenden Vermischung von indischer Architektur und englischer Gotik errichteten imposanten grauen Sandsteinbau krönt. Was soll man mehr bewundern, die wundervollen Einzelheiten der von Hunderten von schönbogigen Fenstern und Türzugängen durchbrochenen, mit Reliefs, Rosetten und heraldischen Figuren geschmückten Fassaden und der Turm- und Kuppelkrönungen, von deren höchster eine in luftiger Höhe schwebende Nike herabschimmert, oder den großartigen Gesamteindruck, den dieses größte und schönste Gebäude von Bombay macht, zu dem



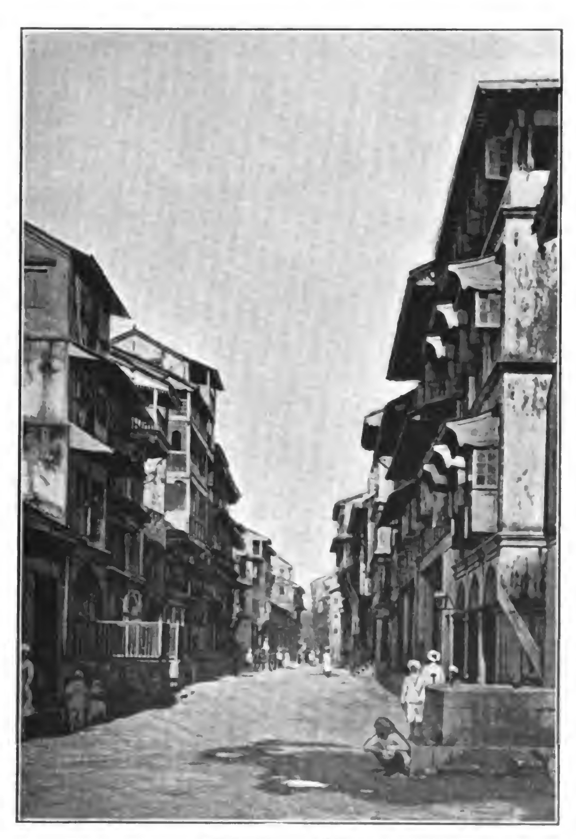
Hauptbahnhof von Bombay.

der gegenüberliegende imposante Kuppelturmbau der Municipal-Offices, des Rathauses von Bombay, ein vortreffliches Pendant abgibt. Nahe dabei liegen die palastartigen Gebäude des Police-Court, des Kama-Hospitals und der Elphinstone-Hochschule und, in der Nachbarstraße das große St. Xaviers-College, die Nordostseite des großen, freien Esplanadenplatzes wirkungsvoll abschließend. Eine besonders schöne architektonische Wirkung haben die zahllosen schönen Säulenpfeiler zwischen den luftigen Bogenfenstern und Türbogen des Hauptbahnhofes, die den reichverzierten Fronten ein wahrhaft prächtiges Aussehen verleihen. Die Zahl der kleinen Türmchen, die sich um die große Mittelkuppel, die beiden kleineren Seitenkuppeln und die anderweiten turmartigen Spitzen gruppieren, beträgt nicht weniger als sechzig.

Auch im Westen des Forts, der eigentlichen City of Bombay, reiht sich, vom Elphinstone-College und Esplanadenhotel bis hinauf zur Queens-Statue, an den prächtigen öffentlichen Plätzen der Esplanade gelegen, Prachtbau an Prachtbau, das Sekretariat, die Universität, der Justizpalast, die Public-Work-Offices, das Hauptpostamt und das Telegraphenamt, lauter in gotischem Stil erbaute äußerst stattliche Bauwerke.

Hochinteressant ist ein Gang durch das Fort, das Handelsviertel von Bombay, das den Raum vom Apollo-Bander bis zum Hauptbahnhofe, zwischen dem Hafen und dem südlichen Teile der Esplanade einnimmt. Die Straßen sind verhältnismäßig eng und kurz und die Hauptstraßen laufen im Elphinstone-Circle zusammen, der mit dem eingeschlossenen, prächtig angelegten kreisrunden Platze den Glanzpunkt und das Zentrum des Forts bildet. Östlich davon liegt die stattliche Town-Hall mit zahlreichen Statuen hervorragender Männer, von denen auch das alte Regierungsgebäude im nördlich gelegenen Parell viele Gemälde und Büsten enthält, westlich, an der Südseite der in den Circle einmündenden Church-Gate-Street die St. Thomas-Kathedrale, eine der ältesten evangelischen Kirchen Indiens. Die übrigen hervorragenden Gebäude des Forts, die Münze, das Zollamt, die Schiffswerft usw., liegen im Osten und Süden; einen großen Teil der am Hafen gelegenen Hälfte des Stadtteils nimmt der unregelmäßige, umfangreiche Bau des Castle, des Alten Kastells mit dem Großen Arsenal ein.

In den Auslagen der Geschäftsleute werden die wundervollsten Erzeugnisse des gesamten nordindischen Kunstgewerbes, die reizenden Bombay-Mosaikarbeiten, die Erzeugnisse der Kaschmirischen Silber-Kunstindustrie, prächtige Artikel der Kunstweberei, der Kupferschmiedekunst und anderer einheimischen und fremden Kunstgewerbe in reicher, entzückender Auswahl ausgestellt, deren Anblick einem den Wunsch, ein „Nabob" zu sein, sehr nahelegt. An das Castle schließen sich im Norden die großen Dockanlagen der Woody-Bay-Reservation, des Viktoria-Dock und des Princes-Dock an, die bis nach Mazagon hinaufreichen, von dessen Hügel man einen der schönsten Ausblicke von ganz Bombay hat, auch über das unermeßliche Häusermeer der Schwarzen Stadt, deren Straßenlärm summend und rauschend heraufdringt. Und der ist nicht gering, denn ein gewaltiger Strom asiatischer Menschheit und ein überaus lebhafter Wagenverkehr durchflutet die schier zahllosen geraden und krummen, kurzen und langgedehnten, breiten und



Straße im Fort von Bombay.

engen, rechtwinklig und in planloser Unregelmäßigkeit sich kreuzenden Straßen und Gassen dieses kleinen London.

Gleich nach Überschreitung der im Norden der Esplanade und des Fort von Osten nach Westen führenden Straße befindet man sich in der Black Town, der Schwarzen Stadt. Äußerlich zwar vollzieht sich, was die Bauart und Ansehnlichkeit der Häuser und die Einrichtung der Geschäfte und Handelsniederlagen betrifft, der Übergang nur sehr allmählich, denn an die Stelle der primitiven shops und Lagerschuppen von früher, die ganz indisches Gepräge trugen wie die im Innern der Stadt noch heute, sind jetzt stattliche Bauten mit schönen Lagergewölben und Verkaufshallen getreten, und die Fronten der drei- und mehrstöckigen Häuser gewähren mit ihren bis ins oberste Stockwerk hinaufreichenden durchbrochenen und bemalten Galerien und Veranden einen ebenso stattlichen wie geschmackvollen Anblick. Erst wenn man weiter ins Innere der Stadt vordringt, nimmt das Straßenbild einen anderen, den echt indischen, Charakter an, indem die Häuser fast ausnahmslos die den Eingeborenenvierteln eigene Bauart aufweisen. Immerhin ist das Bild sofort nach dem Betreten der Schwarzen Stadt ein verändertes. Pferde bekommt man selten mehr zu sehen; dafür rattern die hochräderigen Ochsenkarren und Ochsendroschken neben der Pferdebahn durch die langen Straßenzeilen, und auch sonst tritt uns die ganze indische Eigenart hier wieder völlig unbeeinflußt und unverändert vor Augen, in den charakteristischen Straßentypen, im ganzen Straßenleben und in der Einrichtung der offenen Basarräume und Werkstätten. Daß wir uns im Eingeborenenviertel befinden, bezeugen uns auch die zahlreichen freistehenden oder in die Straßenflucht eingebauten Tempel, die unter den Bäumen und an Straßenecken usw. stehenden Götzenbilder und die bestehenden öffentlichen Verkehrs- und Wohlfahrtseinrichtungen. Im allgemeinen ist die Schwarze Stadt, obwohl natürlich auch bessere Straßen vorhanden sind, recht eng und unsauber, die Häuser oft recht verbaut, alt und baufällig, schmucklos von außen — denn die groteske Bemalung wirkt nicht vorteilhaft. Auch im Innern der Häuser findet man viel Unordnung und Unsauberkeit, die das rasche Umsichgreifen der Pest erklären. Ein emsiges und vielgestaltiges Großstadtleben bewegt sich in lebhaftem Farbenspiel in den langen Straßenzeilen und Handelspassagen, so daß man hier die charakteristischen Eigentümlichkeiten fast aller Völker des östlichen Asien studieren kann und von dem das Ohr umrauschenden Sprachengewirr ganz wundersam berührt wird. Wunderlich aufgeputzte Gestalten wechseln mit solchen, die außer

ihrer in allen Schattierungen von Braun und Gelb glänzenden Haut fast keine Bekleidung haben. Was bekommt man da doch alles für Leute zu sehen, neben dem weißen Gesicht des Europäers! Da ist der anglo-indische Eurasier oder Ostindier, gering angesehen bei Europäern wie bei Eingeborenen, die ihn beide nicht voll als den Ihren anerkennen; wenn er sich auch noch so sorgfältig nach europäischer Mode kleidet, Farbe und Gesichtsbildung verraten doch jedem auf den ersten Blick das Geheimnis seiner unreinen Abstammung. Das gleiche gilt von den zahlreichen, noch dunkleren indoportugiesischen Mischlingen. Eine ganz



Ochsendroschke in der Black Town von Bombay.

andere Rolle spielt und eine ganz andere Figur macht der vornehme, reiche und geschäftskundige Parsi, trotzdem auch seine würdevoll und selbstbewußt einherschreitende oder behaglich und stolz einherkutschierende Persönlichkeit sich durch den gelben Anflug der Gesichtsfarbe und die eigenartige Kleidung von der des europäischen Vetters auffällig unterscheidet. Da ist ferner der stolz und finster blickende Moslim, dem heute noch die einstige Herrschaftsstellung seiner Stammes- und Glaubensgenossen im Kopfe spukt. Schon der Schnitt seines Bartes und seine Tracht kennzeichnen ihn als Nachkommen der einstigen Herren des Landes. Dazu kommen die schlanken, beweglichen, auf der Straße so lebhaften Hindus mit ihren vielerlei malerischen Trachten und mancher-

lei Schattierungen und Gesichtsbildungen, bald nur mit einem Lendentuch bekleidet, bald geckenhaft und überladen aufgeputzt oder in mehr oder weniger europäischer Kleidung, der Hauptsache nach gelbbräunliche Marāthen, aber auch zahlreiche Rādschputs, Gudscherātis, Konkānis und anderweite zugewanderte Söhne der indischen Erde, sogar Insulaner von den Malediven und Lakediven; ferner schwarzstruppige Belūtschen, zierlich auftretende, aber gern recht finster dreinblickende hellfarbige Afghanen mit schwarzen Spitzhüten und langen, kaftanartigen Schwarzröcken, die schlitzäugigen Söhne des Himmlischen Reiches, die Bombay mit dem nötigen Schuhwerk versehen, schwarzbraune Suahelis und Söhne der Arabischen Wüste — kurz eine bunt zusammengewürfelte Menschenwelt ist es, die unaufhörlich in den Straßen der großen Stadt auf und ab wogt. Dazu der Wagenverkehr! Alle nur denkbaren Arten von Gefährten bis zur feinsten — aber von Zebus gezogenen englischen Equipage, Palankine und Handkarren, grobe, mit geduldigen Eseln oder schläfrig und träge in die Welt blickenden Ochsen bespannte Lastfuhren, Lastträger mit großen Körben und Warenbündeln auf dem Kopfe schieben und drängen sich den ganzen Tag über durcheinander, vom frühesten Morgen an, wo der erste flammendheiße Sonnenstrahl über die Felsenzinnen der Ghāts herüberleuchtet und die Landbauern durch die Memon- und die Rohimon-Street den Markthallen zuströmen, bis zum Abend, wo in der Band-Stand im Süden der Esplanade die Militärmusik ihre Weisen ertönen läßt, die am Gestade der Bai promenierenden und ausfahrenden Europäer anlockend. Dann kommen auch die hauptsächlich im Fort hausenden, aber auch in den schönen Landhäusern des Westens und in den Vorstädten der Schwarzen Stadt wohnenden Parsis, die tagsüber in ihren Kontoren sich müde gerechnet haben, an den Strand, und man sieht sie in bunten, malerischen Familiengruppen auf den grünen Uferflächen längs der Bai herumkauern und -liegen, um der hinter Malabar Hill groß und in blutroter Pracht ins Weltmeer versinkenden Tagesgöttin ihre letzte Verehrung darzubringen, ihr Blumen- und andere Opfergaben in die Flut zu streuen und dann die kühle Seeluft zu genießen, die so erquickend bald von der Bai, bald vom Hafenbecken herüberstreicht. Kaum daß in dem unaufhörlich die Straßen der Eingeborenenstadt durchflutenden, durchhastenden und durchtosenden Verkehr eine geringe Beruhigung eintritt, wenn die sengendheißen Strahlen der Mittagssonne mit blendendem Glanze das bunte Farbenspiel beleuchten, das dieses glänzende, sinnverwirrende Großstadttreiben bietet.

Es ist ebenso interessant als amüsant, die Bewohner der Schwarzen Stadt in ihren Lebensgewohnheiten und ihrer Arbeitsweise zu beobachten; da kann man so recht einen Eindruck vom zähen Festhalten der Hindus am alten Brauch erhalten. Da sieht man die Kupferschmiede, die in einer besonderen Straße wohnen, in ihren offenen Werkstätten hämmernd und klopfend, feilend und schabend und polierend ihre stil- und geschmackvollen Kunstwerke und gewöhnlichen Gebrauchsgegenstände in emsigem Fleiß anfertigen und anderwärts die Drechsler



Baumwollenhändler in Bombay.

mit Bogen, Schabmeißel und Lackstange hantieren, daß die Arbeit nur so fliegt, obwohl keiner einen Schweißtropfen vergießt. In einer anderen Straße hocken die gleich jenen „vierhändig" arbeitenden Tischler am Boden der offenen Werkstatt und verfertigen coram publico ihre aus massivem Holz ornamental geschnitzten Möbel, eifrig hobelnd, bohrend, sägend, schnitzend und polierend, und unter den geschickten Händen der Mosaikarbeiter sehen wir die reizenden Holzmosaiksachen, Schatullen, Kasten und Kästchen, Büchsen und Rahmen entstehen und wundern uns, wie einfach die Methode ist, nach der sie die oft so komplizierten Muster herstellen. So spielt sich das ganze Leben in der Öffentlichkeit ab, und man sieht tausend Dinge, die wir im Innern des Hauses vornehmen,

auf der offenen Veranda und auf der Straße verrichten, und wenn es nur das gegenseitige Ablesen der kleinen Tierchen wäre, die ihre Wohnung auch im Haupthaar der Hindus gern aufschlagen, aber in Indien gleich den Menschen eine dunklere Farbe haben. Der Barbier seift und schabt seinen Kunden auf offener Straße, auf dem Trottoir oder im Rinnstein, und putzt ihm darauf die Nägel, die Zähne, die Nasenlöcher und Ohren, alles angesichts des Straßenpublikums. Der Masseur bearbeitet die Muskeln seines Kunden da, wo er ihm gerade auf der Straße begegnet, und der im offenen shop kauernde Kaufmann läßt sich beim Zusammenzählen seiner Rupies und Annas auf dem langen Papierstreifen der Rechnung oder auf den kalligraphisch geschriebenen Seiten seines Kontobuches durch den Straßenlärm nicht im geringsten stören; es muß schon etwas ganz Besonderes auf der Straße passieren, wenn er den Rohrgriffel einen Augenblick aus der Hand legen soll. Brahmanische Gurus unterrichten im Freien ihre kleinen dunkeläugigen Schulbengels, Flötenbläser, Zither- und Lautenspieler musizieren im größten Lärm um die Wette, Bettler kauern mitten in der heißesten Sonnenglut und mühen sich mit unausgesetzten Körperneigungen und lauten Darram-Rufen, die Aufmerksamkeit der Passanten auf ihre Person und die vor ihnen stehende Kokos- oder Kürbisschale zu lenken. Andächtige verehren und schmücken die auf der Straße stehenden Lingambilder und Mambadēvibilder. Schlanke Mädel und untersetzte Frauen mit hochgebauten Körben voll Bratties (getrockneten Kuhdungfladen) oder mit Körben voll Weizen- oder Reismehlkuchen auf dem Kopfe und häufig ein Kind auf der Hüfte tragend, Bhistie-Wasserträger mit ihren Schläuchen, die brahmanischen in Hindutracht, die mohammedanischen in Kappe und Beinkleidern, Lastträger mit federnden Bambustragstäben auf der Achsel, an deren Enden die Lasten hängen, „fliegende Händler" aller Art mit Tabak, Betel, Marzipan und anderen dem Hindu unentbehrlichen Genußmitteln bummeln oder eilen vorüber und drängen sich durch das Gewirr der Wagen und der Straßenpassanten. Wer will die ganze Fülle von einzelnen, unabläßig sich einander ablösenden Erscheinungen beschreiben, wie sie das Straßenleben der Eingebornenstadt und teilweise auch der Vororte zeigt?! Merkwürdig ist auch das reiche Tierleben, das man in den Vorstädten beobachten kann, wo die Dattel- und Kokospalmen, Tamarinden und Banianen jederzeit von Eichhörnchen, Papageien und frechen grauhalsigen Krähen wimmeln, so daß man nicht den geringsten Gegenstand, der ihnen verdaulich erscheint, fallen lassen kann, ohne daß sich sofort eine Anzahl dieser lärmenden, auf-

dringlichen Nimmersatte darauf stürzt. Hoch oben in der Luft aber schweben die Raubvögel und lassen sich hier und da, wenn der Appetit sich regt und draußen auf den „Türmen des Schweigens“ nichts mehr zu holen ist, herab, um eine Taube vom Tempelsimse zu holen.

Auch in der Black Town ist die Versuchung zum Kaufen eine sehr große. Alle Erzeugnisse nicht nur der heimischen Kunst und Industrie und des ortsansässigen Handwerks, sondern der indischen Industrie überhaupt, Kaschmirs Gewebe und Silbergefäße, Dschōdpurs, Dschaipurs und Sialkots emaillierte und oxydierte Kupferwaren, Delhis gravierte Gold- und Silberarbeiten, seine einfachen Wollwaren und dekorierten Seidengewebe, Agras Mumabatmosaiken, Benares' prächtig glänzende Metallgefäße und kostbare, herrlich gemusterte Seidenstoffe und Kalkuttas über ganz Indien verbreitete schwarz-gelb-weißen Moonbabadgefäße — alles kann man in den Basargeschäften der Black Town für leichtes oder schweres Geld, je nachdem man sich aufs Handeln versteht, zu kaufen bekommen, wenn man nicht vorgezogen hat, seinen Bedarf in den glänzenden Geschäften des Fort zu decken.



Straßenhändler in der Schwarzen Stadt von Bombay.

Bei der bunten Bevölkerung von Bombay kann es nicht wundernehmen, wenn man sieht, wie neben den Türmen der großen Pagoden und der kleineren hinduischen Tempel des Siva und der Mahadevi, des Wischnu und seiner Gemahlin und anderer Hindugötter in der Stadt selbst und in der Umgebung derselben auch die Türme christlicher Kirchen,

die hohen Minarets der Moscheen und die Kuppeln der Synagogen sich aus den Palmenwipfeln und aus dem Gewirr der Häuser und Straßen zum Himmel drängen. Die Tempel haben schon hier eine andere Bauart als im drawidischen Süden; manche von ihnen würde man gar nicht als solche erkennen, wenn nicht der vor dem Portale ruhende steinerne Stier oder ein anderes heidnisches Emblem ihre Bestimmung verriete. Fast keine Straße findet man in der Eingebornenstadt, in der sich nicht irgend ein Tempelgebäude befände.

Auch die Parsis haben viele Tempel, besonders am Strande, die jedoch keiner für Tempel ansieht, dem es nicht ausdrücklich gesagt wird. Die mit zierlicher Holzschnitzerei gezierten Heiligtümer der Dschainas würden, da sie in die Straßenfront eingebaut sind, wenig in die Augen fallen, wenn nicht ihre feuerrote Bemalung schon von weitem die Aufmerksamkeit auf sie lenkte.

Die Parsis bilden einen ziemlich großen Prozentsatz der Bevölkerung von Bombay; ist doch die Hälfte aller überhaupt in Indien lebenden Parsis, volle 50 000 Seelen von 100 000, in der Stadt ansässig, ein eigenes Gemeinwesen für sich bildend, indem die Verwaltung ihrer Gemeindeangelegenheiten und gleichzeitig die Funktionen der obersten geistlichen Behörde in den Händen eines besonderen nur aus Parsis gebildeten Verwaltungskörpers, des Pantschat, liegt. So mißgünstig und kastenstolz auch die Angehörigen der obersten Kasten auf sie herabblicken und so wenig grün ihnen die Mohammedaner wegen ihrer großen geschäftlichen Konkurrenz sind, so spielen sie doch, nicht bloß im Stadtgebiet von Bombay, sondern in gewissem Sinne in ganz Indien neben den Herren des Landes, mit denen sie sich jederzeit vortrefflich zu stellen vermochten, wirtschaftlich und hinsichtlich ihres auch sonst vielfach maßgebenden Einflusses die erste Rolle. Sind sie doch die eigentlichen Großkapitalisten und Großhändler Indiens, die ihre Mäklerhand überall im Spiele haben und als Geldgeber und Gläubiger, vielfach auch als Großgrundbesitzer, vor allem aber deswegen, weil alle größeren Zeitungsunternehmen des Landes fast ausschließlich in ihren Händen liegen oder doch wenigstens von ihnen beeinflußt sind, eine große Macht ausüben. Wo es gilt, Geld zu verdienen, ziemlich skrupellos, zeichnen sie sich durch einen ganz hervorragenden Geschäftssinn und Unternehmungsgeist aus, und die an ihnen zu beobachtende nie ruhende Betriebsamkeit und unermüdliche Arbeitskraft verdienen ebensoviel Bewunderung und Anerkennung, wie ihre oft bewiesene, in großem Maßstabe geübte Wohltätigkeit und Noblesse, deren Triebfeder ja auch

allerdings oft der Wunsch sein mag, von sich reden zu machen. Das Lob, das Werner ihrem heiteren und leutseligen Wesen, ihrer einnehmenden gefälligen Zuvorkommenheit und ausgezeichneten Artigkeit zollt, wird höchstens ein Engländer oder sonst einflußreicher Europäer unterschreiben. Im allgemeinen Verkehr haben sie in ihrem Wesen etwas Kaltes, vornehm Reserviertes, schon im Gesichtsausdruck, dessen Züge starr und kalt sind wie das Geld, mit dem sie so leidenschaftlich



Tamulenfrau verziert den Platz vor ihrer Haustür mit Figuren.

gern hantieren. Die Physiognomien sind scharf ausgeprägt und tragen noch den reinen charakteristischen Typus ihrer iranischen Vorfahren, da keinerlei Vermischung mit Hindus und Mohammedanern stattgefunden hat. So haben sie auch ihre unkleidsame Männertracht unverändert beibehalten, die schwarze, glanzlederne, topfartige, nach hinten sich überneigende Mitra, an deren Stelle nur bei den Priestern die weiße Mitra tritt, den faltigen schneeweißen oder schwarzen, von einem schwarzen Gürtel zusammengehaltenen Rock, welcher eng am Körper anliegt, die weißen, auch rot- und grünseidenen Beinkleider und schwarzen

Schnabelschuhe mit aufgebogenen Spitzen. Die Frauen tragen faltenreiche, hellfarbige, gold- und silbergestickte Gewänder, schmucke Stirnbänder und feine Sandalen und machen ebenso wie die pausbäckigen Kinder mit ihren goldgewirkten Kappen und bunten Röckchen einen anmutigen, wenn auch mitunter etwas überputzten Eindruck.

Ihrem religiösen Bekenntnis nach sind die Parsis, als Nachkommen der alten feueranbetenden Perser, die vor drei Jahrhunderten, als die Mohammedaner erobernd in Persien eindrangen, fliehen mußten und auf der Westküste Indiens wohlwollende Aufnahme fanden, noch heute Feueranbeter, freilich nicht mehr im Sinne der im altpersischen Reiche herrschenden Religion, welche das Vorhandensein des guten (Licht) und bösen (Finsternis) Prinzips noch vor die Schöpfung verlegt oder doch mit dieser zugleich setzt. Im Gegenteil lehrt der heutige Parsismus nach Prof. Williams in Oxford (The Indian Antiquary, Nov. 1877), daß Ormuzd zwei Naturkräfte geschaffen habe, von denen die eine schaffe, bilde und erhalte, die andere aber zehre, auflöse und zerstöre, und die einander ablösten, aber einander nicht notwendig widersprächen, ähnlich wie ja auch die Hindus ihren erhaltenden (Wischnu) und zerstörenden (Siva) Gott haben, die beide unter dem Brahma stehen. So wollen die Parsis von heute den Anschein erwecken, als sei ihre Religion trotz des „nur scheinbar bestehenden" Dualismus ein reiner Monotheismus; in Wahrheit ist sie weder das eine noch das andere. Sie genieren sich als gebildete Leute ihres alten Aberglaubens von den zwei Urwesen und leugnen diese Lehre entschieden ab — viele gehören ja sogar zur Freimaurerloge und einer von ihnen war Logenmeister. Indem sie ihren Glauben mit dem Hinduglauben zu „verbessern" suchen und die Elemente als Ausflüsse der Gottheit betrachten, geht durch ihre dualistisch-monotheistische Religion zugleich noch ein monotheistischer Zug, wie beim Brahmanismus, nur daß sie in ihrer idealeren Gottesverehrung von dem groben Bilderdienste des letzteren nichts wissen. Ihre Ehrfurcht vor dem Feuer geht so weit, daß sie kein Feuer löschen und keiner Feuerwaffe sich bedienen dürfen, und neben der Sonne, dem Monde und den Sternen auch die brennende Lampe, ja die im Geäst der Bäume gaukelnden Leuchtkäfer zum Ziele ihrer Andacht machen. Ihr liebster Gott ist jedenfalls der lieblich funkelnde Glanz des Goldes. Die unter ihnen bestehende Sektenspaltung hat ihren Grund in einer reinen Äußerlichkeit, in Streitigkeiten über das religiöse Jahr.

Der Prozentsatz der Priester, der Mobeds (angeblich zusammengezogen aus Magapati = Magierfürst), deren Tracht sich von der der

Laien nur durch die bereits erwähnte weiße Mitra unterscheidet und die sich im übrigen durch eine große Unwissenheit hervortun, ist mit 10—15% ein ziemlich großer. Ihre Akzidenzien bei Geburten, Hochzeiten, Sterbefällen und Bestattungen müssen sie sich ziemlich sauer verdienen, da sie bei diesen Gelegenheiten ihr ganzes in einer ihnen völlig unverständlichen Sprache geschriebenes heiliges Buch von A bis Z vorlesen müssen, was aber ihre Lesegewandtheit mit der Zeit so gefördert hat, daß die Blätter des Buches nur so fliegen. Sie bekommen für diese exemplarische Leistung nur einen geringen Lohn; ihre brahmanischen Kollegen, denen sie im übrigen getrost die Hand reichen mögen, da man die meisten derselben auch oft fragen könnte: „Verstehst du auch, was du liesest?“ lassen sich dergleichen viel anständiger bezahlen.

Die religiösen Schriften der Parsis enthalten manches Gute, besonders viele gute moralische Vorschriften.

Entsprechend den Lehren Zoroasters bestatten die Parsis ihre Toten in einer Weise, für die sich vielleicht vom hygienischen und überhaupt vom praktischen Standpunkte aus manches geltend machen ließe, die aber für unser Gefühl etwas Schreckliches, Abstoßendes hat und allen Begriffen von Pietät ins Gesicht zu schlagen scheint. Sie setzen nämlich die Leichen aus und lassen die Fleischteile derselben von den Geiern verzehren, die in der Regel sehr schnelle Arbeit machen, da immer eine große Zahl dieser gefräßigen Tiere auf den Turmrändern der „Towers of Silence“ und in der Umgebung des Platzes hockt, auf dem die zur Aufnahme der Leichen mit großem Kostenaufwande erbauten fünf „Türme des Schweigens“ sich inmitten wohlgepflegter Anlagen erheben, umgeben von den säuselnden Kronen des herrlichen Palmenwaldes, der Malabar Hill bedeckt. Einen größeren Kontrast kann man sich kaum denken als diese schauerlichen Stätten des Todes und der Vernichtung und die sie rings umgebende prächtige, lebenatmende und schönheitstrahlende Natur.

Die für unser Gefühl so abstoßende Bestattungsart der Parsis hat ihren Grund darin, daß man die drei Elemente Erde, Feuer und Wasser, in denen nach Zoroasters Lehre Gott seine Allmacht, Weisheit und Güte offenbart, nicht durch die Verwesung der Leichen verunreinigen will.

Eine stattliche Freitreppe führt im Westen von Chowpatty, wenige hundert Meter südlich vom großen Gowaliteiche, durch wundervollen Palmenwald 70 m hoch zu der Hügelterrasse empor, auf der die Türme stehen und von der man den allerbesten Überblick über ganz Bombay

und seinen herrlichen Hintergrund im Osten bis zum Festlande hat. Wer dort stehen durfte, der hat ein Stück vom Paradiese gesehen, und wer einigermaßen ein gutes Herz und eine offene Hand hat, der kann beim Ersteigen der Treppe eine Menge Geld loswerden; denn von Stufe zu Stufe umsummen ihn die wehleidigen Klagen und Bittrufe der Bettler und Krüppel, welche die Treppe besetzt halten. Der Eintritt auf den mit Mauern umfriedeten und mit einer Gittertür verschlossenen Bestattungshof ist nur gegen Karte gestattet. Ist man eingetreten, so erblickt man nahe dem Eingange ein kleines Tempelchen, in dessen Innerem das heilige Feuer brennt und vor dessen Pforte das ganz in Weiß gekleidete Trauergefolge zu einer kurzen Gebetsandacht zu halten pflegt. Im Hintergrunde liegen dann, in geringer Entfernung voneinander über den Platz verteilt, die fünf Türme des Schweigens, die eigentlich den Namen „Türme" gar nicht verdienen, da die geringe Höhe des völlig massiven Baues (etwa 8 m) zu seinem Durchmesser (13 m) in keinem entsprechenden Verhältnis steht; nur die Steinzinne, welche den oberen Rand der Türme umzieht und den Einblick ins Innere verhindert, verleiht dem Gebäude etwas Turmartiges. In der Höhe von 1 m über dem Erdboden führt ein mit eiserner Tür verschlossenes Eingangstor von Osten her ins Gebäude, dessen obere kreisrunde Fläche durch zwei konzentrische niedrige Steinringe in drei Kreisringe geteilt ist, deren je 72 ebenfalls durch niedrige Steinumfassungen voneinander abgegrenzte Felder zur Aufnahme der Leichen bestimmt sind, der äußere Ring für männliche, der folgende für weibliche, der innere für Kinderleichen. Im Zentrum befindet sich eine 5 m weite brunnenähnliche Vertiefung, welche zur Aufnahme der von den Vögeln abgenagten Gebeine dient.

Außer den Leichenträgern, die ebenfalls Parsis und wegen ihres „unreinen" Dienstes gering angesehen sind, darf niemand — auch von den nächsten Angehörigen des Toten — das Innere der Türme betreten, deren größter 600 000 M. Baunnkosten verursacht haben soll.

Prof. Williams wurde eines Tages Augenzeuge der Bestattung eines Parsipriesters. Gegen ½6 Uhr morgens sah er den Leichenzug die Stufen von Malabar Hill emporsteigen. Vor dem Zuge her ging ein Mann, der einige Stücken Brot in einem Tuche trug. Ihm folgte, mit einem weißen Tuche bedeckt und von vier Männern getragen, die Leiche auf der flachen eisernen Bahre, dieser zunächst ein Mann mit einem weißen Hunde und dann mehr als hundert weißgekleidete Priester, denen die ebenfalls weiß gekleideten Verwandten folgten, paarweise,

die Zipfel eines Tuches haltend, das sie miteinander verband. Zwanzig Meter vom Turme entfernt machte die Prozession Halt; der Hund wurde zur Leiche geführt und, nachdem er dieselbe angesehen, mit dem Brote gefüttert. Während dieses Vorganges waren die Leidtragenden umgekehrt und sangen vor dem bereits erwähnten Tempelchen Gebete, während unterdessen die Träger den Leichnam nackt im Turme niederlegten. Kaum hatten sie die Tür hinter sich geschlossen, als schon 40—50 Aasgeier, die bis dahin schläfrig auf den Turmzinnen gehockt hatten,



Einer der „Türme des Schweigens".

mit schwerem Flügelschlage sich auf die Leiche niederließen, die vielleicht schon längst in ein Skelett verwandelt war, als die Anverwandten den Tempel nach vollbrachter Andacht wieder verließen. Der Hund gilt bei den Parsis als heiliges Tier; früher hatten auch die Hunde den Dienst zu versehen, den jetzt die Aasgeier verrichten, und als Entschädigung für den Wegfall dieses Vorrechts wird darum jetzt bei jeder Bestattung ein Hund mitgeführt, der den Leichnam zwar ansehen, aber nicht anrühren darf und dafür mit dem Brote schadlos gehalten wird.

Die Gebeinräume im Innern der Türme, wo die Gebeine von hoch und niedrig, allmählich zu Staub zerfallend, für Jahrhunderte durch-

einanderliegen, sind ein rechtes Zeugnis, was für ein großer Gleichmacher der Tod ist.

Die bereits erwähnte Prachtaussicht von dem Bestattungsplatze der Parsis und von Malabar Hill überhaupt, dem ganz mit interessanten Villen bedeckten palmenreichen Höhenzuge im Westen, auf dessen südlichem Ende bei Malabar Point das Governments-House liegt, sollte niemand, der Bombay besucht, zu genießen versäumen. Auch abends, wenn aus der leise summenden und sanft rauschenden Stadt die zahllosen Lichter heraufstrahlen und der Leuchtturm auf Colaba Point sein helles Drehlicht bald über die Stadt, bald über den Hafen, bald weithinaus in die See sendet, ist der Aufenthalt auf dieser luftigen Höhe, zu der schöne Wege bequem emporführen, außerordentlich angenehm und genußreich.

Fährt man vom Viktoria Terminus mit der Bahn nach Norden, so erblickt man auch hier des Interessanten viel. Schon durch Mazagon und Tarwari wendet man nicht gern den Blick von den Fenstern. Kommt man dann weiter nach Norden, wo der Zug die ganz hinduischen Vororte Parell, Dadur und Tschintschpugli durchkreuzt, so jagt derselbe schneller als dem Reisenden lieb ist, der das ganze fremdartige Bild zur Rechten und Linken ruhig in sich aufnehmen möchte, durch prächtige Haine von Dattel- und Kokospalmen, zwischen Tempeln, Moscheen, Synagogen und Kirchen dahin, jetzt vorüber an großen Färbereien, deren frischgefärbte und zum Trocknen aufgehängte Seiden- und Kattunstoffe buntfarbig herüberschimmern, dann wieder an Brennplätzen und Friedhöfen, an Anlagen zum Trocknen der Seefische, usw. Bald jagt der Zug durch friedlich zu beiden Seiten der Strecke weidende Schaf-, Ziegen-, Büffel- und Rinderherden, bald durch allerlei gewerbliche Anlagen und eine sich drängende Menschenmenge, bis endlich Sion Station, die nördlichste der 19 Bahnstationen der Insel erreicht ist, hinter der der Zug die schmale Meerenge überschreitet, die Bombay und Salsette trennt, und an der Ostküste der letzteren durch bebaute und unbebaute, vielfach mit Dschangel bedeckte Gegenden hinauf nach Tanna eilt, von wo aus die berühmten Felsentempel von Salsette, die Tempel von Kanāri gut zu erreichen sind, die wir nun besuchen wollen.

Kurz vor Tanna, nahe bei dem Dorfe Vihara, verlassen wir die Bahn, links abbiegend, um in die Berge zu gelangen, in denen die Hauptgruppe der Tempel liegt. Der Weg führt durch die tiefste Berg- und Waldeinsamkeit, durch schöne von buntschillernden Papageien belebte Palmyrawälder, vorüber an idyllischen Strohhütten und friedlich grasenden Viehherden, welche die grünen, von waldigen Berghängen



Blick auf Bombay vom Malabar Hill.

eingeschlossenen Wiesenflächen beleben. Dann geht es wieder hinein ins Dunkel des dichten Tropenwaldes, zwischen dessen glänzend belaubten Bäumen noch hier und da die Palmyra ihr stolzes Haupt erhebt, und schließlich durch parkartige Wiesengründe hinauf in ein tief eingeschnittenes Bergtal, in dessen kühlem Grunde zur Regenzeit die Wasser des Gießbaches mächtig hinabbrausen, während in der heißen Zeit nichts davon übrig bleibt als hier und da eine klare, tiefe Wasserlache.

Endlich kommt der letzte Anstieg, der erst sanft ansteigend durch die malerische Tropenwildnis und dann steil hinauf über loses Steingeröll und durch dicht verwachsenes Gestrüpp und Buschwerk ans Ziel unserer Wanderung führt, wo sich an den beiden Seitenlehnen einer wilden Bergschlucht in reicher Zahl die terrassenweise in den Felsen gehauenen Viharas, die Zellen der buddhistischen Mönche, die einst hier gehaust haben, finden, von Terrasse zu Terrasse durch in den Felsen gehauene Steiltreppen miteinander verbunden. Diese Viharas sind kleinere oder größere, im letzteren Falle auch Säulen enthaltende höhlenartige Felslöcher mit einem Steinbett und einem Buddhabilde, vor deren Eingang sich häufig schöne Terrassen befinden, von denen der Blick hinüberschweift in die zu Füßen sich breitende und drüben am Abhang sich dehnende Waldeinsamkeit.

Der große Felsentempel (Tschaitia) liegt im tiefsten Waldesschatten versteckt; die noch vorhandenen Reste buddhistischer Kunst sind bewundernswert. Gleich am Eingange der großen Tempelhöhle erheben sich zwei mächtige Buddhastatuen, mit aufgehobener Hand den Nahenden grüßend. Durch eine mit Buddhabildern ausgeschmückte Vorhalle tritt man ins Innere des imposanten Bauwerkes, dessen Innenraum ein Rechteck von 13 m Breite und 30 m Tiefe bildet. Mehr als dreißig teils schmucklose, teils mit Wasserkrüge im Rüssel tragenden Elefanten verzierte Pfeiler, die nichts weniger als geschmackvoll gearbeitet sind, umgeben das Schiff des großartigen, ganz aus dem Felsen herausgehauenen Tempels, der trotz seiner leblosen Öde und Eintönigkeit und der Plumpheit der Einzelausführungen doch einen imponierenden Eindruck macht. Ringsum führt noch ein schmaler Gang, und im Hintergrunde erhebt sich das eigentliche Heiligtum, ein Dhagoba (einer oben spitz auslaufenden Glocke ähnelnd) von 13 m Umfang über einer Buddhareliquie.

Auch an diesen Tempel schließen sich eine große Zahl von Mönchszellen an, zum Teil von einer großen Säulenhalle auf drei Seiten in den Felsen führend. Die ganze Anlage, Tempel und Viharas, nimmt einen bedeutenden Raum ein.

Der Tempel ist zweifellos buddhistischen Ursprungs, was außer den zahlreichen Buddhastatuen und der leblosen Eintönigkeit des Ganzen auch der Umstand bestätigt, daß man Inschriften gefunden hat, welche die Lehre Gautamas enthalten.

Wenn wir das brahmanische Pendant zu dem Tempel von Kanāri sehen wollen, das offenbar seine Entstehung dem neuerwachten Eifer für die alte brahmanische Religion nach der Niederwerfung des Buddhismus verdankt, so müssen wir im flinken Segelboot oder auch auf Dampfesflügeln über die grünglitzernden Wogen des Hafens hinübergleiten nach dem auch an natürlichen Reizen reichen Inselchen Elefante, das seine Berühmtheit dem großartigen Höhlentempel verdankt, der auf der Nordseite der Insel hoch oben am steilen Bergabhange in einer Einbuchtung des Berges verborgen liegt, früher recht beschwerlich zu erreichen, heute jedoch, nachdem der fromme Eifer eines begeisterten Sivaverehrers eine schöne breite Treppenflucht den ganzen Abhang hinauf hat führen lassen, ganz bequem zugänglich. Leider ist die Insel, wenigstens die Uferpartie mit ihren Mangrovesümpfen, sehr fieberisch, weshalb ein längerer Aufenthalt, zu dem auch kein Anlaß vorliegt, nicht ratsam ist;



Haupttempel zu Elefante.

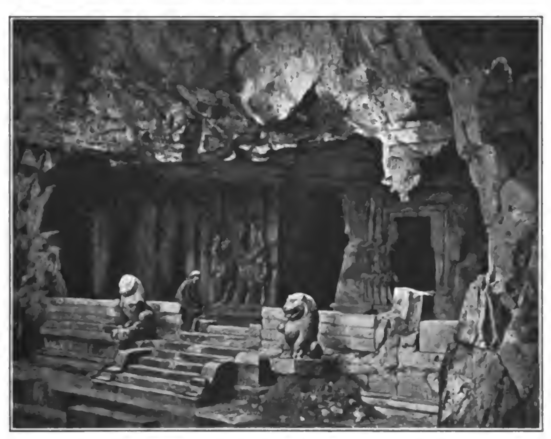
auch der ungeheure Reichtum an Giftschlangen, besonders Kobras, macht den Aufenthalt ungemütlich. Man kann kaum eine Beschreibung des Felsentempels lesen, ohne von einem Schlangenabenteuer zu hören, welches die Besucher, selbst im Innern des Tempels, hatten. Ihren Namen hat die Insel von dem großen steinernen Elefanten, der, leider jetzt fast bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt, rechts von der Landungsstelle steht, von der ebenfalls steinerne Stufen vom Ufer emporführen.



Partie aus dem Tempel zu Elefante.

Die Tempel von Elefante und Salsette sind es übrigens gewesen, die Goethe zu seinem wegwerfenden Urteil über die indischen Steinhauer veranlaßt haben, von denen er genau so viel Schimmer gehabt zu haben scheint, wie von der Farbenlehre. O si tacuisset! Die Hindusteinmetzen haben auch noch andere Dinge geschaffen, als diese „tollen Höhlenexcavationen", das „düstere Troglodytengewühl", das „verrückte Spiel mit Schnauz' und Rüssel", und auch abgesehen von dieser Tatsache gehört diese „verrückte Zieratbrauerei" und „saubere Bauerei" der „Elefanten- und Fratzentempel" trotz Goethe zu den größten Sehenswürdigkeiten der Welt. Keiner, der Bombay besucht, sollte daran vorübergehen. Freilich ist durch den blinden Fanatismus viel Schönes

beschädigt und vernichtet worden, besonders was die Götterbilder anbelangt, und auch der durch die Spalten des Trappgesteins von oben eingedrungene Regen hat im Laufe der Jahrhunderte mancherlei Schaden angerichtet und einzelnen Säulen so mitgespielt, daß nur noch ihr oberes Ende, einem riesigen abgestumpften Stalaktiten ähnlich, von der Decke herabhängt. Die in großen Dimensionen aus dem Felsen gehauenen Götterbilder unterscheiden sich durch die edle Ruhe und die schönen Formen



Linga-Kapelle im Höhlentempel zu Elefante.

ihrer Gesichtszüge, auch durch das weise Maßhalten der Künstler hinsichtlich ihrer Schmuckausstattung sehr vorteilhaft von den fratzenhaften, plumpen, mit Götzenschmuck überladenen Götterbildern einer späteren Periode des Brahmanismus, was manche Besucher zu der irrigen Annahme veranlaßt hat, als ob sie buddhistischen Ursprungs seien.

Der Aufstieg vom Gestade zum Haupteingange des großen Tempels ist ein wahres Vergnügen, so steil es auch in die Höhe geht; denn überall zur Rechten und Linken grünt und blüht es im dichten, mit wildem Indigo und Palmen untermischten Buschwerk, und große bunte Schmetterlinge gaukeln in reicher Zahl von Blüte zu Blüte. Wendet man sich aber um, so genießt man einen wahrhaft entzückenden Aus-

blick aufs Meer und die darin verstreuten grünen Inseln, Carinja, Trombay, Butchers Island, und auf die aus der Ferne herüberdämmernden Küsten von Bombay und Salsette.

Ist man zum Haupteingang gelangt, so tut man wohl, sich etwas zu verschnaufen und abzukühlen, da im Innern eine empfindliche Kühle herrscht. Beim Eintreten gewahrt man, wenn das Auge sich etwas an das herrschende Dämmerlicht gewöhnt hat, gleich gegenüber an der südlichen Hinterwand des Hauptraumes das Hauptbild des Tempels,



Dreiköpfige Sivabüste im Tempel zu Elefante.

eine kolossale (6 m hohe) dreiköpfige und mit einer hohen, an eine dreiteilige päpstliche Tiara erinnernden Kopfbedeckung versehene Büste, die schon viel Kopfzerbrechens verursacht hat und ganz verschieden gedeutet worden ist, obwohl die ganze bildnerische Ausschmückung des Tempels die richtige Deutung doch ziemlich bestimmt an die Hand gibt. Das Rätselhafte an der Figur war nicht die Mehrzahl der Köpfe überhaupt, sondern die Dreizahl der Köpfe. Die einen halten das Bild um ihretwillen für ein Sinnbild der Trimūrti, was aber Graul und andere mit Recht bestreiten, da alle anderen in der Haupthalle noch

vorhandenen Götterfiguren ausnahmslos auf Siva hindeuten, dessen wunderliches, bereits früher beschriebenes Kolossalbild als Mannweib Ardhanarischwāra ja auch zu beiden Seiten der Büste sich befindet. Während man überall große Bilder Sivas und seiner Gemahlin als Mahadēva und Mahadēvi findet, bilden die vorhandenen kleineren Bilder Brahmas und Wischnus nur gewissermaßen seinen Hofstaat, wie Dr. Graul sich ausdrückt, der die Büste nicht ohne Anspruch auf Wahrscheinlichkeit so erklärt, daß sie nur Siva, und zwar als „den ober-



Partie aus dem Tempel zu Elur.

herrlichen Inhaber des Dreigeschäfts", d. i. als Schöpfer, Erhalter und Zerstörer darstellend, den anderen Bildern die Krone aufsetzen soll.

Das Hauptinteresse des Besuchers nimmt natürlich die Haupthalle in Anspruch, deren Anblick trotz der vielen Schäden, welche fanatische Zerstörungswut und der leise, aber wirksam nagende Zahn der Zeit in Verbindung mit Natureinflüssen verursacht hat, und trotz des etwas gedrückten Eindruckes, den, im Gegensatz zu den hohen Räumen des Haupttempels auf Salsette die große Halle des Elefante-Tempels macht, ein imponierender, staunenerregender ist. Man bedenke nur, welche Arbeitsleistung nötig war, um dieses Wunderwerk aus dem

harten, massiven Trappfelsen heraus zu meißeln, und welcher exakten, direkt bewunderswerten Berechnung es bedurfte, um das Werk zustande zu bringen. Handelte es sich doch nicht um die künstliche Erweiterung und hallenmäßige Ausgestaltung einer natürlichen Höhle und deren Ausschmückung mit regelmäßigen Säulengängen und Steinbildern, sondern die ganze Anlage ist bis ins kleinste Stück aus dem massiven Felsen des Berges herausgehauen, indem man zunächst die Zwischengänge herausnahm und das für die Herstellung der 32 in vier parallelen Reihen stehenden mächtigen Pfeiler und der Götterbilder, welche dieselben schmücken, erforderliche Gestein stehen ließ, um es hernach mit dem Meißel künstlerisch zu bearbeiten. Das ist mit einer so wunderbaren Sorgfalt und Genauigkeit geschehen, daß weder an den Pfeilern, noch an den mit ihnen verwachsenen Bildern eine Stelle wahrzunehmen ist, wo geflickt und angesetzt worden wäre, gewiß eine Leistung, die Bewunderung verdient. Die Säulen sind mehr massig als schlank, unten, etwa bis zur Hälfte ihrer gesamten Höhe, im Durchschnitt quadratisch; es folgt dann ein nach oben sich etwas verjüngender, mit Längsrillen versehener Zylinder und endlich das stark vorstehende, runde, flachwulstige Kapitäl. Schon die Wahl des Ortes für den Tempel war eine glückliche, wohlberechnete; denn nicht überall zeigt der Trapp, der ja auf der gebirgigen Westküste stark vertreten ist, diese regelmäßige horizontale Klüftung, welche die Arbeit bedeutend erleichterte, indem gleich große Felsblöcke auf einmal herausgenommen werden konnten, nachdem dieselben seitlich vom Mutterfelsen gelöst waren. Welchen tiefen Eindruck mag dies Tempelgebäude einst, als es noch in seiner ganzen ursprünglichen Herrlichkeit bestand, auf das Gemüt der andächtigen Besucher gemacht haben!

Ähnliche, wenn auch hinsichtlich des Alters, der Größe, des Stils und der Ausschmückung sich vielfach voneinander unterscheidende Tempelbauten findet man noch an vielen Orten Indiens, teils Höhlentempel, teils freistehende Monolithentempel, teils, wie bei Mahamailapur südlich von Madras und bei Elur (Ellora) im Neisāmlande, beides vereint. Die bekanntesten dieser alten Felsentempel sind außer den bereits genannten die von Gajah, Karli, Bag, Adschanta und Dhamnar. Man kann nur mit staunender Bewunderung vor diesen schier unbegreiflichen Schöpfungen zahlloser jahrhundertelang arbeitender Menschengedanken, Menschenkräfte und Menschenhände stehen.

Zweites Kapitel.

Von Bombay ins „Land der Königssöhne“.

Vom Busen der schönen Meeresjungfrau müssen wir uns nun losreißen — es winken noch ferne Ziele, zu denen wir den Wanderstab zu tragen haben, zunächst die weite Rādschputāna mit ihren stolzen Fürstenburgen und Fürstengeschlechtern, das Land der ritterlichen Romantik, die Heimat der Surya-wansa, der „Sonnenkinder“, die ihren, in der ganzen Welt einzigartig dastehenden Stammbaum direkt auf den Sonnengott selbst zurückführen — keiner, auch der Allergeringste nicht, der sich nicht rühmte, königlichen Geschlechtes zu sein. Wir werden dort in ein von der Natur, die sonst in Indien ihre Gaben in so verschwenderischer Fülle und berückender Schönheit auszuteilen pflegt, nicht besonders bevorzugtes Land eintreten; die Landschaft macht oft einen recht rauhen, unwirtlichen Eindruck, der es uns fast vergessen läßt, daß wir uns in den Tropen befinden; ja ein großer Teil des Landes ist eine Stätte des Todesschweigens, die große heilige Wüste Tharr, in die wir schon einen Blick geworfen haben. Aber die stolze rauhe Art des unverweichlichten Geschlechts, das seit Menschengedenken in den Grenzen dieses eigenartigen Landes haust, sein unbeugsamer Stolz und fehdelustiger, kriegerischer Sinn harmonieren vortrefflich mit dem strengen Charakter der Landschaft, der uns in einem großen Teile der Rādschputāna entgegentritt und den Reisenden, der aus dem Paradiese von Bombay und den reichen fruchtbaren Ebenen von Gudscharāt kommt, im Anfang gar wunderlich anmutet, wenn er einmal, Ahmedābād und Disa im Rücken, die tempelgekrönten Zinnen des Mount Aboo vor sich auftauchen sieht.

Wie lockend aber auch Dschaipur, die Rosige, das Märchen unter den Städten Indiens neben Agra, und mancher andere stolze Herrschersitz der Rādschputāna winkt, wie eilig auch die Züge der Bombay-Baroda-Linie dem Norden zuhasten, in Gudscharāt liegt, besonders da, wo Tapti, Narbada und Sambaramati dem Meere zuwallen, manch starker Magnet, der uns eine Weile festhalten wird, und wenn es nur Baroda und Ahmedābād wären.

Also ade, du schöne, stolze Bombay, du Beherrscherin der Meere! Und nun hinüber ans feste Land und hinauf in die Ebenen von Gudscharāt!

Am frühen Morgen, wo die Palmen noch lange Schatten werfen und der Bettler unter dem Pipal oder auf den Tempelstufen sich eben den Schlaf aus den Augen gerieben und der Brahmine und Parsi der Sonne ihr Morgenopfer gebracht haben, wo die Felsenhäupter der Ghāts drüben im leuchtenden Osten noch nicht das goldrot schimmernde Gewand des Tages angelegt haben, sondern noch düster trotzig herüberblicken aufs neuerwachte Leben der großen Stadt und ihrer herrlichen Umgebung, besteigen wir im Westen des Forts nach einem letzten Abschiedsblick auf die glänzende Wogenfläche der Back Bai und die im Morgenstrahle schimmernden Villen von Malabar Hill in Church-Gate-Station den Zug, der uns durch die belebte Insel und das an landschaftlichen Schönheiten so reiche bergige Innere von Salsette ans Festland und hinauf nach dem Norden tragen soll. Welch ein Leben in dem von Männern und Frauen aller Kasten dichtbesetzten Zuge, dessen Eingeborenenabteile sich von Station zu Station mehr füllen! Da kann man sehen, was für ein reiselustiges Volk die Hindus sind, und wie gern sie, trotz der oft recht hinderlichen Kastenvorurteile und Kastenvorschriften, mit denen sie es sonst im Leben so genau nehmen, die Eisenbahn benutzen. Die Lust am Reisen steht ihnen deutlich auf den braunen Gesichtern und in den schwarzen Augen geschrieben und das Mundwerk steht nicht einen Augenblick still. Auf allen Stationen drängen sie sich an die Fenster, um draußen auf den Perron irgend einen Verwandten oder guten Bekannten zu erspähen und über das „wie geht's?" und „wohin?" genaue, wortreiche Auskunft zu erhalten und zu geben. Es gibt gar nichts Lebhafteres und Muntereres als diese scheinbar so sorgenlos in den schönen indischen Tag und die schöne indische Welt hineinfahrenden Hindupassagiere — solange sie unter sich sind und die Temperatur in den Wagenabteilen noch einigermaßen erträglich ist.

Östlich von Bassein setzt der Zug aufs Festland über — die bei Tanna nach Osten abbiegende Linie führt nicht nach der Rādschputāna, sondern über Dschabalpur nach Allāhābād, der „Stadt Gottes". Schon vor Mittag sind wir in Sūrāt (Sorate), dem in heißer Fiebergegend gelegenen einstigen Haupthafen des Mogulreiches — eine überaus reizvolle Fahrt, rechts die schönen Berge, links, oft ganz in der Nähe, die glitzernde Fläche des Golfs von Kambay, überall Palmen und nichts als Palmen, wo nicht der Segen der Felder und Fruchtgärten reift.

Auch von Sūrāt gilt, wie von so mancher indischen Stadt, das Jesaianische Wort über Babel: „Wie bist du vom Himmel gefallen, du schöner Morgenstern!"; steht doch ihre heutige Bedeutung als einfacher Küstenhafen in keinem Verhältnis mehr zu ihrem einstigen Glanze, der mit Bombays Aufblühen erblich. Immerhin ist sie mit ihren 118 000 Einwohnern noch eine respektable Stadt und als Haupthandelsplatz für Gudscharāt und Sitz einer blühenden Seidenindustrie noch von Bedeutung. Zu Akbārs des Großen, Dschehāngirs und Schah Dschehāns Zeiten war sie der Hauptmarkt von ganz Indien und bis 1687 Sitz einer Präsidentschaft der Ostindischen Kompagnie. Dem englischen Handel wurde der Hafen 1612 erschlossen. Das alte Schloß, das hervorragendste Bauwerk der Stadt, dient heute als Sitz der öffentlichen Behörden. Interessant ist ein Gang über den alten englischen Friedhof mit seinen weit in das 17. Jahrhundert hinein zurückdatierenden Grabinschriften.

Hinter Sūrāt überschreitet die Bahn auf einer großartigen Brücke, die aber trotz ihrer Eisenkonstruktion einen recht unsoliden, fast beängstigenden Eindruck macht, den breiten Taptistrom. In ganz langsamem Tempo fährt der Zug hinüber, verursacht aber trotzdem ein Rasseln und Klappern an allen Ecken und Enden, als ob alle Nieten locker wären, so daß man ordentlich aufatmet, wenn man endlich drüben ist und der Zug wieder in rascher Fahrt weitereilt nach dem in reicher Ebene liegenden Küstenhafen Barōtsch (Broach), der alten, der Sage nach von dem weisen Rischi Bhrādschu gegründeten Barygādsa, die, von Mauern umgürtet und bespült von den Wellen des heiligen Narbadastromes, der hier in majestätischer Breite dem Meere zuwallt, malerisch am Hange eines Hügels liegt und heute noch 42 000 Seelen in ihren Mauern beherbergt. Von alters her durch ihre feinen Kattunwaren berühmt, gehörte sie einst der Dynastie von Ahmedābād und hat, ebenso wie Sūrāt, viel durch schwere Plünderungen durch Marāthen und Portugiesen zu leiden gehabt, die ihren Wohlstand auf lange Zeit vernichteten. Im Jahre 1772 wurde sie von den Engländern erobert. Ihren heutigen Wohlstand und ihre gegenwärtige industrielle Bedeutung verdankt sie den zahlreichen Baumwollspinnereien und -handwebereien, die sich in den Händen der reichen Parsis und Dschainas befinden, welche einen ziemlich großen Prozentsatz der Bevölkerung ausmachen.

Auch weiterhin strotzt die Gegend von Fruchtbarkeit, und durch ein wogendes Meer von Dattel- und Kokospalmen trägt uns der Zug hinauf nach der glänzenden Residenz des Gaikawād (Gaikawār, engl. Guicowar) von Baroda, einer urindischen Stadt, in der man indisches Volks- und

Familienleben nach Herzenslust studieren kann, zumal wenn es einem vergönnt ist, als Gast des hochnoblen, dabei intelligenten, wohlgesinnten und um sein Land sehr verdienten Fürsten in der Höhe der ersten Etage der Häuser, d. h. in der geräumigen silbernen Haudah auf dem Rücken eines seiner vorzüglich dressierten Rieseneleſanten, durch die menschendurchwogten Straßen und Gassen der City, aus der vier Brücken über den klarwogigen Viswamitrifluß nach dem Kantonnement hinüberführen, oder durch die prächtigen Anlagen des vor der Stadt gelegenen öffentlichen Parks zu „schaukeln". Da hat man den schönsten Einblick in die offenfenstrigen, reichbevölkerten Familienräume und auf das in denselben sich abspielende Familienleben, wie über die buntfarbige zu Füßen des gewaltigen Tieres resp. seines Passagiers wogende Menge und all ihr Tun und Treiben. Ich erwähnte schon früher, daß solch ein Elefantenritt, abgesehen von dem Reiz des Neuen und dem Gefühl einer gewissen souveränen Erhabenheit über andere, gewöhnliche Menschenkinder, die keine Gäste des Rädscha sind, ein „Vergnügen eigner Art" für den ist, der dies Vergnügen zum erstenmal genießt, zumal wenn er Anlage zu dem schrecklichen Leiden hat, welches die Ärzte Nausea nennen. Das Stoßen und seitliche Schaukeln ist doch recht fatal, und mancher hat schon diesen vierbeinigen „Omnibus" von Herzen verwünscht. Kostbare, reich gestickte, gelb und rote Prunkdecken hängen zu beiden Seiten herab, und die breite Denkerstirn des übrigens sehr gutartigen, auf jeden leisen Wink und Zuruf parierenden Tieres trägt einen ebenso kostbaren Stirnschmuck, der so befestigt ist, daß der im Nacken sitzende Mahaut ihn nach Belieben beiseite schieben kann, wenn etwa die gewaltigen Ohren des wandelnden Kolosses sich unempfänglich für sein gütliches Zureden, die kräftigen hinter die Ohren applizierten Fußtritte, und das mürrische „sam!" und „tschat!" des mit dem Knüppel hinterhertrabenden Hattiwāla zeigen sollten und der spitze, eiserne Stachelhaken in Tätigkeit treten muß, der oft mit solcher Wucht, bis auf das Fleisch durchdringend, auf den Schädel fällt, als gelte es eine Kokosnuß zu zerschlagen. Was für ein mächtiges Fell doch solch ein Tier hat! Die wuchtigen Knüppelhiebe, welche der Treiber auf Hinterschenkel und Schwanzwurzel führt, nimmt es so ruhig hin, wie kaum ein wohlgezogenes Reitpferd den leisesten Gertenhieb. Die Gelehrigkeit und Willigkeit dieser Reitelefanten ist wirklich bewundernswert, ebenso die Art und Weise, wie sie auf einen leisen Zuruf die ungefügen Beine nach vorn hinausstrecken resp. hinten kniebeugend unter den Leib ziehen, so daß man bequem den Rücken besteigen kann, und nicht minder auch die Vorsicht, mit der sie aufstehen,

wenn alles Platz genommen hat. Was sollte auch sonst aus den Insassen der Haudāh werden, wenn das Tier mit einem Ruck aufspringen wollte — das würde ein schönes Durcheinander oder Kopfüber geben!

Die Hauptsehenswürdigkeit der Stadt ist der in Kantonnement östlich von dem englischen Residenzgebäude liegende prächtige Palast des Gaikawād, welcher in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in rein orientalischem Stil mit einem Aufwand von 15 Millionen Mark erbaut wurde und in seiner mächtigen Ausdehnung und wunderbar reichen Ausstattung mit Kuppeln und Zinnen und kostbaren Steinmetzarbeiten in Stein und Marmor eine wahrhaft fürstliche Behausung darstellt.



Staatselefant.

Eine großartige Anlage ist auch der nahe bei der Stadt gelegene „Neun-Lakh-Brunnen", ein schöner, großer Teich, der seinen sonderbaren Namen von den neun Lakh Rupien hat, die seine Erbauung gekostet haben soll. Er ist schon älteren Datums. Stattliche Säulenreihen und schöne breite Treppenfluchten führen zu dem Wasser hinab.

Eine sehr wertvolle Annehmlichkeit besitzt die Stadt an dem im Freien gelegenen weitläufigen und mit den herrlichsten Baumgruppen und Blumenanlagen, Rasenplätzen und blanken Teichen, Pavillons und reizenden Marmorbrücken ausgestatteten und von gut gepflegten Wegen nach allen Richtungen durchzogenen öffentlichen Park, dessen Benutzung der Stadtbevölkerung zu jeder Tageszeit freisteht. Man läßt sich die so gebotene prächtige Gelegenheit, sich in den schönen Anlagen desselben,

besonders in der Kühle der Abenddämmerung, zu ergehen, natürlich gern gefallen und der Park ist demzufolge immer gut besucht. Auch im weißen Mondschein sieht man die Leute promenieren, gewiß weniger aus Naturschwärmerei, die dem Hindu fremd ist, als um der Erfrischung willen, die des Gartens kühlschattige Räume in den Abendstunden bieten, nachdem die Sonne tagsüber unbarmherzig ihre Feuerpfeile niedergesandt hat. Freilich eine europäische Haut zeigt auch da noch Neigung genug zum Transpirieren. Man bekommt in diesem Parkgarten mancherlei interessante Dinge zu sehen, wie sie nicht jede größere indische Stadt bietet, wenn auch die botanischen Gärten von Kalkutta, Kandy auf Ceylon und anderen Städten in ihrer Art Barodas Park weit überragen und eigentlich alles enthalten, was unter Indiens Sonne grünt und blüht, wächst und gedeiht, duftet und — „riecht“. Die mit wahrhaft stolzem, prächtigem Blütenschmuck bedeckten Zweige der Parkbäume sind auch belebt von buntgefiederten Vögeln, unter denen der in ganz Indien verbreitete „Bulbul“, die indische Nachtigal, der wir noch öfter begegnen werden, durch ihren wohllautenden Gesang sich auszeichnet, während die Papageien, Fasanen, Sonnenvögel, Bienenwolfvögel, Mandelkrähen und andere durch ihr schimmerndes Prachtgefieder auffallen und die unvermeidlichen gestreiften Eichhörnchen auch hier in großer Zahl sich in den Wipfeln jagen und in graziösen, oft gewagten Sprüngen sich munter im grünen Astwerk zu Häupten der lustwandelnden Parkbesucher umhertreiben. Doch dergleichen bekommt man schließlich überall in Indien zu sehen; ein anderes Ding jedoch ist es mit den aus Kattiawār stammenden Tigern und Löwen und den Panthern und Leoparden, welche letzteren teilweise so zahm wie ein Spielkätzchen sind und sich von dem promenierenden Publikum füttern und streicheln lassen. Was ist doch Indien für ein einzigartiges Land: Tiger und Löwen in einem und demselben Distrikt heimisch — das suche man noch einmal in der Welt! In Kattiawār finden wir dieses zoologische Unikum. Und die buntscheckigen Söhne der Dschangelwildnis im öffentlichen Volksgarten freilaufend und vom Publikum gehätschelt, oder, wie in den Städten der Rādschputāna, als völlig zahme Jagdtiere an offener, volksbelebter Straße liegend — ja das ist Indien! Was für einen respektvollen Bogen würden wir um ein solches Tier beschreiben, wenn es uns in einem unserer öffentlichen Stadtparks zu Gesicht käme!

In den Hauptstraßen der Stadt bietet die ewig auf und ab flutende Welle von lichtgekleideten Menschen und das in immerwährender Bewegung befindliche Durcheinander von buntbeturbanten Köpfen einen



Elefantenkampf in Dschaipur.

überaus malerischen Anblick, und ein großer Teil des häuslichen und industriellen Lebens und Treibens spielt sich auch hier mehr oder weniger in der Öffentlichkeit ab; denn die unverschlossenen Fensteröffnungen der meist buntbemalten, galeriengeschmückten Häuser gestatten einen ziemlich ungehinderten Einblick ins Innere der Wohnungen. Auf der Straße begegnen wir überall den stereotypen Erscheinungen des Straßenlebens, wie sie uns in den Eingeborenenquartieren anderer indischen Städte entgegentreten, den Schlangenbeschwörern mit ihren nach der Pfeife tanzenden oder in geflochtenen Körben vom Bambus über die Schulter getragenen Kobras, den Frauen mit ihren Lastkörben oder Wasserkrügen auf Kopf, Schulter oder Hüfte, der ungeniert auf offener Straße ihrem vielleicht schon mehrjährigen braunen Baby die ebensobraune Brust reichenden Mutter und hundert anderen charakteristischen Erscheinungen indischen Straßenlebens, wie es sich auf zwei oder vier Beinen oder Rädern bewegt. Bunt und lärmend geht es durcheinander vom frühen Morgen an, wo der erste Affe mit verschlafenen Augen langsam und pedantisch vom Baume herabsteigt, um nach etwas Genießbarem Umschau zu halten, bis in die späten Abendstunden, wo die Nacht mit klaren Sternenaugen herabblickt auf das bunte Häusermeer der Stadt und die schimmernden Zinnen ihres jenseits des Flusses liegenden Königspalastes.

Die alten Herrscher von Baroda waren ganz andere Leute als der gegenwärtige Inhaber des Thrones; sie waren rohe, grausame Naturen. Das geht schon aus ihrer großen Leidenschaft für Tierkämpfe hervor, für welche sie eine besondere, geräumige, mit Mauern umgebene Arena errichtet haben, die heute noch steht, trotzdem jene oft zur grausamsten Tier- und Menschenquälerei ausartenden Kämpfe, bei denen Elefanten und Rhinozerosse gegeneinander losgelassen wurden und trefflich berittene Wagehalse sich mit diesen gefährlichen zahnbewehrten und horntragenden Gegnern maßen, seit den achtziger Jahren vorigen Jahrhunderts nicht mehr stattfinden. Das beigegebene Bild stellt einen derartigen Elefantenkampf dar, wie er vor einigen Jahren, allerdings nicht in Baroda, sondern in Dschaipur im Beisein des Mahārādscha stattfand. Die alten Kampfrhinozerosse hat man pensioniert und eines der stattlichsten von ihnen fand man noch lange Zeit nach dem Eingehen dieses grausamen und aufregenden Sports in der Nähe des ummauerten sandigen Kampfplatzes unter einer schattigen Baumgruppe angekettet, finster blickend und stumpfsinnig träumend von der alten Zeit, wo es noch so manchen blutigen Gang siegreich ausgefochten. Vielleicht lebt es heute noch.

Der Kronschatz, dessen Anblick ebenso wie der so manches reichen Tempelschatzes natürlich nicht jedem vergönnt ist, gewährt einen Eindruck von dem fabelhaften, an die Märchen von 1001 Nacht erinnernden Reichtum der indischen Fürsten von ehedem. Welch eine unglaubliche Menge von kostbaren Juwelen, Perlenketten und diamantenstrahlenden Schmuckstücken, deren voller Wert sich der Schätzung entzieht! Was für derartige tote Kapitalien mögen in den Schatzkammern der indischen Tempel und Fürstenpaläste noch begraben liegen, ganz abgesehen von den unermeß-



Elefanten im ummauerten Camp.

lichen Schätzen, die von beutegierigen Eroberern verschleppt worden sind! Das ist ein Flimmern und Strahlenschießen, daß selbst das Auge eines Prinzen von Wales davon geblendet wurde, als er Indien bereiste und in Mádura sich vergebens bemühte, ein kostbares Schmuckstück des Tempelschatzes zu erwerben. Nirgends in der Welt bekommt man so viel Gold und edles Gestein, auch auf der Straße, zu sehen wie in Indien, das ja heute noch einen wichtigen Fundort edler Perlen und prächtiger Smaragde und Rubinen, auch Diamanten und Saphire bildet — kein Reisender, dem nicht in den Hafenorten dergleichen hinsichtlich ihrer Echtheit freilich oft gar verdächtige Kostbarkeiten zum Kauf angeboten werden.

Aber der Weg nach der Rādschputāna ist noch weit und noch muß der Zug, der uns hinauf an den Fuß der Aravalliberge führt, über manche Brücke donnern und durch manches Palmendickicht und üppig bestandene Erntefeld keuchen, ehe er nur in Ahmeds moscheenreicher Stadt Halt macht.

Auch auf der Fahrt dahin gibt's mancherlei zu sehen, was den europäischen Reisenden veranlaßt, seinen Platz am Fenster zu wählen, und wenn es nur die langgeschwänzten, grimassenschneidenden Darwinschen Urahnen des Herrn der Schöpfung wären, der heute in den Zoologien als homo sapiens verzeichnet steht und mit der Zeit sich aus einem vernunftlosen Vierhänder zum vernunftbegabten Zweihänder entwickelt hat. Die ungeheuere Zahl von Affen, welche auf der Strecke Baroda-Ahmedābād zu beiden Seiten des Bahngeleises sichtbar werden, ist geradezu auffallend und verleiht der Gegend ein besonderes, charakteristisches Gepräge. Da soll einer, und wenn er der verbissenste Misanthrop und trübseligste Melancholiker wäre, nicht hell und lustig auflachen, wenn er diese griesgrämigen Altmännergestalten unter den Kaktushecken am Bahndamm oder auf dem Bahndamm selbst kauern oder die Schienen entlang humpeln sieht, die Hände über den grauen Bauch gefaltet und das schwarze oder graue Gesicht in so wehleidige Falten gelegt, als ob sie — venia sit verbo! — Leibschmerzen hätten. Doch mitunter werden sie auch lebhafter und setzen mit kühnem Sprung über die Hecke — hups, sind sie drüben und blicken sich mit höhnischem Grinsen oder vorwurfsvollem Fletschen um. Überall sieht man sie hocken und baumeln, auf den Steinpfeilern der Telegraphenleitung, von wo sie, im Gefühl absoluter Sicherheit, den vorüberbrausenden Zug einer kritischen Musterung unterziehen, während die Schwänze lang herabhängen, oder in dem Geäst der Bäume, mit hochaufgerichteten Schwänzen. Vor dem Zuge zeigen sie nicht die geringste Furcht — man gewöhnt sich mit der Zeit eben an alles, selbst wenn man ein Affe ist. Das gilt auch von den Bauern jener Gegend, deren Felder und Obstpflanzungen von den scharenweis auf Fouragierung ausrückenden Vier- resp. Fünfhändern, wenn man den Schwanz mitrechnet — gehörig geplündert werden, ohne daß man ihnen wehrt — wer wollte sich auch an einem Nachkommen Anumāns vergreifen! Man hat sich an diese Landplage so gewöhnt, daß man vom Zuge aus nicht selten Landbauern und Affen gleichzeitig demselben Ernteplane zuschreiten und zuhumpeln sieht.

Endlich winken in der farbenduftigen Ferne die Kuppeln und Türme und blitzenden Fronten der Moscheen, der Tempel und der mächtigen Tore von Ahmedābād, der zweitgrößten Stadt in der Provinz Bom-

bay, der schönsten in Gudscharāt, die sich am linken Ufer des in den Golf von Kambay mündenden Sabaramatiflusses breitet, und der Zug läuft nach kurzer Fahrt in die belebte Station ein, eine Fülle brauner Menschheit von sich gebend und wieder aufnehmend.

Ahmedābād — was erweckt der laut ausgerufene und mit großen Lettern angeschriebene Name für Erinnerungen an jene glänzenden Tage des 15. und 16. Jahrhunderts, wo die 1413 von Ahmed Schah gegründete, später von Akbār eroberte Stadt eine strahlende Fürstin unter den



Bhils.

Städten Indiens war und nahezu eine Million Seelen unter ihren sonnenbestrahlten Dächern beherbergte, wo ihre Großkaufleute fürstliche Vermögen besaßen und der Ruhm ihres herrlichen Namens ganz Indien erfüllte! Das ist seitdem anders geworden; besonders seit der Mißwirtschaft der Marāthen ist die Stadt bedeutend zurückgegangen, so daß sie heute nur noch knapp 186000 Einwohner zählt. Trotzdem hat sie noch heute als Garnison eines größeren Truppenkontingents, dessen Lager sich 3½ Meilen nördlich befindet, als verkehrsreiche Hauptstadt eines großen Distrikts von fast 4000 Quadratmeilen, auch als Endpunkt der Linie Bombay-Ahmedābād und Ausgangspunkt

der großen, 500 resp. 538 Meilen langen, nach Delhi und Agra führenden Rādschputānabahn eine außergewöhnliche Bedeutung. Auch unter den Industriestädten Indiens nimmt sie eine ausgezeichnete Stellung ein; die Gold-, Seiden-, Baumwoll-, Papier- und Töpferwaren von Ahmedābād sind berühmt. Auffallend sind, was die Bauart der Stadt betrifft, die gewaltigen bis an die 10000 Bewohner enthaltenden Häuserblocks, die zwischen schönen breiten Straßen liegen und eine große Anzahl stattlicher Prachtbauten aufweisen, in deren Errichtung und würdiger Ausstattung die drei Religionsgemeinschaften der Hindus, der Mohammedaner und der Dschainas, von denen die ersteren die größere Hälfte der Bewohnerschaft bilden, gewetteifert haben.

Über die Gründung der Stadt durch Ahmed Schah existieren eine Anzahl anmutiger Legenden, in denen die schwarzäugige Tochter des Bhīlhäuptlings Assa, Ahmeds nachmalige Gemahlin, die vornehmste Rolle spielt. Soll doch ihr Liebreiz den siegreichen Eroberer des Landes so ganz überwunden haben, daß er ihr zuliebe aus dem Marmor der eroberten Hauptstädte seine neue prächtige Residenz Ahmedābād erbaute, nachdem er die Bedingung erfüllt hatte, von welcher der um Rat befragte Prophet Elias seine Erlaubnis abhängig gemacht haben soll. Derselbe soll nämlich Ahmed aufgegeben haben, nach vier Männern seines eigenen Namens zu suchen, von denen keiner auch nur ein einziges Mal sein Nachmittagsgebet versäumt habe. Nach längerem Suchen gelang dies Ahmed, und er konnte nun unter guten Auspizien an die Gründung der Stadt gehen. E. Arnold schildert das alles ausführlich in seinem prächtigen Buche „India revisited“, dem ich manche Anregung und Orientierung verdanke. Da stehen sie deutlich vor den bewundernden Blicken, umflossen vom blendenden Glanze der indischen Sonne und schimmernd sich abhebend vom tiefen Blau des Tropenhimmels, der weißen Marmormoscheen reiche Zahl, die von Mahmud erbauten 10000 m langen und 2 m dicken, stellenweise 10 m hohen Ringmauern der Stadt mit ihren alle 45 m sich erhebenden Türmen und den 18 gewaltigen Flügeltoren aus starkem Teakholz, aus deren oberem Teile die starken, scharfen Eisenspitzen hervorstarren, die einst in Kriegszeiten den anstürmenden Elefanten Halt geboten und das Einrammeln der Tore durch diese lebenden Riesensturmböcke verhüteten. Nicht wegwenden möchte man in den schönen breiten Straßen, ja in den engsten Gassen der Stadt, den Blick von der wundervollen Feinarbeit der Marmorsteinmetzen, der Holzschnitzer und Ziseleure alter Zeit und den bildhauerischen Verzierungen an Pfosten, Pilastern und Säulen, Paneelen und Simsen, Kapitälen und Abakus-

deckplatten, Kuppeln und Karniesen, Fenstergittern und Fensterumrahmungen, welche solch eine schier unerschöpfliche Reichhaltigkeit der entzückendsten Muster aufweisen, daß man in der Tat nicht weiß, was man mehr bewundern soll, die reiche Phantasie, die Kunstfertigkeit, den vortrefflichen Geschmack oder die Geduld der Meister, deren Meißel, Grabstichel und Messer diese Wunder der Skulptur und Holzschnitzerei, der Einlegekunst und Steinfiligranarbeit geschaffen hat. Während die moslimische Kunst sich in endlos variierten mathematischen Linien und Figuren und zu den reichsten und zierlichsten Schnörkeln und Arabesken verarbeiteten Buchstaben des arabischen Alphabets gefällt, auch in reichstilisiertem Blätter- und Blumengerank, sind es in der hinduischen die phantastisch ausgestalteten Götter-, Menschen- und Tierfiguren, welche durch ihren Formenreichtum, nicht selten auch durch ihre Formenschönheit auffallen und imponieren.

Dem Kaiser Akbār verdankt die Stadt großartige Verschönerungen, besonders durch den Ausbau schöner breiter Straßenzüge. Als das nordöstlich von Baroda gelegene Tschampanīr (Champaner) aufblühte, ging Ahmedābāds Glanz und Bedeutung rasch zurück; und doch ist gerade diese erstgenannte, einst so bedeutende Stadt eines der eklatantesten jener zahlreichen exempla transeuntis gloriae mundi, die uns in Indien auf Schritt und Tritt begegnen. Während Ahmedābād eine bedeutende, schöne und gewerbfleißige Großstadt ist, in deren Straßen durch den leider auch hier vielfach zutage tretenden Verfall doch immer noch der Glanz der alten Herrlichkeit durchschimmert, so ist ihre Rivalin, deren Namen man kaum noch auf der Karte findet, eine trübselige, wüste, von Gestrüpp und Unkraut überwucherte Trümmerstätte, eine Wohnung der Tiger und eine „Behausung der Schakale“, wie weiland Edom. Wer das schöne, gesunde, frisch emporblühende Ahmedābād von heute sieht, der kann es sich kaum vorstellen, daß vor kaum 100 Jahren ihre Straßen fast verödet waren; das war, als der schreckliche Würgengel der Pest in ihren Mauern umging und fast die Hälfte der Bevölkerung dahinraffte. Englisch ist Ahmedābād seit 1780.

Den prächtigsten Eindruck in der Stadt machen die ausnahmslos aus dem milchweißen Marmor, an dem die Rādschputāna und das nördliche Gudscharāt so reich sind, und der dem parischen an Güte und Schönheit kaum nachsteht, erbauten Moscheen, mit deren Errichtung es die alten Herrscher von Ahmedābād insofern nicht allzu schwer hatten, als ihnen nicht nur das kostbare Baumaterial in Hülle und Fülle zur Verfügung stand, sondern auch die geschicktesten Baumeister und Steinmetzen von

Indien, die ihre ganze Kraft und ihr ganzes künstlerisches Vermögen in den Dienst ihrer machtvoll gebietenden, kunstliebenden Herren stellten, ihres Winkes gewärtig standen.

Die im Mirzapurviertel stehende Rani-ki- oder Königinmoschee, früher ein prachtvolles Bauwerk, ist leider sehr beschädigt; die vier Minarettürme fehlen ganz — dicht über dem Dache sind sie abgebrochen. Auch die Umgebung macht einen sehr verwilderten Eindruck. Affen und Scharen von großen Fledermäusen tun das Ihre, um das Innere und die schönen mit Perlmutterinschriften versehenen Karniese zu verunreinigen. Sehr schöne, reiche Arbeit weisen die Fenstergitter auf, die sehr kunstvoll aus Marmor ausgearbeitet sind; jedes Fenster hat ein anderes Muster. Im übrigen entspricht die Bauart der Moschee und die Anordnung der einzelnen Teile des Bauwerks dem Stil, in dem die Mehrzahl dieser Gebäude angelegt ist, die meist das kuppelgekrönte Grabmal ihrer Erbauer enthalten; alle, auch die verstecktesten und entlegensten Winkel sind mit reichem, künstlerischem Schmuck bedeckt, so daß es den Anschein hat, als ob die Erbauer beim Entwerfen des Planes sich von einem wahren horror vacui hätten leiten lassen — kaum daß man irgendwo eine völlig glatte, schmuckleere Fläche zu sehen bekommt. Was nur immer die geniale Laune und die aus unergründlichem Born schöpfende und ins Gebiet des Wunderbaren schweifende Phantasie eines mit feinem Sondergeschmack begabten Künstlers zu ersinnen und plastisch auszugestalten vermag, das findet sich in diesen nordindischen Moscheen und Mausoleen vereinigt.

Die Gedächtnismoschee Sipras, der schönen Gemahlin Ahmeds, vor dem Dschamalpurtore ist noch gut erhalten. Schlank und graziös ragen ihre weißen Marmorminarets ins leuchtende Himmelsblau empor, und die Verzierungen dieses auserlesen schönen Bauwerks sind mit einer geradezu bewunderungswürdigen Feinheit ausgearbeitet, indem man sich stellenweise nicht damit begnügte, sie einfach in erhabener Arbeit aus dem soliden Stein auszuhauen, sondern die einzelnen Ranken, Linien und Schmuckfiguren hohl hintermeißelte, wobei man hinter ihnen nur schwache, oft kaum fingerstarke Steinpfeilerchen stehen ließ, welche sie mit dem soliden Steine im Hintergrunde verbinden, um ihnen größeren Halt zu verleihen. Die aus dem Marmor und Alabaster herausgemeißelten Ranken, Blätter und Blumen sind so wunderbar fein und naturgetreu ausgearbeitet, daß nur die Farben noch fehlen, um den Eindruck zu erwecken, als habe man es mit lebenden Pflanzen zu tun.



Hathi Sings Grabtempel in Ahmedābād.

Ein beliebter Ausflugsort der Bewohner Ahmedābāds ist der 72 acre große, also seeartige Kankariateich, einer der größten Kunstteiche Indiens, der, erinnernd an den großen Teppa-Tank in Mádura, in reizender Lage nahe der Stadt, umgeben von mächtigen Treppenfluchten und Marmorkolonnaden, eine entzückende Insel mit wundervollen Blumenanlagen und einem schönen palastartigen Gebäude enthält, zu der eine Brücke hinüberführt, die nach der Insel zu in einen Damm übergeht — eine wirklich berückend schöne Anlage.

Unter den Gebäuden nichtmohammedanischen Ursprungs ist besonders ein Dschainatempel, der von einer großen Zahl von kleinen Gebäuden, Kapellen und Schreinen umgebene Hathi Sing-Grabtempel sehenswert, dessen prachtvolle weißschimmernde Marmorsäulen ebenso in Staunen setzen wie die reiche äußere bildhauerische Ausstattung und die fast überreiche Schmuckausstattung des Inneren.

Eine herrliche Moschee mit dem prächtigen Grabdenkmale des Gründers der Stadt, Ahmed Schah, und des Erbauers des großen Kutab-Minar-Turmes in Alt-Delhi, Kutab-ud-din Aibak, liegt nahe bei der Stadt.

Was vielen Prachtbauten von Ahmedābād besonderen Glanz verleiht, das ist die der Dschaina-Architektur eigene, auch bei anderen Tempeln der Sekte, z. B. auf dem Abuberge, bei Girnār in Kāthiawār und anderwärts wahrzunehmende Vollendung der Einzelausführungen in Verbindung mit der großartigen Gesamtauffassung der sarazenischen Architektur.

Aus den grünen Ebenen von Gudscharāt treten wir nun, hinter Palanpur die Grenzen der Rādschputāna überschreitend, in die Hochlandtäler von Dschaipur, Alwār, Udaipur und Dschōdhpur, und damit in einen Teil Indiens ein, der sich vom übrigen Indien vielfach wesentlich unterscheidet, der noch die alten eingeborenen Sitten und Gebräuche sich erhalten hat und so in mancherlei Hinsicht besonders interessant ist. Wir betreten hier, soweit man von einem solchen reden kann, da ja jeder souveräne Radscha in Indien seinen englischen Residenten als „Berater" auf der Nase sitzen hat, das freie Indien, denn die von Zentralindien, der Rādschputāna und den Sikh-Staaten eingenommene Hälfte der Halbinsel ist noch „unabhängig".

Wer die Karte von Nordindien betrachtet und dabei seinen Blick auf jener weitausgedehnten, namen- und flußarmen Fläche ruhen läßt, die den klangvollen Namen „Die Rādschputāna" trägt, der hat das Gefühl, als müsse das so ziemlich die ödeste, langweiligste Ecke von ganz

Indien sein, um die der Reisende am besten einen weiten Bogen macht. Für die westlichen und nordwestlichen Bezirke mag das auch zutreffen, wiewohl auch die großartige Eintönigkeit und schauerliche Öde der sonnverbrannten und sturmdurchtobten Wüste auf gewisse Gemüter einen wundersamen Zauber ausübt. Ein großer Teil der westlichen Staaten ist Wüste, Bikanir ist der ärmste von allen. Man findet hier fast gar kein Wasser und nur ganz dürftige Spuren von Vegetation. Aber Bhartpur und andere Landstriche im Osten sind fruchtbar und stehen in hoher Kultur; man baut dort viel Getreide, Baumwolle, Zuckerrohr, Tabak und Opium und begegnet, wo Weideland vorhanden ist, Herden von Schafen, Pferden und Kamelen. Da wenig Flußläufe im Lande zu finden sind, so wird das Wasser fast überall aus Brunnen entnommen, die im Osten schon in geringer Tiefe Wasser geben, während man im Westen oft bis 100 m tief graben muß, um brauchbares Wasser zu finden, da das Wasser der dort zahlreich vorhandenen Salzseen und Salzquellen nicht verwendbar ist. Besonders interessant ist ein Gang durch einige der alten Radscharesidenzen und ein Blick auf die in 21 — einschließlich Adschmir-Merwara — kleinen Vasallenstaaten lebende Bevölkerung, die in heißem, heldenhaftem Ringen mit den mohammedanischen Eroberern, über das sich eine ganze Ilias schreiben ließe, sich ihre Selbständigkeit und Eigenart bewahrte, wie einst die alten Hellenen gegenüber den ihr Land bedrängenden Persern. Die rādschputischen Vasallenstaaten stehen mit Ausnahme von Tonk, welches einen mohammedanischen Häuptling hat, alle unter rādschputischen Fürsten, nur Bhartpur und Alwar haben Dschāts zu Oberhäuptern. Die Ober-



Radschput.

aufsicht hat ein Agent des britischen Generalgouverneurs, zu dem jeder Staat einen Vakil entsendet.

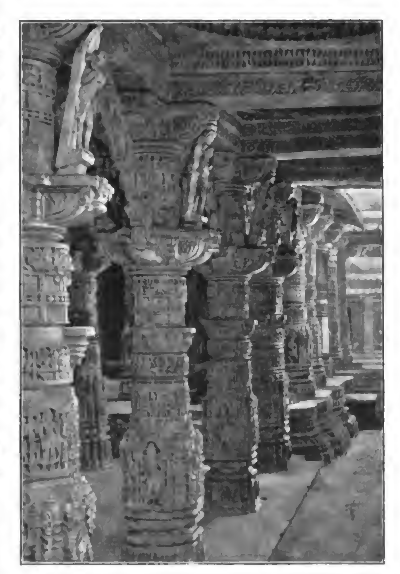
Obwohl die Rādschputāna Italien an Flächenausdehnung übertrifft, ist doch die Bevölkerungsziffer — noch nicht einmal 10 Millionen — eine geringe, eben weil ein großer Teil des Landes Wüste ist oder doch seine Bewohner nur dürftig nährt. Ja, so stolz der Name klingt, den sich die Söhne des Landes zwischen Aravalli und Indus heute noch beilegen, die ihren König „Bapdschi", d. i. „mein Vater" nennen, so vornehm und herrenmäßig ihr Auftreten ist, so ärmlich ist im großen und ganzen das Leben, welches die heutigen Rādschputs führen. Eine eigentümliche, aber ganz natürlich zu erklärende Erscheinung ist in diesen Staaten das starke Überwiegen des männlichen Geschlechts über das weibliche, eine einfache Folge des früher in diesem Teile Indiens besonders im Schwange gehenden und trotz aller Maßnahmen der englischen Regierung noch nicht ganz ausgerotteten Mädchenmords und der Gesundheit und Leben von Tausenden junger Wesen vernichtenden Kinderehen, durch deren Verbot sich die englische Regierung ein ebensogroßes Verdienst erworben hat, wie durch die ebenfalls in neuerer Zeit erfolgte Regulierung des früher allgemein gebräuchlichen unsinnigen Aufwands bei Hochzeiten.

Wie ist man auf jene unnatürliche, verbrecherische Unsitte gekommen? Sehr einfach. Ich erinnere mich, schon früher eine Andeutung darüber gegeben zu haben. Die allgemeine Mißachtung des weiblichen Geschlechts in Indien und die Sorge wegen der gewaltigen Unkosten der Verheiratung und anderer Unzuträglichkeiten haben gewiß wesentlich mit gesprochen. Aber hier in der Rādschputāna kam noch ein Besonderes hinzu. Hier wo sich von jeher der Ärmste für einen Gentleman und Freiherrn schätzte und sich erhaben dünkte, kraft seines königlichen Blutes, auch über den reichsten Geldsack des Nordwestens und Bengalens, war die Frage der Verheiratung der Töchter von jeher eine ganz besonders schwierige Frage, zumal da Eheschließungen innerhalb desselben Stammes, dessen Glieder sich ja alle als Brüder ansehen, als direkte Blutschande galten und noch gelten. Wo sollte man im Besitz einer größeren Zahl von Töchtern ebenbürtige Gatten für dieselben hernehmen? Ein Mogulkaiser mußte es sich zur ganz besonderen Ehre rechnen, wenn eine Rādschputentochter ihm die Hand reichte. Ehelosigkeit aber gilt bekanntlich in Indien als eine Schande und ein Unglück, und besonders die stolzen Rādschputen sahen es für eine unerträgliche Schande an, unverehelichte Töchter zu haben oder ihre Töchter „unter dem Stande" zu verheiraten.



Partie aus dem Tschainatempel vom Mount Aboo.

Daher tötete man die Mädchen lieber gleich nach der Geburt, und auf welche unnatürlich gefühllose Weise: während das Kind die Mutterbrust nahm, sog es mit der Muttermilch zugleich den giftigen Milchsaft einer Pflanze ein, mit dem man die Brustwarzen bestrichen hatte! Es ist recht bedauerlich, daß dieser Schandfleck auf dem Namen dieses sonst durch sein edles, ritterliches Wesen, seine furchtlose Tapferkeit und begeisterte Freiheitsliebe und andere Vorzüge so sympathischen Volkes ruht. Wie gesagt sind die Folgen jener verbrecherischen Unnatur noch heute deutlich wahrzunehmen; die Zahl der weiblichen Bevölkerung ist um volle 10% geringer als die der Männer, und vor etwa 30 Jahren betrug der Unterschied bei den Kindern bis zu 10 Jahren rund 25% zu Ungunsten der Mädchen.



Säulenhalle des Dschainatempels zu Mount Aboo.

Die Bewohner der Rādschputāna sind der Hauptsache nach brahmanische Hindus; nur ein Zehntel sind Mohammedaner, ein Zwanzigstel Dschainas und Angehörige verschiedener Geheimsekten. Daneben sind noch die dunkelfarbigen Dschātbauern und die unkultivierten Bergstämme der Bhīl und Mēr zu erwähnen, die auch ihre Wohnsitze in den Grenzen des „Wohnorts der Fürsten" haben, wie die alten Landesnamen Rāet'hāna, Rādschastān oder Rādschwāra zu übersetzen sind. Der Stammesangehörigkeit nach sind die meisten Bewohner Rādschputen, ein großer, kräftiger und

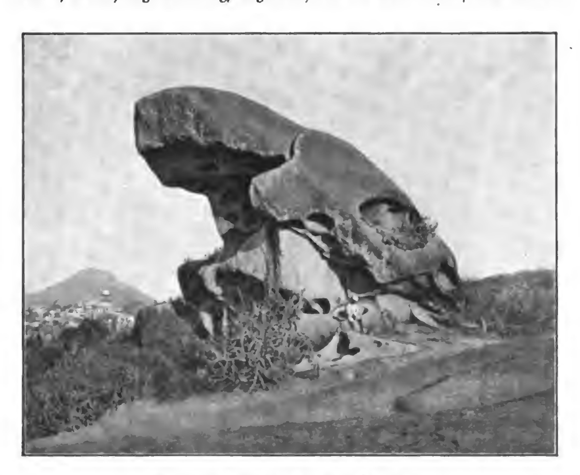
unerschrockener Menschenschlag. Den Stammhäuptlingen mit wunderbarer Treue ergeben, halten sie auch unter sich gute Kameradschaft. Um den Hals tragen viele — als direkte Nachkommen der alten Kschatrijas, die Nachkommen der Sonne und des Mondes sein wollten, metallene Bilder der Sonne und des Mondes. Außer den bereits genannten Dschāts und den später zu erwähnenden Tscharans ist der zahlreiche Stamm der Bhattias in den westlichen Provinzen zu nennen, der einen sehr heruntergekommenen, fast idiotischen Eindruck macht, wohl infolge des übermäßigen Opiumgenusses, eines Lasters, dem die Angehörigen dieses Stammes mit Leidenschaft frönen.

Die Bhats sind die rādschputischen Barden, deren Geschäft darin besteht, den Ruhm der Familien, zu denen sie sich halten, zu besingen und Spottlieder auf deren Rivalen vorzutragen.

Auf den Strecken, welche der Zug bis hinauf nach Dschaipur zu durcheilen hat, bieten sich charakteristische Landschaftsbilder der anziehendsten Art in ewigem Wechsel und verschwenderischer Fülle dar. Bald geht es durch enge, von felsigen, zerklüfteten und schluchtenreichen Hügelreihen eingefaßte Täler, von deren Seitenhöhen die Gießbäche, je nach der Jahreszeit, herabtröpfeln oder herabschäumen, bald vorüber an kleinen Dorfniederlassungen, die mitten in ihren von Dämmen durchzogenen Feldern liegen, über grasige Ebenen, die von Gazellen- und Antilopenherden und gravitätisch schreitenden Stelzvögeln belebt sind, die flüchtigen Fußes oder mit weitausgebreiteten Schwingen das Weite suchen, wenn der Zug angedonnert kommt oder eine langsam ziehende Handelskarawane oder ein einsamer Lanzenreiter am Horizonte auftaucht, den Schild am Arme, so stolz im Sattel sitzend, wie ein Ritter, der zum Turnier reitet, furchtlos blickend wie St. Georg. Überall, besonders in der Nähe menschlicher Wohnungen, prächtige Pfauen, deren hängende Schweife im Sonnenlicht schillern und glänzen wie Smaragde und Saphire. Oft sieht man sie in ganzen Herden den Feldplänen zustolzieren — unerfreuliche Aussichten für den Besitzer, der so schon seine liebe Not mit den Papageienschwärmen hat, die sich mächtig wenig um die Schleuderwürfe der Feldwächter zu kümmern scheinen. So wechseln die Bilder in bunter Folge ab, und dem Reisenden im Coupé wird die Zeit nicht lang, wenn er Freude am Beobachten hat und Stoff zu einer anschaulichen Reisebeschreibung sammeln will. Kaum hat er sich verwundert über die Dreistigkeit der schwarzen Böcke, die in Herden, ohne irgendwelches Zeichen von Furcht vor dem offenbar ihnen bereits gewohnt gewordenen Anblick des vorüberdonnernden Zuges

stehen bleiben und die Wagen anstarren, da tönt es ihm schon wieder in ewig wiederholter Frage ans Ohr: „did you do it?“ Können denn hier sogar die Vögel englisch sprechen? Die Frage kommt tatsächlich nicht aus Menschenmunde, sondern aus dem Schnabel eines vom Zuge aufgescheuchten Vogels.

Den ersten Gruß rädschputischer Berglandschaft entbietet der Mount Aboo, der heilige Abuberg, eigentlich eine 7 Meilen westwärts vom



Eigentümliche Felsenbildung auf dem Mount Aboo.

Aravalli gelegene prachtvolle Berggruppe, deren höchste Spitze sich bis zu 1723 m erhebt. Es lohnt sich schon der Mühe, den Zug zu verlassen und den herrlichen, nahezu 1000 Jahre alten Dschainatempeln, die dort in luftiger Höhe thronen und deren vollendetster der 1032 erbaute Virnalatempel ist, einen Besuch abzustatten. Schon aus weiter Ferne, aus den sandigen Ebenen von Palanpur, erblickt man den majestätischen Berg, bald mit einer Nebelkappe bedeckt oder in einen Nebelmantel gehüllt, bald in klaren Umrissen sich von dem im leuchtendsten Purpur und Karmin und glänzendsten Goldgelb erstrahlenden Abendhimmel abhebend, so daß man die schönen Wälder, die von dem schimmernden Fels-

gestein der jähen Abstürze mit ihrem dunklen Blaugrün und Schwarzgrün wunderbar abstechen, und die von den Höhen herabstürzenden Gießbäche deutlich wahrnehmen kann. Die landschaftliche Szenerie in diesem Teile der Rādschputāna ist geradezu großartig, und man weiß nicht, wohin man den Blick zuerst richten soll, hinüber zu diesen alle Augenblicke Form und Farbe wechselnden, bald sanft ansteigenden und bald in gigantischen Wänden sich auftürmenden Bergeshöhen, oder hinaus auf die blühenden, von Papageien und anderen buntgefiederten Vögeln belebten Oleanderdickichte, die sich am Fuße der nahe an die Bahn herantretenden Marmorhügel längs der Bahnlinie hinziehen. Doch welche Feder wollte imstande sein, diese kaleidoskopartig jeden Augenblick wechselnden Bilder landschaftlicher Schönheit und Eigenart zu beschreiben, und wie lang sollte das Buch werden, das Indien in solcher Detailmalerei schildern wollte!

Die fast unvermittelt aus der Ebene aufsteigende Berginsel des Mount Aboo, welche übrigens eine der höchsten Erhebungen der Aravallikette bildet, zu der sie gehört, wird neuerdings nicht nur von den hauptsächlich der Dschainasekte angehörenden Pilgern bewallfahrtet, die allerdings des größte Kontingent der Besucher stellen, angezogen von dem Rufe und der religiösen Bedeutung der schier unvergleichlichen Tempelbauten, deren marmorne Pracht bisher jeden entzückte und in sprachloses Staunen versetzte, der sie zum erstenmal erblickte. Die Erbauung des Haupttempels allein soll eine Summe von 360 Millionen Mark verschlungen haben. Der Mount Aboo ist auch für die erholungsbedürftigen Europäer der heißen Ebenen in Gudscharāt ein beliebter Wallfahrtsort, denn sein köstliches Bergklima ließ ihn wie geschaffen erscheinen zur Errichtung eines Sanitariums. So erblickt man denn auf den schönen, bequemen Straßen, welche durch die herrlichen Gebirgstäler und prächtigen Waldungen ins Innere der Berginsel und auf die luftigen Höhen der Berge führen, neben den Viehhirten, die ihre bunte Herde sorglos vor sich hintreiben, und den schwarzäugigen Frauen, die mit wilden Rosen und Jasminblüten im Haar so sorglos die Waldpfade durchwandern, als ob sie nichts von den Tigern, Panthern und Bären wüßten, die in großer Zahl an den waldreichen Abhängen und im dichtverwachsenen Dschangel der Täler hausen, zahlreiche europäische Reisende, die in der kühlen reinen Luft der Berge Erholung suchen. Diese Sorglosigkeit ist voll berechtigt, denn man hört so gut wie nichts von Überfällen seitens jener gefährlichen Bewohner des Gebirges.

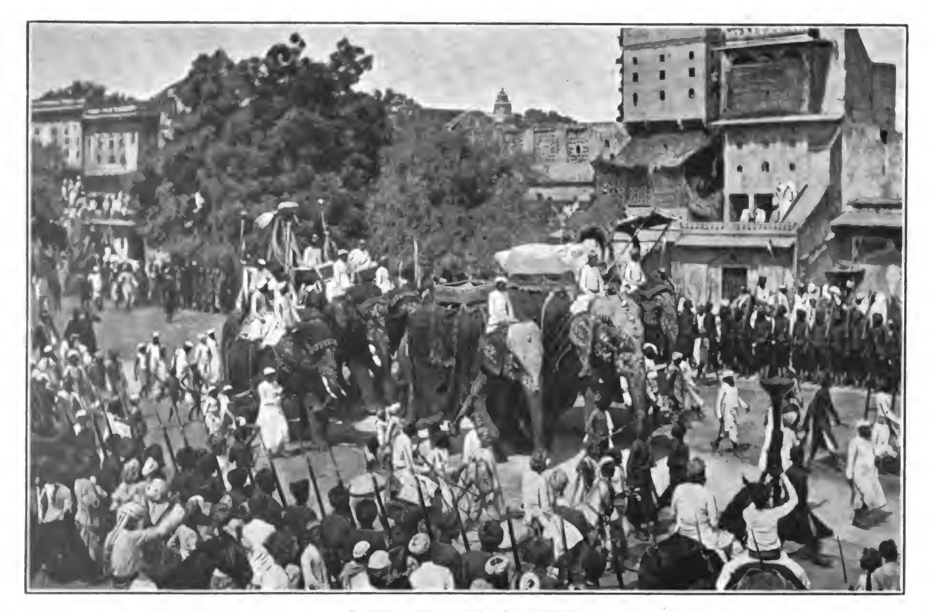


Englische Residenz in Adschmir.

Überhaupt reist man trotz des in den entlegeneren Landesteilen noch nicht ausgerotteten Räuberunwesens in der Rādschputāna ziemlich sicher, zumal wenn man einen Tscharan zum Reisebegleiter hat. Diese Tscharans sind eine besondere Volksklasse, die einen fast unbegrenzten Einfluß auf ihre Landsleute hat, denen ihre Angehörigen als Priester und „Historiographen" dienen. Das mag seinen Grund auch darin haben, daß allgemein der Glaube verbreitet ist, jeder, durch dessen mittelbare oder unmittelbare Schuld auch nur der geringste Tropfen Tscharanblut vergossen werde, sei dem sicheren Untergange geweiht. So kann man es bei räuberischen Überfällen erleben, daß der begleitende Tscharan, wenn seine Warnungen und sein gütliches Zureden nichts fruchten, unter gräßlichen Verwünschungen sich selbst verwundet, um damit seinen letzten Trumpf auszuspielen; denn auch der verwegenste Rādschput-Robber läßt ab von seinem Opfer, wenn er in Gefahr steht, vom Blute eines Tscharan bespritzt zu werden. In verzweifelten Fällen töten diese rabiaten Kerls wohl gar sich selbst — noch lieber freilich einen bejahrten Verwandten, wenn ein solcher zur Hand ist. Treuere Begleiter also kann man sich nicht wünschen.

Den im weiten Landgebiete zerstreuten rādschputischen Herrschersitzen können wir schon deswegen keinen besonderen Besuch abstatten, weil außer nach Bikanir und Dschōdhpur keine Eisenbahnverbindung vorhanden ist. Abgesehen von einzelnen größeren Städten wie Adschmir, Dschōdhpur und Bhartpur sind es meist kleinere Städte, die höchstens durch ihre malerische Lage oder ihre die Stadt überragenden Paläste und Befestigungen, die allerdings mancherlei Interessantes aufweisen, Beachtung verdienen. So ist trotz der trostlosen Umgebung, in der diese schon 1488 von Bika gegründete Residenz liegt, der Anblick der Stadt Bikanir (Bikaneer) aus der Ferne ein wirklich schöner zu nennen, ja man möchte den Eindruck, den die auf felsiger Anhöhe gelegene Stadt mit ihren Tempeln und ihrem mächtigen Mauergürtel macht, zu ihren Füßen Fort und Palast und noch tiefer Bikas altes Fort, direkt einen imposanten nennen. Betritt man freilich das Innere der eigentlichen Stadt, so ist außer einigen stattlichen Tempeln, der mit einer Anzahl von Türmen versehenen Zitadelle und einigen anderen größeren Gebäuden nichts zu sehen als rotgetünchte Lehmhütten.

So ist auch das besser gebaute, 1156 von Rao Dschēsal gegründete Dschēsalmir (Jaisalmer) im Südwesten vom Fort und Palast malerisch überragt.



Prozession in den Straßen von Dschaipur.

Die malerischstgelegene Stadt des Landes neben Udaipur und Adschmir ist wohl Bundi, das, eine Fläche von zwei Quadratmeilen bedeckend, in zinnenartigen Terrassen an der Steilseite des gleichnamigen Passes im Bundigebirge aufsteigt, ebenfalls in der Höhe von einem stattlichen Palaste gekrönt. Auf dem im Süden der Stadt gelegenen Verbrennungsplatze erlitten 257 Witwen des Fürstenhauses als Sattis den Flammentod, und die 13 die Gebeine alter Herrscher von Bundi enthaltenden Mausoleen, die an dieser Stelle sich erheben, bilden zugleich das Denkmal ihrer Gattinnentreue.

Das in der Richtung nach Agra gelegene Bhartpur ist früher eine starke Festung gewesen und hat durch die berühmten Belagerungen von 1805 und 1827 einen besonderen Namen erlangt. Die starken Befestigungen, die 1827 den erobernden Engländern so viel zu schaffen machten, sind jetzt geschleift.

Die Perle aller Städte im Lande der Königskinder, in denen die stolzen „Surya-wansa", die „Kinder der Sonne" ihre Herrschersitze haben, ist die große, modern-indische — aber beileibe nicht europäisch-indische Stadt Dschaipur (Jeypore), die viele als die schönste und bestgebaute Stadt Indiens überhaupt erklären. Erst im Jahre 1728 von Dschai Sing nach einem einheitlichen, wohlüberlegten Bebauungsplane erbaut, weist sie nicht wie so viele alte indische Städte die traurigen Spuren des Verfalls auf und schimmert dem Ankommenden entgegen wie ein aus rosigem Duft gewobenes Märchen. Wie die meisten größeren Orte an der Rādschputānabahn, liegt sie ziemlich weit entfernt von der Station, 36 Meilen östlich von dem großen Salzsee von Sambar, der in der nassen Jahreszeit bei allerdings sehr geringer (⅓—1½ m) Tiefe eine west-östliche Länge von 20 Meilen und eine Breite von 3—10 Meilen hat, in der heißen Zeit aber so weit eintrocknet, daß sein Bett einer weiten Schneefläche gleicht, die mit teichartigen Pfützen bedeckt und von schmalen Fußwegen durchzogen ist, da das im Wasser enthaltene Salz auf der Oberfläche des schwarzen Schlammes kristallisiert.

Doch wir sind noch nicht in Dschaipur, „der Rosigen". Den Mount Aboo und die weiter nördlich, bei Sirohi, zur Linken auftauchende viel umfangreichere Berggruppe im Rücken, geht es, immer die hohe, grünbewaldete Aravallikette zur Rechten und schließlich mitten durch dieselbe hindurch, hinauf nach dem herrlichen, altberühmten, vom Taragarhfort überragten Adschmir (Ajmere), dem Stolz der Rādschputāna, deren von fünf Toren durchbrochene Mauern, im klaren Ana Sagar-See sich spiegelnd, die am Fuße und Abhang des Berges sich dehnende Stadt



Hauptstraße in Dschaipur.

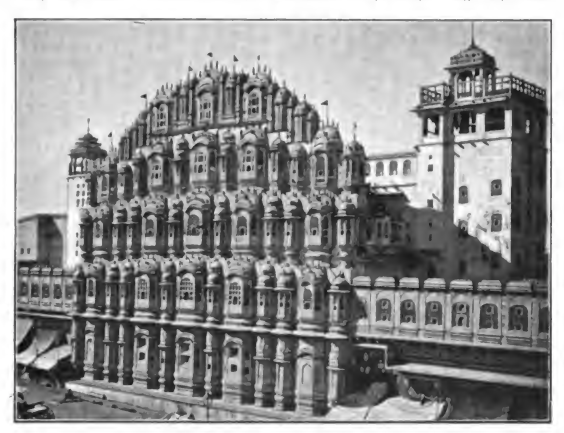
mit ihren zahlreichen feinen Marmorbauten umschirmen. Akbārs Palast im Norden der so überaus malerisch gelegenen Stadt erinnert noch heute daran, daß dieselbe vor zwei Jahrhunderten eine Lieblingsresidenz der Mogulkaiser war.

Einmal in Adschmir, würden wir viel versäumen, wollten wir nicht die größte Merkwürdigkeit der Gegend, den im Westen der Stadt, nur wenige Meilen von derselben entfernt, gelegenen, dem Brahma geheiligten Paschkarsee (Lake Pushkar) besuchen. Am Rande der Wüste, die hier bis ans Gebirge heranreicht, liegt er in einer tiefen Bodensenkung zwischen hohe sandige Dünen eingebettet, von Tempeln und Häusern vornehmer Eingeborener umgeben, von zahllosen Pilgern — im Oktober sind es an die 100 000 — bewallfahrtet, die in seinen trüben Fluten ihre Sünden abwaschen zu können hoffen, weil ja der Sage nach Rama, der den See selbst eigens dazu geschaffen haben soll, hier sein Yadschnaopfer vollbracht hat. Daran soll auch der große, weißschimmernde Marmortempel erinnern, der neben anderen, zum Teil noch größeren, dem Rama und anderen Gottheiten geweihten Tempeln, sich in einiger Entfernung vom See auf der Düne erhebt. Aber auch um das Seeufer selbst zieht sich schimmernd ein dreifacher kostbarer Gürtel von Tempeln, einer dicht neben dem anderen. Und wie wunderbar: die innerste dieser drei das Seegestade umgürtenden Tempelreihen, die natürlich einst auch am trockenen Ufer stand, ist, sei es infolge von Sandverwehungen, die den Grund des Seebeckens erhöht und so auch das Niveau des Wassers zum Steigen gebracht haben, sei es infolge einer Senkung des Seeufers, so tief unter die Oberfläche des Wassers hinabgesunken, daß nur die Spitzen der Tempeltürme und -kuppeln aus den Fluten ragen. Leider hat der See kein klares Wasser, sonst müßte der Anblick der in den Fluten sich spiegelnden Tempel ein ganz wunderbarer sein.

Vorüber an den Ufern des Sambarsees, dessen Salzablagerungen beiläufig der Regierung, die das Salzmonopol in Indien hat, bedeutende Summen einbringen, eilen wir nun der ganz in Rosenschimmer getauchten schönen Dschaipur (Jeypore) entgegen, der prächtigen Residenz des sternkundigen, genialen Dschai Sing II., der mit seinen selbsterfundenen astronomischen Instrumenten, von denen leider heute nichts mehr vorhanden ist, so gern die Räume des Sternhimmels durchforschte und zu diesem Zwecke besondere Observatorien in Dschaipur und an anderen Orten errichtete. Was für ein kluger, weitsichtiger Mann dieser Herrscher war, das geht nicht zum wenigsten auch daraus hervor, daß er seine Residenz im Jahre 1728 von dem alten Amber nach Dschaipur

verlegte, nicht aus Aberglauben, wie ihm fälschlich nachgeredet wird, sondern aus rein praktischen Gründen, weil Amber zu sehr vom Verkehr abgelegen war, als daß ein größerer Aufschwung der Stadt für die Zukunft zu erhoffen gewesen wäre. Der Platz für die neue Stadt war sehr gut gewählt, und so blühte denn Dschaipur ebensoschnell auf, als das nur 8 km nordöstlich gelegene, jetzt ganz verlassene Amber verfiel.

Obwohl Dschaipur eine echt indische Stadt ist, so unterscheidet sie sich doch von allen anderen indischen Großstädten so wesentlich, daß man



Halle der Winde vom Königspalaste in Dschaipur.

sie hinsichtlich ihrer Bauart und Anlage und ihres ganzen äußeren Aussehens mit keiner derselben vergleichen kann. Schon der regelmäßige, sorgfältig überlegte und berechnete Bebauungsplan zeigt, wie umsichtig Dschai Sing bei seiner Neugründung zu Werke ging. Sämtliche Straßen kreuzen sich rechtwinklig und sind, ganz gegen die sonstige indische Bauart, schnurgerade, so daß man einen völlig ungehinderten Durchblick von einem Ende der Straße zum andern hat. Die Hauptstraßen sind 35 m breit, die Querstraßen 18 m und die Verbindungsgassen zwischen diesen nur 9 m. Mitten durch die ganze Stadt zieht sich eine mächtige Zentralstraße von $3\frac{1}{4}$ km Länge, in ost-westlicher Richtung verlaufend und die Hauptlebensader der Stadt bildend, die wieder in der Richtung von

Nord nach Süd von zwei reichlich 2 km langen, breiten und ebenfalls schnurgeraden Hauptstraßen durchkreuzt wird. Da wo die Straßen sich kreuzen, tun sich schöne Plätze auf. So ist es in Dschaipur bei auch nur einiger Orientierung fast ein Ding der Unmöglichkeit, sich zu verirren, während es umgekehrt in anderen indischen Städten fast unmöglich ist, sich ohne kundigen Führer zurechtzufinden.

Und nun der einzigartige Anblick, den die einzelnen Gebäude und Paläste und die langen Häuserfronten dieser schönen geraden Straßen bieten! Welch ein wundersames Zusammenwirken von Formen und Farbe, das uns in dieser eigenartigen, mit ihren farbigen Häusern und feenhaften Palästen den Besucher wie ein Märchen anmutenden Stadt begegnet!

Freilich vom ferngelegenen Bahnhofe aus wird man von den Reizen dieser rädschputischen Schönen noch wenig gewahr. Erst muß man durch eines der sieben Tore, welche durch die ihre Schönheit verhüllende 7 m hohe und 3 m dicke Riesenmauer ins Innere der Stadt führen, in die in rosenrotem Glanze schimmernden Straßen eingetreten sein, um einen Begriff von der fremdartigen, ebenso lieblichen wie großartigen Schönheit dieser Wunderstadt zu bekommen, aus der die prachtvollsten Erzeugnisse des Kunsthandwerks in großer Mannigfaltigkeit hervorgehen, unter anderem auch jene prächtigen Tauschierarbeiten, die schon so manches europäische Auge entzückt und durch ihre wunderbare, eine ganz besondere Fertigkeit und Geschicklichkeit erfordernde Feintechnik bezaubert haben, so daß man sich fragt, wie es nur möglich ist, die feinen Verzierungen aus Gold- und Silberdrähten und -plättchen auf der blanken Stahlfläche aufzubringen und festzulegen.

Der erste Eindruck, den man empfängt, wenn man durch eins der Tore ins Innere der Stadt eingetreten ist, hat in der Tat etwas Verblüffendes und läßt sich schwer mit Worten wiedergeben. Wohin man nur blickt die breiten, regelmäßigen Straßen entlang, überall dasselbe in helles und doch so weiches Sonnenlicht getauchte zarte, an hellrote Korallen oder, wie Dr. Böck sich ausdrückt, an „Himbeer mit Milch vermischt" erinnernde Rosenrot, in dem die schier endlosen Straßenfronten mit ihren in geschmackvollem Stil erbauten Häusern und herrlichen säulenreichen und kuppelgekrönten Palästen sich schimmernd präsentieren, von einer bunten, lebhaften Menge durchwogt und eine prächtige Perspektive gewährend auf die amphitheatralisch die rosige Stadt umlagernden dunkelblauen und grünen Höhen, von denen stolze Befestigungswerke, wie das Tigerfort, und schöne Lusthäuser herabgrüßen. Diese stolz

See und Palast von Amber.

zum blauen Himmel emporsteigenden Höhen bilden einen wundervollen Rahmen um das farbenprächtige Bild der Stadt.

Ein oberflächlicher Beobachter könnte den Eindruck gewinnen, als wären die Gebäude der Stadt sämtlich aus poliertem hellroten Marmor erbaut. Wo sollte der hier in Dschaipur herkommen! Vielmehr sind die aus Sandstein und anderem Gestein errichteten Häuser nur rosenrot übertüncht, und die für kunstvolle Steinmetzarbeiten gehaltenen Ornamente, die vielen Häusern ein prächtiges, reiches Aussehen verleihen, bestehen aus Stuck.

Die Stadt ist reich an hervorragenden Prachtgebäuden, deren Beschreibung außerhalb des Rahmens dieser Darbietungen liegt. Das großartigste und staunenerregendste Bauwerk, ein wahrer „Berg von luftiger und kühner Schönheit" ist der den siebenten Teil des gesamten Stadtareals bedeckende und die ganze Nordseite einer langen Straßenflucht einnehmende Palast des Radscha, der ebenfalls in Rosenfarbe und in weißem Marmor erschimmernd, in prächtiger, phantastischer Architektur sich pyramidenartig zur Höhe von neun Stockwerken emportürmt und an Pracht und Reichtum alles überstrahlt, was orientalische Märchen von dergleichen „Feenpalästen" erzählen. Durch die Tausende von vergoldeten Bogen und durchbrochenen Gittern lacht der blaue Himmel, und die von den Bergen herüberwehende kühle Luft zieht über die höchsten Flachdächer der Stadt hinweg erquickend hindurch.

Die Einzelheiten dieses Palastes, der unter allen Fürstensitzen Indiens nicht seinesgleichen hat, zu schildern, ist keiner Feder gegeben und der Ausblick vom Dache der in sieben seltsam schönen, mit rosenroten und schimmerndweißen Galerien, Söllern, Pfeilern, Bogen und Gittern geschmückten Stockwerken sich auftürmenden Tschanda Mahal, welche den eigentlichen Kern und zugleich den wundervollsten Teil des riesigen Palastes bildet, spottet erst recht jeder Beschreibung. Zu Füßen die prächtigen Palastgärten mit dem schneeweißen Govindatempel und dem „Wolkenpalast" in der Ecke des Sees, dahinter das bunte Menschengewühl in den schier endlos sich dehnenden rosig schimmernden Straßen, die gewaltige Stadtmauer — ein strahlendes, das Auge blendendes Gemisch von Weiß und Rosa, Grün und Golden; in der Ferne die Berge mit den dunkeln Wällen der Festung und den blitzenden Tempeln, und über all die Pracht sich in heiterem Blau wölbend der indische Himmel, in dessen klare Luft die alte Königsburg und Feste von Amber sich in der Ferne stolz erhebt — wie sollten Worte imstande sein, den Anblick so zu schildern, wie ihn das trunkene Auge schaut?

Auch das große Dschaipur-Observatorium, das größte von den fünf Observatorien, welche Radscha Sawai Dschai Sing hier und in Delhi, Mathura, Benares und in Udschdschain (Oojain, Ujjain), dem „Benares von Zentralindien“ erbaute, befindet sich im Palaste, eine stattliche Gruppe von massiv sich emportürmenden Gebäuden, die sich zur Seite des Krischnatempels, gegenüber den bunten Gitterfenstern der Senana, auf einem großen Palasthofe innerhalb des zweiten Tores befinden.



Die Burg von Dschödhpur.

Beim Mahadeotempel, halbwegs zwischen Dschaipur und Amber gelegen, da, wo die Höhen, welche beide Städte trennen, sich dicht an die Straße herandrängen und eine Art Engpaß bilden, hat man, je nachdem man sich rückwärts oder vorwärts wendet, einen wundersamen Doppelanblick, wie man ihn in ähnlicher Weise, etwa Delhi ausgenommen, wohl nirgends in der Welt findet. Hier, in dem die Straße überspannenden Torwege, sieht man sich zwischen Tod und Leben gestellt, hüben das rosige Leben und drüben der schweigende Tod, überragt von den imposanten Zeugen der alten Zeit, wo auch hier Lebensfreude, Arbeit und Wohlstand ihre Stätte hatten, der prächtigen Königsburg von

Amber am Bergabhang und dem darüber auf der Höhe des Berges thronenden Fort, dessen Mauern und Wälle trotzig hinausschauen ins weite Land.

Welch ein Unterschied zwischen hier und dort! Hier die große, volkreiche, mitten im Weltverkehr liegende Stadt, eine Stätte frischpulsierenden Lebens und fröhlichen Gewerbefleißes, und dort die Verlassene, die einsam Trauernde, die in Trümmern liegende Stätte des Todesschweigens. Hier wohlgepflegte Straßen, schöne, stattliche Häuser und glänzende Paläste, dort ein weites, ödes, von Gestrüpp und Unkraut überwuchertes trauriges Ruinenfeld, eine wüste Trümmerstätte, deren überall herumliegende schönbehauene Marmorblöcke und Sandsteinquadern wehmütig an die alte Herrlichkeit erinnern, wo auch Amber eine volkreiche, gewerbfleißige Königsstadt war, wo hier in den Gärten der Granatapfel und die Banane reifte und die verfallenen Kapellen und Hallen der Tempel noch wohlgepflegte und reichbesuchte Kultstätten waren. Jetzt liegen ihre Säulen umgestürzt und die weißschimmernden Sivastiere sind verwittert und schwarz geworden. Dort der lachende, klare See, in dessen durchsichtiger Flut sich die Mauern und Zinnen des Palastes spiegeln, hier der große schläfrige, stagnierende See, ein unheimlich totes Gewässer, aus dessen Fluten die zahlreich gehegten Krokodile zwischen schwimmenden Baumstämmen ihre schuppigen, häßlichen Köpfe hervorstrecken. Alles tot, alles, bis auf geringe Reste, völlig verwildert und verwüstet, als ob ein Erdbeben hier gehaust oder rauhe Kriegsstürme alles in Schutt und Trümmer gelegt hätten.

Und doch — noch ist die alte Amber nicht ganz ausgestorben; haust doch droben auf der Burg der altersgraue Rädschputwächter, der dem Besucher von dem regen Leben erzählt, welches in den weiten, prächtigen Schloßräumen herrscht, wenn einmal der Mahārādscha hier Hof hält und auch die fürstlichen Damen der Senana ihre Gemächer verlassen und frei umgehen dürfen. Im unheimlichen Durgatempel der Burg aber bringt ein Priester alltäglich der grausamen Göttin statt des einst üblichen Menschenopfers ein Ziegenopfer, mit dem sie sich wohl oder übel begnügen muß; denn die vorhandenen Büffel- und Schafherden sind nur ein Schaustück für die Augen der nach ihrem Blute lechzenden Göttin, ähnlich wie die herrlichen Obstarrangements auf den Tafeln unserer Vornehmen es für die Gäste sind. Unten aber, zwischen den Trümmern der verlassenen Stadt, haust in den einzigen noch leidlich bewohnbaren Häusern eine kleine Kolonie von Brahminen, eine sonderbare Erscheinung, da die Herren Zweigeborenen es doch sonst

lieben und verstehen, sich die besten Plätzchen „an der Sonne" auszusuchen. Auch sonst lebt es, zumal des Nachts, auf dem Trümmerfelde und an den Ufern des Sees, wenn der Mond am Himmel steht, die Zinnen und Fronten der Burg versilbernd und seine bleichen Reflexe auf die im grünen Gerank schlummernden Marmorblöcke malend; da schleicht die giftige Viper durchs Gestrüpp und übers Geröll, da winselt der Schakal zwischen den Ruinen, und der Herr der Berge und Einöden, der hier noch fast unbehelligt haust, erhebt seine mächtige Stimme in den Schluchten der umliegenden Berge.

Der Besucher von Burg Amber tut wohl, sich zu dem Ausfluge aus dem Marstalle des den Europäern sehr gern gefälligen Radscha einen Reitelefanten zu leihen, welcher bereitwillig gewährt wird.

Am Ende des Sees führt die Straße steil den Burgberg hinan und durch drei feste, auch, wie die in Dschaipur, mit Eisenspitzen verwahrte Tore tritt man in den ersten geräumigen Vorhof, durch ein zweites prächtiges Tor in einen zweiten Hof, der von einer Anzahl in reizender Architektur aus weißem Marmor und rotem Sandstein aufgeführter, reich mit Säulen und kunstvoller Marmorfiligranarbeit ausgestatteter und zum Teil prächtig bemalter Gebäude eingeschlossen ist. Sodann geht es durch das unvergleichlich schöne Mardanator, das Hauptprunkstück der Burg, das mancher für das schönste Tor der Welt erklärt und mit der „Pforte des Paradieses" verglichen hat, obwohl diese doch gewiß nicht aus so kostbarem Material und in so kunstvoller Steinmetzarbeit erbaut war, in einen schönen schattigen Garten und nach dessen Durchwanderung in die sogenannte Siegeshalle, einen wunderbaren Bau in der denkbar reichsten Ausstattung, ein wahres Wunderwerk von feiner Alabaster- und bunter Einlegearbeit.

Die große Ausdehnung der Burg verbietet es, auf weitere Einzelheiten einzugehen. Nach einem Blick durch das prächtige Gitterwerk der Fenster in der großen Mauer, welche die Senanaräume vor den Blicken der Welt verschließt, oder vom Dache des mächtigen Sohab Mandir-Tores auf den blanken See, die grüne Ebene und die umliegenden Berge steigen wir wieder den Berg hinab und traben der rosigen Dschaipur zu, aus der uns die Bahn um das Nordufer des Sambharsees herum in rascher, bequemer Fahrt nach dem im Herzen von Marwar gelegenen Dschödhpur bringt.

Auch hier umgibt uns der wehmuterweckende Zauber einer großen Vergangenheit, an die uns die alte Burg mit ihren Wallgräben und ihren gigantischen Wallmauern, den aus den Steinquadern der Tore hervor-

starrenden Eisendornen und tausend andere Dinge erinnern, die des Beschauers sinnende Gedanken weit zurücktragen in die Ferne vergangener Jahrhunderte. Trostlose braune Wüste, schattenlos und baumarm, durchzogen von staubigen Landstraßen, durch deren fußtiefen Sand die hochbeinigen Kamele, die Last-, Reit- und Zugtiere der Gegend, schreiten, umgibt die von einer 70-torigen, 6 Meilen langen Mauer umschlossene Stadt, die, im Jahre 1549 von Rao Dschōdha gegründet, sich am Abhange und zu Füßen der felsigen Anhöhe aufbaut, auf deren Rücken die Burg thront, trotzig hinausblickend ins weite, wüste Land und in ihrer Lage und Anlage etwas an Amber erinnernd. Die malerischen Trachten der Bewohner und die zum Teil architektonisch sehr schönen Häuserfronten fesseln jeden Besucher. Den Preis aber verdient die alte mächtige Königsburg, trotz der vielen Anzeichen der Vernachlässigung und des rasch fortschreitenden Verfalls. Welch eine überraschende Fülle künstlerischer Motive bieten die feinziselierten bläulichen Marmorornamente der Erker, der Fenster, der hohen Dächer und Zinnen! Bewundernd haftet der Blick auf diesen wundervollen Schöpfungen wahrhaft gottbegnadeter Künstler einer alten, längstvergangenen Zeit, träumend schweift er hinaus in die schweigende Wüste der uralten, märchenhaft romantischen Rādschputāna.

Drittes Kapitel.

Die Stadt der Großmoguln.

Delhi, die glanzvolle, kampfumtobte Residenz der mächtigen Mogulkaiser ist unser nächstes Ziel. Aber noch einmal müssen wir auf der Wanderung dahin im nordöstlichen Grenzgebiet der Rādschputāna rasten, ehe wir den Wanderstab weitertragen in diesen geschichtlich so merkwürdigen und berühmten Teil des östlichen Pandschāb, den man den „klassischen Distrikt Indiens" zu nennen pflegt. Alwār (Ulwur), die „feste Stadt", wie ihr Name (Alpur) wahrscheinlich zu verdeutschen ist, die Residenz eines der geachtetsten, schlichtesten und menschenfreundlichsten Rādschputenfürsten, den sein Volk wegen seiner Schlichtheit und Gerechtigkeitsliebe abgöttisch verehrt, ist der Magnet, der uns noch einmal festhält, ehe wir der hochufrigen Dschamna ins klare Auge sehen und beim Durchwandern der weiten Ruinenfelder von Alt-Delhi uns zurückträumen in alte, uralte Zeiten, wo noch der Glanz der alten Indraprastha alles überstrahlte, was groß und glänzend war auf Erden.

Die Hauptstadt Alwār liegt an der letzten über Riwarri (Rewari) nach Delhi führenden Strecke der Rādschputānabahn, etwa halbwegs zwischen Dschaipur und Delhi. Wie alle namhafteren Rādschputenresidenzen ist sie mit einer festen (fünftorigen) Mauer umgeben und überragt und beschirmt von einem auf steiler Bergeshöhe thronenden Fort. Wir befinden uns hier in der Heimat eines der kriegslustigsten Rādschputenstämme, der räuberischen, jetzt allerdings ganz friedlichen Miots, welche dem benachbarten mächtigen Delhi trotz ihrer gewaltigen Mauern manche unruhige Stunde bereitet haben, so daß es Zeiten gab, wo sofort nach dem Nachmittagsgebet die Tore der Stadt fest verschlossen wurden und niemand sich mehr ins Freie wagte, um nicht dem gefürchteten Feinde in die Hände zu fallen. Der Naturforscher findet in diesem Teile Indiens reiche Ausbeute, und der Jagdfreund hat reiche Gelegenheit, seinem Sport zu frönen, denn die Dschangel der Ebene beherbergen eine Menge Wild und die vorhandenen Seen wimmeln von Fischen

und von Wasservögeln, unter denen sich besonders der in der ganzen östlichen Rādschputāna so häufige und oft vom Zuge aus sichtbare rotköpfige Kranich auszeichnet, der gravitätisch am Ufer der Gewässer einherschreitet. Eine eigentümliche Erscheinung bei den Seen von Alwār wie auch bei anderen Seen der Rādschputāna, wie dem von Amber, ist die große Menge von Wasserschlangen, deren Zahl in den beiden Seen von Siliserh und Dioti so groß ist, daß eine in dem ersteren liegende Insel direkt unbewohnbar ist, trotz des Palastes, den sie auf ihrem Rücken trägt, zum Beweis, daß es Zeiten gab, wo diese Plage nicht vorhanden war, wenigstens nicht in dem Maße wie heute. Auch den Ziegen und Eseln, ja sogar den Ponypferden der Umgebung ergeht es schlecht vonwegen der gefräßigen Alligatoren, deren rauhborkige Schädel man zahlreich aus den Fluten dieser Wasserbecken auftauchen sieht. Der Jagdfreund findet seine Rechnung in den Bergen, wo neben der Hyäne, die im Volksglauben dieselbe Rolle spielt wie bei uns der Bock als Reittier der Unholdinnen, den dickfelligen Wildschweinen, Ameisenbären und Stachelschweinen, Wildkatzen, Luchsen, Panthern und Leoparden, Füchsen — geflügelten und ungeflügelten —, Fischottern, Dachsen und anderem Viergebein auch der mächtige Tiger sein Jagdrecht übt, innerlich wütend und äußerlich knurrend über den unverschämten Tintorivogel, der unfehlbar durch seinen Lärm die Nähe des gefährlichen Tier- und Menschenfeindes verrät, mag derselbe noch so leise und vorsichtig sich duckend im hohen Grase schleichen. Auch hier als prächtige landschaftliche Staffage Pfauen und überall Pfauen, in den Waldungen und Hainen, auf den Feldern, wo sie in Herden herumstolzieren, der prunkende Hahn seine schlichten Hennen anführend, in den Dörfern und auf den Mauern und Zinnen der Städte, wo sie gern in der Sonne sitzen und mit ihrem schimmernden Smaragdgefieder prunken. Der in ganz Indien bis hinab zum Kap Kumari verbreitete kleine Künstler unter den Vögeln, der gesellige, in ganzen Kolonien beisammen hausende Webervogel, schlägt auch hier in Alwār sein Heim in allen Hainen, besonders am Rande von Gewässern, auf, wo er sein kunstvoll geflochtenes Nest, um vor den tückischen Nachstellungen der nesterplündernden Baumschlangen sicher zu sein, an den äußersten freihängenden Zweigspitzen aufhängt, lauter zierlich und fest aus dürrem braunen Gras geflochtene, oben spitz auslaufende, in der Mitte aber, wo das eigentliche Nest ist, sich retortenartig ausbauchende Säckchen, das enge, schlauchartige Schlüpfloch am unteren Ende. Wohin man auch kommt in Indien, überall sieht man diese originellen Gebilde tierischer Kunst und vorsichtigen tierischen Instinktes

an den freien Außenzweigen der Bäume baumeln, und die wenigsten, denen der Vorzug wurde, auf einem königlichen Elefanten zu reiten, haben eine Ahnung davon, daß die Nester dieses kleinen Webekünstlers den Stoff zur Füllung der Rückenpolster liefern mußten, auf denen die Haudah ruht. Viele andere zum Teil interessante und durch ihr buntprächtiges Gefieder auffallende Vögel beleben die Felder, in erster Linie natürlich die unvermeidlichen Papageien. Einem hier zahlreich vorkommenden Vogel schreibt der Volksaberglaube, der überhaupt in der



Portalbau des Palastes (Forts) von Delhi. (Seitenansicht).

Rādschputāna viele wunderliche Blüten treibt, die wunderbare Eigenschaft zu, daß die schwarze Feder, die seinen Kopfschmuck bildet, ihren Träger auf seinen Wunsch unsichtbar macht. Ausprobiert hat es wahrscheinlich noch niemand, ebenso wie ein Naturforscher des Altertums, anstatt sich einfach einmal ein Pferd daraufhin genau anzusehen, sagt: die Pferde sollen Augen haben, deren Lider sich von unten nach oben schließen.

Die Eingeborenen kleiden sich gut, die Frauen, zumal die der Landbewohner, sogar originell prächtig. Wenn man eine solch Miofrau auf der nach dem Siliserhsee hinausführenden Landstraße von weitem auf sich zukommen sieht, so meint man nicht anders, als sie sei über den ganzen

Körper mit blitzenden Edelsteinen bedeckt, so funkeln und gleißen im Sonnenglanze die runden Spiegelglasplättchen, mit denen das ganze, meist in Gelb und Blau oder in Gelb und Braun gehaltene Gewand benäht ist.

Der Maharadscha von Alwār ist ein überaus sympathischer Herr, dem man mit Recht wahre Herzenzbildung nachrühmt, die sich vor allem in Gestalt eines sehr ausgeprägten Gerechtigkeitssinns äußert. In seinen Lebensgewohnheiten ist er sehr einfach, was schon daraus hervorgeht, daß er seine Audienzen nicht etwa in einer der Prunkhallen seines Palastes, sondern in einem ganz schlichten Dachzimmer desselben erteilt und die Beschwerden und Bittgesuche seiner auf seine Gerechtigkeit und sein landesväterliches Wohlmeinen wie auf Felsen bauenden Untertanen, die ihn abgöttisch verehren und ihm in wirklicher Liebe ergeben sind, persönlich am offenen Fenster eines ebenso einfach ausgestatteten Gartenzimmers entgegen zu nehmen pflegt. So ist er auch gar kein Freund des orientalischen Prunks und Pomps, den auch er bei größeren Staatsaktionen und feierlichen Aufzügen der Repräsentation halber entfalten muß, ähnlich wie der aufgeklärte Radscha des kleinen Reiches Pudukōtei im Süden, der auch bei Götzenaufzügen seine Hand mit an das Tau des Götzenwagens legt, um den alten Brauch nicht zu verletzen, obwohl er innerlich über den heidnischen Humbug lächelt.

Was für Herrlichkeiten enthält doch auch der Palast dieses edlen, schlichten Rādschputenfürsten, der übrigens ein großer Liebhaber des Jagdsports ist! Welche Fülle von eigenartigen Kostbarkeiten und Raritäten bergen die Prunksäle, die Bibliothek, die Rüstkammern und Schatzkammern dieses Fürstensitzes, dessen Mauern sich ebenfalls in einem klaren See spiegeln, — Dinge, die wohl dazu angetan sind, einen Menschen zur Übertretung des zehnten Gebotes zu verführen. Wie schießen die bunten Fischchen in den kristallenen Kanalrinnen des massivsilbernen Speisetisches umher, daß man meint, sie leben! Welche Schätze von unberechenbarem Wert, ganz abgesehen von der auf eine Million Mark taxierten, kostbar illustrierten Abschrift des Gulistan, in der jeder Buchstabe ein Kunstwerk und Wunder von Sauberkeit und zierlichster Akkuratesse ist, lagern in den Räumen der fürstlichen Bibliothek! In den eisenbeschlagenen Teakholztruhen des Schatzes gleißt das rote Gold, funkeln die Smaragden und Diamanten, darunter Stücke von seltener Größe und wunderbarem Feuer, und wer einen milderen Glanz liebt, der weide sein Auge an den kostbaren Perlenketten, oder er trete ein in den wundervollen Dachpavillon des Palastes, auf dessen mit Glas, Perl-

mutter und Glimmer belegten Wänden es liegt wie weiches Mondlicht. Die vortrefflichsten Erzeugnisse der berühmten rādschputischen Schwertfegerkunst, die besonders in Alwār von jeher in hoher Blüte stand, lagern in der reichausgestatteten Rüstkammer, Hunderte von kostbaren Schwertern mit goldenem, juwelenbedecktem Griff, deren wertvollster Teil jedoch die feingeschmiedete Stahlklinge ist, in deren Breitseite wohl gar die originelle Laune des Schwertfegers, solide Arbeit mit kostbarer Spielerei vereinigend, schöne Perlen eingelassen hat, die in einer vom Heft bis nahe zur Spitze laufenden Hohlrinne bei der Bewegung des Schwertes mit leisem Geräusch auf und nieder rollen.

Wirklich entzückend ist die Aussicht, die sich von den kunstvoll durchbrochenen Marmorbalkonen und -lauben der Dachumrandung bietet. Zu Füßen breitet sich der blanke, seeartige Teich, in dessen klarer Flut sich die Palmen des Gartens, die weißen Marmormauern und die kuppelgekrönten reizenden Marmorkiosks spiegeln, welche sich in allen vier Ecken erheben, vor allem aber Bakhtawār Sings herrliches Marmorkenotaphium, dessen zierliche Bogen durch eine naturgetreue Nachbildung von schlanken Bambusgarben gebildet sind, deren Spitzen sich oben zusammenschließen. Das zarte Blattwerk derselben ist so fein der Natur nachgeahmt, daß man durch das Rauschen und Plätschern der auf die Marmorfliesen niederfallenden Fontänen das Säuseln des Windes zu vernehmen meint, der, wie durch die mächtigen Federwedel der Palmen auch durchs zierliche Bambusblattwerk zu wehen scheint. Unmittelbar hinter dem See erheben sich, mit grünschimmernder Vegetation überzogen, die steil ansteigenden roten Felsenberge, welche die Stadt umgeben, auf ihrem Rücken das alte Fort tragend, an das sich Erzählungen knüpfen, die an die Geschichte Alt-Roms und seines Kapitols erinnern und uns in jene rauhen Zeiten zurückversetzen, wo hier wie in Amber noch täglich der grausamen Göttin Durga Menschenopfer geschlachtet wurden. Eins von diesen Opfern wurde der Anlaß der durch List und Verrat herbeigeführten Eroberung des in stürmischen Kriegszeiten von den Nikamba-Rādschputen erbauten Forts durch den Stamm der Khanpadas.

Die Stadt Alwār ist, abgesehen von ihrer malerischen Lage, wenig sehenswert; hervorragende Gebäude außer dem im Herzen der Stadt gelegenen Banni Bilas-Palaste sind nicht vorhanden, und die Straßen sind eng und ungepflastert.

Neun Meilen südwestwärts von Alwār liegt der durch einen geschickten Dammbau künstlich hergestellte kleine See von Siliserh, der, ein langes

Tal ausfüllend, die Hauptstadt mit klarem Bergwasser reichlich versorgt und auch das nötige Wasser zur Bewässerung der umliegenden Gärten und Felder hergibt. Hier haben die Damen des Palastes ihre Sommerfrische. Die immer von Landleuten belebte Straße dahin windet sich zwischen hohen, roten Felshöhen und endlosen Baumwollenfeldern hindurch. Überall in Feldern und Hainen brüsten sich ganz sorglos, im Bewußtsein ihrer Heiligkeit und Unverletzlichkeit, die heiligen Vögel des Rādschputen-Kriegsgottes Kumara, deren Federn die Krieger der Rādschputāna so gern im Turban tragen. Wenn der Donner in den Bergen hallt, so erheben diese „kriegerischen Vögel" ein lautes widerliches Geschrei, weil sie — so erklären es die Eingeborenen — „das Getöse des Donners für Schlachtentrompeten halten".

Hinter Alwār senkt sich die Landschaft schnell ins Flachland der Dschamnaniederung und zu der uralten, an der äußersten Ostgrenze des Pandschāb gelegenen Kaiserstadt Delhi ab. Die Fahrt dahin hat nach dem bisher Gesehenen keine besonderen Reize.

Endlich hält der Zug, und vor unseren Blicken liegt sie da im Schutz ihrer Riesenmauern, Dihli, die alte Kaiserstadt, die glorreichste, geschichtlich merkwürdigste aller indischen Kapitalen, deren strahlender Name, wenn auch in anderer Form, uns schon aus dem Mahābhārata entgegenleuchtet, der Kampfplatz der Völker, auf dessen blutgetränktem, rossezerstampftem Boden sich von jeher in heißem Ringen Indiens Geschicke entschieden haben. Dihli ist ihr richtiger Name, auch Dilli nennen sie die Hindus nach Dilu Radscha, einem Nachfolger der Gautamadynastie uralten Gedenkens; Delhi ist nur eine von den Europäern beliebte Entstellung des Namens, die man auf den in Gudscharāti-, Sanskrit- und Persischer Schrift gedruckten Fahrplänen nicht findet. Nicht immer hat die Stadt den heutigen Namen getragen; zu den Zeiten der Pandavas hieß sie Indraprastha, d. i. Feld des Indra, ein Name, der noch heute vorhanden ist, denn ein Teil des im Süden der Stadt zwischen dem Delhitore und Humayuns grandiosem, düsterem Grabmale gelegenen Trümmerfeldes heißt Indrapat, während ein anderer Purana Kila oder „das alte Fort" (s. später!) heißt. Wie gesagt spielt die alte von Judisthira und den Pandavas von Hastinapur gegründete Indraprastha schon im Mahābhāratagedicht eine Rolle. Heute zeugen nur noch staub- und schmutzbedeckte Trümmer von ihrer herrlichen Vergangenheit, Trümmer, die in ihrer Art ein ebensogroßes Altertumsinteresse in Anspruch nehmen, wie die Pyramiden.

Delhi ist von jeher eine wandernde Stadt gewesen, wie keine andere

in der Welt, mit ihren Straßen und Palästen auf einer Fläche von 45 engl. Quadratmeilen umherwandernd. Noch heute beträgt das Areal, welches das große Ruinenfeld von Alt-Delhi einnimmt, 20 Quadratmeilen. Immer ist sie die heißumkämpfte Schwelle gewesen, über welche die fremden Eroberer von Westen und Norden her ins Duāb eindrangen. Ströme von Blut sind vor und in ihren Mauern und auf den umliegenden Ebenen geflossen, in den Tagen der Pandavas und Gautamas, zu den Zeiten Dschilu Radschas und in jenen mit blutigen Lettern ins Buch der indischen Geschichte eingetragenen Kämpfen, von denen im ersten



Seitenansicht des Kaschmirtors in Delhi.

Teile des Buches berichtet wurde, die dem Eindringen der Mohammedaner ins Land folgten, und bis in die neue Zeit, wo England vor den Toren der Stadt um seine Herrschaft über Indien rang. Überall die wehmütigen Spuren gewaltiger Kämpfe und der damit verbundenen Umwälzung und Verwüstung, überall die noch in Schutt und Trümmern eine gewaltige Sprache redenden Reste einer großartigen, ereignisreichen Vergangenheit.

Von den Greueln, welche die fremden Eroberer des Mittelalters in ihrer nicht zu ersättigenden Habsucht und Blutgier an dieser Stätte ausübten, ist schon erzählt worden. Besonders schwere Zeiten erlebte die Stadt unter Schah Nadir von Persien, der sie, die blutigen Familien-

zwiste und Parteiungen im Herrscherhause benutzend, 1739 einnahm, ihre Paläste und Prachtgärten zerstörte und verwüstete und ihre Kunstschätze so gründlich plünderte, daß er für 200 Millionen Mark, nach älteren Angaben sogar für 1000 Millionen Rupie wertvolle Beute mit sich wegführte, darunter den kostbaren Pfauenthron (s. später!), der noch heute im persischen Staatsschatze, nach Dr. Böcks Angabe, vorhanden ist. Es folgten die unglücklichen Kämpfe mit den Rohillas im Jahre 1749 und Abdallahs von Kandahar (1761) siegreiche Angriffe, die Kämpfe mit Marāthen und Franzosen und endlich die zu Anfang des 19. Jahrhunderts erfolgende Einnahme der Stadt durch die Engländer, die den Titel eines Mogulkaisers jedoch erst nach der erneuten Eroberung Delhis im Aufstande von 1857 einzogen, nachdem der letzte Mogulkaiser und die noch vorhandenen beiden Prinzen durch die brutale Gewalttat eines englischen Offiziers ihr Leben eingebüßt hatten. Wunderbar ist es übrigens, wie widersprechend die Angaben über Bahadur Schahs Ende lauten. Während deutsche Gewährsmänner ihn als Opfer eines schändlich brutalen Vertrauensbruches durch einen englischen Offizier beim Verlassen des Hamuyangrabmals, in das er sich geflüchtet hatte, niederknallen lassen (vgl. Böck, S. 153), berichtet Arnold in seinem „India revisited“ nach der Schilderung des prächtigen Mogulpalastes: „Aus dem Glanze solch eines marmornen Paradieses wurde der letzte der Moguln, Bahadur Schah, durch uns weggeführt, um in Rangun als Gefangener zu sterben.“

Wenn wir uns nun das Delhi von heute ansehen, so müssen wir zwei Teile unterscheiden, das moderne, in der Mitte des 17. Jahrhunderts von Schah Dschehān erbaute und nach ihm auch Dschehānābād genannte Delhi und das alte Delhi, die Ruinenstadt. Bei letzterer haben wir wieder die Reste von vier verschiedenen Gründungen zu unterscheiden: 1. die Überreste der alten Indraprastha, das heutige Indrapat und das „Alte Fort“; 2. das erste, 50 v. Chr. von Radscha Dilu gegründete Delhi; 3. Taghlakābād, im Jahre 1321 von Ghijas-ud-din erbaut, aber auf Anordnung seines Sohnes Muhammed Taghlak schon nach kurzer Zeit wieder verlassen, und 4. Firōzābād, 1351 von seinem Nachfolger gegründet. So hat die Stadt infolge Zerstörung und infolge der Launen ihrer Herrscher sich eigentlich fortwährend auf der Wanderung befunden, indem der eine verfallen ließ, was vielleicht erst sein Vorgänger mit ungeheurem Aufwand geschaffen, und zwar nicht, wie wir es bei Amber und Dschaipur sehen, aus Gründen praktischer Klugheit, sondern aus Spielerei und Ehrgeiz.

Wir wenden unser Interesse zunächst der unmittelbar am rechten Dschamnaufer gelegenen Neuen Stadt zu. Dieselbe zählt heute nur noch 208 000 Einwohner, während sie Ende des 17. Jahrhunderts mehr Einwohner als London gehabt haben soll. Trotz der grausamen Verfolgungen durch die Mohammedaner sind noch zwei Dritteile der Bevölkerung Hindus, die 200 Tempel in der Stadt haben, während die Zahl der Moscheen 261 beträgt. Kolossale, 10 m hohe und bis 2 m dicke Mauern mit sieben mächtigen, hochgewölbten, durch runde Brustwehren



Partie aus dem Diwan-i-khas.

verteidigten Toren, die noch die Spuren der heftigen Kämpfe der letzten Jahrhunderte, besonders des Jahres 1857 tragen, umgeben die Stadt, in der sich die Königin Viktoria 1877 als Kaiserin von Indien proklamieren ließ.

Das bekannteste unter den Festungstoren der Stadt ist das schon von weitem an den zahlreichen, im Jahre 1857 von den englischen Kanonenkugeln ins Mauerwerk gerissenen Breschen kenntliche Kaschmirtor mit seinen zwei hohen, spitzbogigen Eingangstoren, durch welches am 14. September des genannten Jahres Campbells Truppen siegreich in die Stadt eindrangen, nachdem der letzte der treugebliebenen eingeborenen Soldaten, den das mörderische Gewehrfeuer verschont hatte, die Pulver-

säcke ans Tor getragen und angezündet und so den rechten Torflügel gesprengt hatte.

Die hervorragendsten Gebäude von Neu-Delhi sind Schah Dschehāns Palast, jetzt das Fort von Delhi, und die große aus weißem Marmor und rotem Sandstein erbaute Dschamma-Moschee.

Der erstere liegt im Osten außerhalb der Stadt unmittelbar am rechten (westlichen) Ufer der hier 180—300 m breiten Dschamna, von dieser durch einen langen, schmalen Gartenstreifen getrennt und im nördlichen Teile von einem schmalen Flußarme durchschnitten, welcher den „Alten Palast“ von den übrigen Baulichkeiten trennt, der gleichwie diese von 16 m hohen und 2 m dicken Mauerwällen und Bastionen umgeben ist, ähnlich wie wir es beim Fort von Agra finden werden, an das wir ja auch durch den Diwan-i-am und den Diwan-i-khaß erinnert werden, Gebäude, die wir hier wie dort mit demselben Namen und zu dem gleichen Zwecke errichtet vorfinden. Weithin schimmern die mächtigen, aus rotem Sandstein erbauten, oben kannelierten und mit zahlreichen niedrigen Türmen besetzten Mauern mit ihren halbrunden Torvorsprüngen, einen weiten Raum einschließend, der eine eigene Stadt für sich bildet.

Der Haupteingang, das Tor von Lahōr, liegt in der Mitte der westlichen Mauerfront gegenüber der östlichen Ausmündung der belebten Tschandni Tschōk, des „im Mondstrahl glänzenden Marktes“, einer sehr erweiterten, mehr einem langgestreckten Platze gleichenden, von einem gemauerten Kanal durchflossenen Straße, welche das Zentrum der Stadt durchzieht und die schönste Straße von Delhi genannt werden muß; manche erklären sie für die schönste Straße in Indien überhaupt, mit wie viel Recht, bleibe dahingestellt. Jedenfalls zeichnet sie sich durch große Sauberkeit aus, wenn auch die zahlreichen Buden und Basare in der Mitte und an den Seiten nicht gerade zur Verschönerung des Straßenbildes beitragen. Ihre Länge beträgt 1200 m, die Breite 25 m.

Durch das weit aus der Mauer vortretende Haupttor des Palastes betritt man zuerst die Tschatta, einen zirka 90 m langen, mit hohem persischen Bogen überwölbten und mit Seitennischen versehenen Gang, der, sein Licht von oben empfangend, zum ersten schönen Palasthofe führt, dem wiederum von Mauern umschlossenen Nobod Dschanar, durch dessen Mitte ein den ganzen Palast quer durchschneidender kaum 1½ m breiter Kanal fließt, und an dessen östlicher Langseite die zweistöckige, rotsandsteinene Musikhalle der Mogulkaiser liegt. Auf der Südseite befand sich der Marstall. Der den westlichen Teil des Palastes von Nord nach Süd durchquerende Kanal führt unter dem großen Südtore

hinweg in den um den ganzen Palast sich herumziehenden und wieder in die Dschamna ausmündenden tiefen Wallgraben.

Durch ein zweites großes Portal gelangt man in den zweiten, quadratischen Hof, an dessen Ostseite sich die öffentliche Gerichtshalle, der Diwan-i-am, erhebt, eine offene Halle, deren Front von neun Bogen mit Marmorstuck getragen wird. Achtundzwanzig schöne Säulen, in arabisch-byzantinischem Stil gehalten, tragen die Decke der weiten, marmornen Halle, an deren östlicher Hinterseite der äußere Thron steht, ein umfangreicher, mit reicher Agra-Mosaik ausgeschmückter Marmorsessel, auf dem die Mogulkaiser zu sitzen pflegten, wenn sie den Gesandten und den Edlen des Reiches feierlich Audienz gewährten.

Ein drittes kleineres Tor in der Mitte der Nordseite dieses Hofes führt in den dritten, mit weißen Marmorplatten gepflasterten Palasthof und durch diesen nach dem privaten Ratssaal der Großmoguln, dem ganz aus weißem Marmor erbauten Diwan-i-khaß, jener wundervollen Marmorhalle, in der einst der kostbarste Thron der Erde, der goldene Pfauenthron stand, von dem jeder gehört hat, der sich nur oberflächlich mit Indien beschäftigt hat. Zweiunddreißig mächtige, mit herrlicher Agraer Edelsteinmosaik eingelegte viereckige Säulen, in zwei Reihen geordnet und durch prächtige Bogen miteinander verbunden, tragen die gewölbte Decke, deren kostbaren, auf $3^1/_2$ Millionen Mark Wert berechneten Gold- und Silberfiligranschmuck, welchen der wilde Eroberer Nadir Schah bei seiner Plünderung merkwürdigerweise unbeachtet ließ, erst zwei Jahrzehnte später die rohen Hände der Marāthen herunterrissen und mit fortführten. Die Parketts sind aus köstlichen Steinen zusammengesetzt, darunter Karneols von hohem Werte.

In dieser einst in feenhafter Pracht erstrahlenden und auch heute noch in ihrem teilweisen Verfall einen großartigen Eindruck machenden Halle, durch deren prächtige Säulenreihen man einen freien Ausblick auf den schönen Palasthof, den großen Palastgarten, den Palast des Kaisers und die angeschlossenen Senanaräume, nach Osten aber über den breiten, klaren Strom und die jenseitigen fruchtbaren Ufergelände hat, stand bis zum Jahre 1739 der von Schah Dschehān errichtete Pfauenthron, von dem heute nichts mehr vorhanden ist als ein einfacher, auf hohem Fundament stehender, mit dünnen Goldplatten, Perlen und wertlosen Steinen geschmückter Sessel mit einem von silbernen Säulen getragenen Thronhimmel. 120 Millionen Mark, nach anderen Angaben sogar 200 Millionen Mark soll die Herstellung dieses Thrones in seiner früheren Herrlichkeit gekostet haben, und diese Angabe klingt durchaus nicht über-

trieben und unglaubhaft, wenn man von der ungeheuren Pracht und der Fülle von Gold, Perlen und Edelsteinen hört, die diesen Thron, den Takt-i-Taüs, wie er genannt wurde, zu einem einzigen leuchtenden und in allen farbigen Feuern brennenden Riesenjuwel machten, das man nicht ansehen konnte, ohne geblendet zu werden und es zu verstehen, wie der Erbauer dieses einzigartigen Palastes dazu kam, an die Seitenwand der Halle in großen goldenen Buchstaben die persische Inschrift eingraben zu lassen, die heute noch, wenn auch halbverloschen, dort steht:

„Wenn es auf Erden ein Paradies gibt,
So ist es hier, so ist es hier, so ist es hier!"

Sechs Fuß breit und vier Fuß tief war der Thronsessel, ganz aus starken Goldplatten zusammengesetzt und mit den kostbarsten Steinen bedeckt, welche die teils von den Pathanen und Radschas erbeuteten, teils von den Omrahs gezwungenermaßen als Geschenk dargebrachten Edelsteinschätze der kaiserlichen Schatzkammer enthielt. Die Rückwand bildeten zwei goldene Pfauen mit ausgebreiteten Schweifen, welche die ganz der Natur entsprechende Farbenpracht ihres Gefieders den zahllosen Smaragden, Saphiren, Diamanten und Rubinen verdankten, mit denen der goldene Körper bedeckt war. Der lebensgroße Papagei, der zwischen ihnen zu Häupten des Thronsessels sich befand, soll sogar aus einem einzigen Smaragd ausgeschnitten gewesen sein; in Wahrheit mag er eine kostbare Smaragdinkrustation auf Goldgrund dargestellt haben. Jedenfalls war auch sein Wert ein unermeßlicher, da nur wirklich erstklassige Steine zum Bau des Thrones verwendet wurden, auch zur Ausschmückung der zwölf den Thron umgebenden massiv goldenen Säulen, auf denen der goldene, mit den kostbarsten, nur aus auserlesen schönen Perlenschnüren bestehenden Fransen besetzte Thronbaldachin ruhte. Aber noch nicht genug der Pracht und des Reichtums: vorn zu beiden Seiten des Thrones standen, das uralte Symbol der Herrscherwürde in Indien, zwei rotsamtne, reichgestickte und ebenfalls mit langen, kostbaren Perlenfransen eingefaßte Sonnenschirme, deren acht Fuß hohe massivgoldene Stäbe von den auserlesensten, in Ringen angeordneten Diamanten funkelten.

Aus den Äpfeln, Birnen und Kirschen, Stieglitzen und Dompfaffen, welche in den Wandmosaiken zur Darstellung kommen, durch deren Schönheit die Marmortribüne ausgezeichnet ist, von welcher der Kaiser zum Volke zu reden pflegte, hat man auf einen europäischen Ursprung dieses künstlerischen Schmuckes schließen wollen, doch wird die

Richtigkeit dieser Annahme von kundiger Seite bestritten, ebenso wie man es wohl mit Recht bestreitet, daß die schönen Marmormosaiken der Tādsch usw. in Agra das Werk Florentiner Meister seien. Die Art, wie die Steine des Musters in den Marmor eingelegt sind, spricht dagegen. Davon später.

Zu der verschwenderischen Pracht des Thronsaales bildeten die sich anschließenden marmornen Baderäume ein passendes Gegenstück. Da flossen Bächlein kristallklaren Wassers durch kunstvoll angelegte, fein-



Partie aus dem Diwan-i-am in Delhi.

polierte Alabasterrinnen, über kostbar eingelegte Steinplatten und über die blitzenden Ränder silberner und goldener Wasserbassins. Die prächtigen Wohnräume der Moguln, eine Fülle von Prachtzimmern, und die Räume des Harems, südlich vom Diwan-i-khaß gelegen, sind noch wohlerhalten, machen aber einen traurig öden Eindruck, zumal wenn man sich beim Durchschreiten derselben die furchtbare Tragik des Schicksals vergegenwärtigt, welches die Herrscher, die einst, umgeben von Pracht und Reichtum, hier hausten, nicht nur von der schwindelnden Höhe ihrer Macht herabstürzte, sondern ihr stolzes Geschlecht dem völligen Untergange weihte. Auch in den Räumen des Harems, durch deren

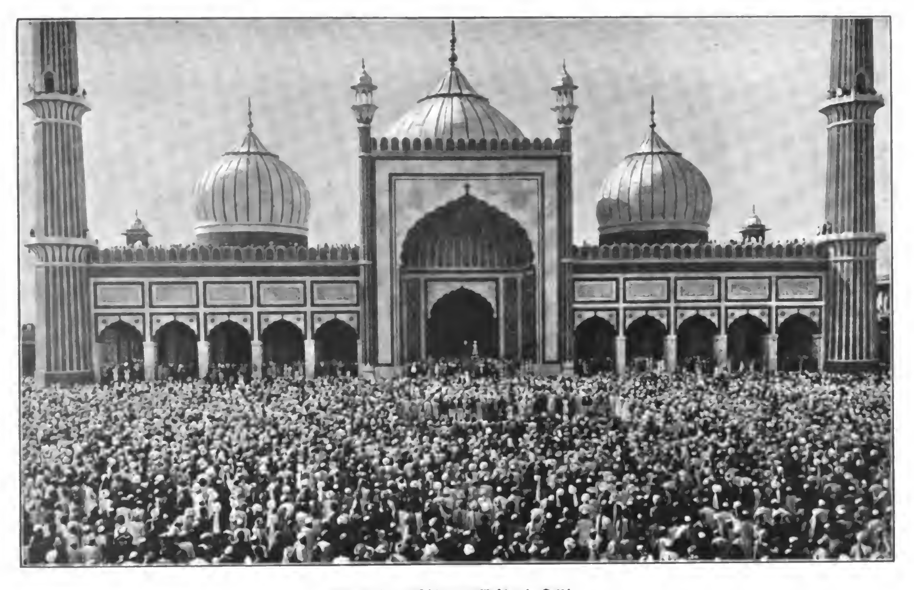
herrliche Gitterfenster einst die glutäugigen Schönen ihre Blicke über den schmalen Dschamnagarten und die blitzende Fläche des breiten Stromes schweifen ließen, herrscht heute Todesschweigen.

Nach Norden schließt sich an den dritten Palasthof ein großer bis an den obenerwähnten Dschamnaarm reichender Garten an, in dem die „Perl-Moschee", die kleine, einfache aber in schönem Stil erbaute, aber leider auch sehr vernachlässigte Privatmoschee der Moguln liegt.

Ein großer Teil der alten Palastgebäude, die einst den Raum zur Rechten und Linken der ersten Palasthöfe ausfüllten, wurde nach dem Aufstande von 1857 von den Engländern weggerissen und durch Militärbauten ersetzt, andere Teile des Palastes unmittelbar für militärische Zwecke eingerichtet.

Die Anlage der gewerbfleißigen und handelsreichen Stadt, deren Bewohner jedoch viel über schlechte Zeiten und flauen Geschäftsgang klagen, ist zwar, entsprechend ihrer Bedeutung und ihrer großen Einwohnerzahl, eine großstädtische; die zehn großen Hauptstraßen, unter ihnen die schon genannte westöstlich laufende „Silberstraße", sind bis zu 40 m breit, sehr belebt und zum Teil schön bepflanzt; aber der großartige Eindruck, den die Stadt im Ganzen macht, wird beeinträchtigt und abgeschwächt durch die vielen engen Gassen und die oft recht unscheinbaren offenen Verkaufsläden und Werkstätten der Gewerbetreibenden, welche die berühmten, aus Delhi kommenden dekorierten Gewebe, Wollstoffe und gravierten Gold- und Silberwaren anfertigen und feilbieten. Das Leben und Treiben der Eingeborenen auf den Straßen und in den offenen Basaren zu schildern, hat keinen Zweck — es würde schließlich nur zu Wiederholungen führen. Nur eins fällt jedem Besucher durch seine Originalität auf: das sind die nach allen Richtungen verkehrenden statt mit Pferden mit Kamelen bespannten Omnibusse, die sich auf dem freien Platze vor Delhis Kleinod, der weit über Indiens Grenzen hinaus berühmten und als die schönste und großartigste Kultusstätte des Islam anerkannten, ebenfalls von Schah Dschehān erbauten Dschamma-Moschee, ein Stelldichein zu geben pflegen.

Ihr wollen wir, ehe wir die Sehenswürdigkeiten von Alt-Delhi in Augenschein nehmen, noch einen kurzen Besuch abstatten. Der Besuch lohnt die Mühe, denn die meisten Besucher, wenn sie die hohe Freitreppe erstiegen haben und durchs mächtige dreistöckige Portal in den Moscheehof eingetreten sind, pflegen in einen lauten Ausruf des Entzückens auszubrechen, so prächtig wirkt der Anblick der schöngewölbten weißen Kuppeln, der schlanken, hochragenden Minarets, der schönen persischen



Predigt in der Dschamma-Moschee in Delhi.

Portalbogen, besonders des mittleren Riesenportals und die eigenartige Farbenzusammenstellung von Rot und Schneeweiß — roter Sandstein und weißer Marmor sind das Material, aus dem der in grandioser Schönheit sich präsentierende Wunderbau aufgeführt ist.

Man gelangt zu dem großartigen Bauwerke, welches die höchste Vollendung des byzantinisch-arabischen Stils darstellt und in seinen weiten säulengetragenen Hallen einer großen Menge von Andächtigen Raum bietet, durch eine enge, von der Tschandni Tschōk abzweigende Seitengasse. Um so tiefer und ergreifender ist der Eindruck, wenn dann am Ende der Gasse plötzlich die schimmernde Pracht des Wunderbaues vor den Blicken auftaucht. Die Moschee liegt nicht zu ebener Erde, sondern das 150 m im Geviert haltende gewaltige Sandsteinfundament, welches sie trägt, erhebt sich 10 m hoch über das Straßenniveau. Schöne hohe Freitreppen führen von Norden, Osten und Süden zu den mächtigen dreistöckigen Torbauten empor, welche durch die auf eben diesen drei Seiten den Hof umschließenden hohen Arkadenmauern auf den sandsteingepflasterten Hof führen und mit zahlreichen perlenartig aneinandergereihten Kuppelchen versehen sind, welche, die Hochgalerien bedachend, schimmernd sich abheben von dem durch ihre Säulchen und über ihnen lachenden Himmelsblau.

Da die Moschee am Westende des Hofes steht, so hat man den prächtigsten und umfassendsten Gesamtanblick des wundervollen Bauwerkes, wenn man den Hof durch das östliche Portal betritt; da präsentiert sich die breite Front in ihrer ganzen großartigen Schönheit, zu beiden Seiten flankiert von den in vertikaler Richtung sandrot und marmorweiß gestreiften, 43 m hohen und oben mit den üblichen kuppelbedachten Säulenpavillons gekrönten zwei Minarettürmen, von deren oberster Galerie man eine ebenso entzückende wie umfassende Übersicht über die ganze große Stadt mit Dschehāns Palast im Osten und das grüne Tal des Stromes, wie über das weite Ruinenfeld von Alt-Delhi im Süden hat, aus dem sich der riesige Turmschaft des Kutab-Minar schlank erhebt.

Die Moschee enthält drei Haupträume; schöne Reihen von vierkantigen Säulen, welche das Dach der weiten Marmorhallen tragen, führen zu dem von hohen Kuppeln überwölbten Mittelpunkte der drei Schiffe. Das prächtige, von Koransprüchen umgebene Riesenportal des Mittelraumes, der Haupthalle der Moschee, ist ebenfalls, wie der ganze Bau, von zwei schlanken, rotweißen Minaretts, nur in kleineren Dimensionen, als die Hauptminars, flankiert. Zu den Nebenhallen rechts und links, in denen wie in der Haupthalle Tag und Nacht Lampen brennen,

führen je fünf kleinere, aber immerhin sehr stattliche und schöne Portalbogen. Links neben der Marmorkanzel befindet sich in der Rückwand der Haupthalle eine Nische, welche die Richtung bezeichnet, in der Mekka liegt. Das viereckige marmorne Wasserbassin, welches, immer mit klarem Wasser gefüllt, sich in der Mitte des gepflasterten Hofes befindet, bietet den Andächtigen Gelegenheit, ihre Waschungen vorzunehmen. In einem besonderen Raume befinden sich in kostbaren, überaus kunstvoll gearbeiteten Behältern, deren Anblick leider keinem „Ungläubigen" so leicht vergönnt ist, neben zahlreichen wertvollen alten Koranabschriften die größten Heiligtümer des Islam in Indien, ein mit Jasmin gefüllter Pantoffel des Propheten und ein „wirklich echtes" Haar aus dem Barte desselben. Kafsch-i-Mubárak und Mui-i-Mubárak sind die Namen dieser hochheilig gehaltenen Reliquien.

Die übrigen zahlreichen Moscheen der Stadt sind bis auf eine, die Kalan-Moschee, von geringerer Bedeutung, und wir können getrost an ihnen vorübergehen, um draußen in den Ruinenfeldern uns zurückzuträumen in eine weitentlegene großartige Vergangenheit.

Die Ruinenfelder von Alt-Delhi sind wohl der größte Ruinenplatz der Welt. Fünf bis sechs hintereinander entstandene große Städte liegen hier auf einer 20 Quadratmeilen großen, mit den Ruinen von Hunderten der stattlichsten Bauwerke bedeckten Fläche begraben, denn so viele mächtige Dynastien, die der Pandavas, der Ghasnaviden, der Khoriden, der Afghanen und Baburiden haben hier ihr Grab gefunden, gar nicht der Eroberer zu gedenken, die auf kurze Zeit hier gehaust und alles in Schutt und Trümmer gelegt haben.

Der Weg nach der heute teilweise als Übungsplatz der englischen Truppen benutzten Trümmerstätte führt an der Dschamma-Moschee vorüber und schließlich durchs Adschmirtor hinaus ins Freie. Die Ruinen von Indrapat, die Reste der alten Indraprastha, liegen etwas abseits von der nach Süden führenden, streckenweise mit schattenspendenden Bäumen besetzten Straße. Wir finden hier auch Reste von Bauten, die noch heute teilweise leidlich erhalten, aus neuerer Zeit stammen, wie das Grabmal des Asisa Kokal Tasch, des Milchbruders Kaiser Akbars des Großen. Prof. Reuleaux vergleicht die durch die Ruinen von Alt-Delhi führende Straße mit der Via Appia, wie man ja auch Delhi selbst das „indische Rom" genannt hat. Die Ähnlichkeit zwischen beiden ist unbestreitbar trotz der hier viel großartigeren und auch sonst anders gearteten Verhältnisse. Beide Straßen führen durch lange Gräberreihen, beiderseits belebt von Landleuten, die ihre Produkte in Wagen und Körben

nach der großen Stadt führen, die Umgebung beider eine erschütternde Predigt aus dem Munde von Steinen, beide zur Rechten und Linken von Viehweiden und grünen Feldern begleitet, die unterbrochen von Gestrüpp und Baumwuchs ihre grüne Decke über die Trümmer der uralten Stadt breiten, von denen noch einzelne aus dem Grün der Weiden, Felder und Haine emporragen. Natürlich fehlt auch hier der unvermeidliche Flag-Staff, der Flaggenstock, nicht, der sich überall, wo Alt-England sich in der Welt festgesetzt hat, auch in Indien an jeder bedeutsameren Stelle, wie z. B. in Madras auf dem Fort St. Georg, auf dem Tempel-

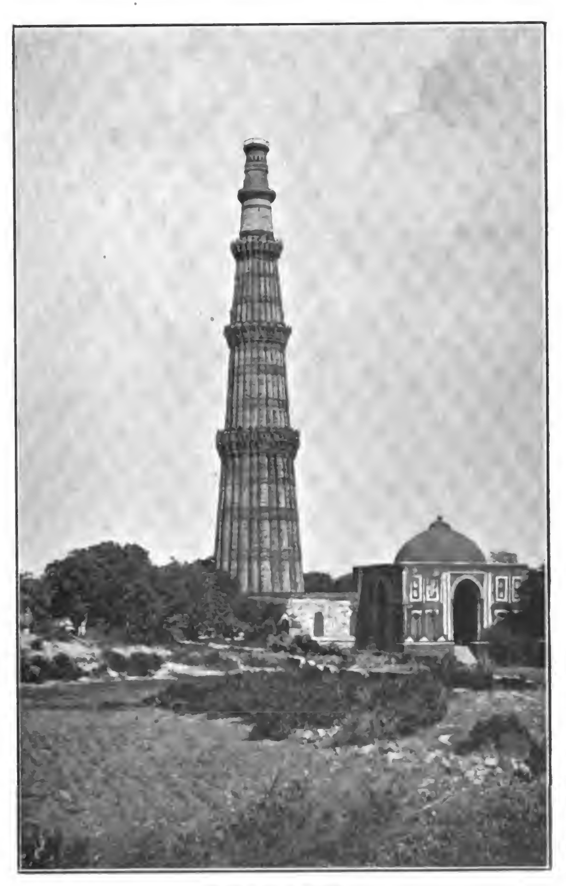


Die Asōkasäule in Alt-Delhi.

felsen von Trtschināpalli usw. erhebt. Hinter demselben erblickt man in weiterer Entfernung eine der zahlreichen (7—8) mit buddhistischen Inschriften bedeckten Asōkasäulen, die, 13 m hoch, ursprünglich nicht an dieser Stelle, sondern oberhalb der von Firōz Schah am Fuße des Gebirges erbauten Feste Kotila stand und mit vieler Mühe an ihren neuen Standort geschafft wurde. Immer zwischen Trümmern und verlassenen, verödeten Gebäuden dahinwandernd, gelangt man nach dem an der Straße liegenden, 3 km von der Stadt entfernten, 1730 von Dschai Sing erbauten Großen Observatorium, einem hochinteressanten Bauwerk mit mächtigen massiven Gnomensäulen zur Mittagsbestimmung — der Halbmesser des einen großen Quadranten beträgt

über 17 m! — und gemauerten Astrolabien zur Bestimmung der Lage der Gestirne gegen die Ekliptik, den Vorgängern unserer dem genialen Dschai Sing noch unbekannten Theodoliten.

Weiterhin erhebt sich das schöne Monument des Safdar Dschang, der durch seine unglücklichen Kämpfe mit den Rohillas bekannt ist und nach seiner Niederlage den verhängnisvollen Fehler beging, die Marāthen ins Land zu rufen. Das noch nicht 150 Jahre alte, aus Marmor- und Sandsteinquadern auf einem festen Pfeilerfundament erbaute, mit Ecktürmchen und einer schönen Kuppel geschmückte Mausoleum, in dessen Halle der Prunksarg steht, ist noch gut erhalten und liegt inmitten eines wohlgepflegten Gartens voll köstlich duftender Blumen und herrlicher Bäume, den eine hohe Mauer mit großem Portal umschließt. Ein wunderbarer Frieden ruht über dem Ganzen. Weit und breit, wohin man nur blickt, ist die Ebene mit ganz oder halbzerstörten Moscheen und Grabmonumenten aus Marmor oder Sandstein oder aus beiden Materialien zugleich bedeckt, so daß man das Auge richten mag, wohin man will, — überall fällt der Blick auf Dome und Kuppeln, auf Bogen und Säulen, die zwischen den Trauerweiden, Akazien und anderen einzelnen oder in größeren Gruppen beisammenstehenden Bäumen sichtbar werden oder sich aus ihrem staubbedeckten Grün erheben, eine ins Schweigen des Todes gehüllte Wildnis voll wehmuterweckender Spuren und Reste vergangener Pracht und Herrlichkeit. Inmitten der großartigsten Grabdenkmale trifft man auch ganz einfache, schlichte Gräber, die aber eine eindringliche, ergreifende Sprache reden und leider von den meisten Besuchern des Trümmerfeldes ganz übersehen werden, wie, nahe bei dem zierlichen Marmorgrabmale des Heiligen Nisam Uddin (s. später!), das schlichte, nur mit dürrem Rasen bekleidete Grab der Dschehānāra, der Tochter des großen Kaisers Dschehān, die aus kindlicher Liebe freiwillig sieben Jahre lang die Gefangenschaft ihres von Aurengzib entthronten Vaters teilte und bald nach ihm starb. Nur ein schlichter Marmorstein schmückt zu Häupten ihr von einem Marmorgitter umgebenes Grab, und die von ihr selbst erwählte Inschrift des Steines lautet: „Lasset kein reiches Denkmal mein Grab bedecken! Dieses Gras ist die beste Decke des Grabes der geistlich armen, der demütigen, der vergänglichen Dschehānāra, Jüngerin des heiligen Mannes Christi, Tochter Schah Dschehāns". Aus wessen Munde mag die edle Tochter des großen Mogulkaisers und seiner entzückend schönen, heißgeliebten Gemahlin Ardschamand von „dem heiligen Mann Christus" gehört haben? Eine ähnlich merkwürdige Grabinschrift findet man auch in dem 22 Meilen von Agra entfernten



Kutab Minar zu Alt-Delhi.

Fatehpur Sikri, dem „Windsor Kaiser Akbārs“, im weißmarmornen Mausoleum des Weisen San Salim. Sie lautet: „Jesus — Friede sei mit ihm! — hat gesagt: Diese Welt ist nur eine Brücke; du sollst darüber hingehen und nicht dir Häuser darauf bauen! Diese Welt ist eine Stunde; widme ihre Minuten dem Gebet, denn das Ende kennt niemand.“ Freilich ist dieses Grabmal nicht ein einfacher Rasenhügel, wie das stille Grab der demütigen Dschehānāra, sondern seine Erbauung hat 9 Millionen Mark gekostet. Sinnig sagt Baierlein, der davon erzählt: „Kann der Halbmond so aus der Welt hinausleuchten — Sonne der Gerechtigkeit, leuchte uns hin zu dir!“

Den Hauptanziehungspunkt von Alt-Delhi bildet für jeden, den sein Weg in dieses traurige und doch so großartige und hochpoetische Trümmerlabyrinth hinausführt der (die Eingeborenen sagen auch „die“) drei Stunden Fahrt (15 Meilen) von der Stadt entfernte, zurzeit nur noch 76 m (früher ca. 83 m) hohe inmitten uralter Hindu-, Buddhisten- und mohammedanischer Bauten gelegene Kutab Minar, ein in seinen riesenhaften Dimensionen geradezu staunenerregender Minaretturm, den man schon aus weiter Ferne erblickt, man mag herkommen, woher man will, und zu dessen schwindelnder Höhe, deren Eindruck noch durch die konische Verjüngung und Kannelierung der Stockwerke und den völlig freien Stand erhöht wird, man nur mit einem Gefühl der Bewunderung und des Schwindels emporblickt. Er ist das eigentliche Wahrzeichen von Delhi, auf das die Bewohner der Stadt, und das mit Recht, nicht wenig stolz sind. Photographien und Nachbildungen von solchen, wie auch die hier beigegebenen Bilder, können kein rechtes Bild von der Großartigkeit und eigenartigen — ja, auch das! — Schönheit des in seiner Art auf Erden einzig dastehenden Bauwerkes geben; man muß den Turm schon selbst gesehen oder erstiegen oder wenigstens ein so vortreffliches farbiges Bild desselben zur Hand haben, wie es in Leopold von Orlichs „Reise in Ostindien“ enthalten ist, dem bekannten alten Prachtwerke, welches uns auch ebenso kostbare farbige Bilder der Tādsch und anderer nordindischer Prachtbauten bietet. Leider ist der Turm nicht mehr vollständig; es fehlt ihm der Abschluß nach oben. Die schöne auf acht schlanken vierkantigen Säulen ruhende Kuppel mit ihrem laternenartigen Aufsatz, die Kulsa, also der gewöhnlich die Minarets indischer Moscheen oben graziös abschließende Säulenpavillon, fehlt. Ein Blitzstrahl, nach anderer Angabe ein 1803 stattgefundenes Erdbeben, hat die Kulsa herabgeworfen. Man wird aus den vorhandenen Darstellungen nicht klar, welche Angabe richtig ist, resp., ob die Kulsa nicht

zweimal abgestürzt ist, und, von den Engländern, wie von Orlich berichtet, in ihrer ursprünglichen Form wiederhergestellt und später durch den Blitz nochmals abgestürzt ist. Jedenfalls fehlt sie heute, und man hat sie, freilich ohne die Kuppel und Laternenspitze, auf einer Erhöhung dicht neben dem Turme aufgestellt. Das Orlichsche Bild zeigt den Minar noch in seiner ursprünglichen Gestalt. Der Turm besteht heute aus fünf gewaltigen Stockwerken, deren unterstes 16 m Durchmesser hat, bei einer Höhe von 32 m; die Verjüngung der einzelnen Stockwerke und damit



Inschriftenband vom Kutab Minar.

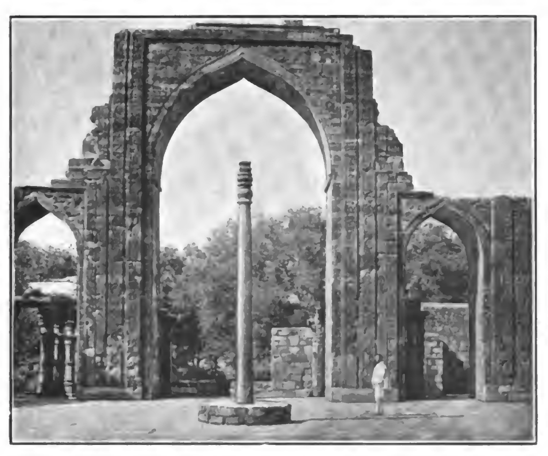
des ganzen Baues nach oben ist so stark, daß der Durchmesser oben nur noch 3 m beträgt. Die einzelnen Geschosse sind am oberen Ende jedes mit einer um den ganzen Turm laufenden Galerie gekrönt, die balkonartig vortritt und den Besuchern, welche die 375, nach anderen Angaben 378 resp. 383, Stufen zählende steinerne Wendeltreppe nicht in einem Zuge zu ersteigen imstande sind, erwünschte Gelegenheit zum Verschnaufen und zum Genuß der großartigen Aussicht bieten. Die beiden obersten Stockwerke sind glattwandig, die drei unteren vertikal kanneliert, und zwar das unterste Geschoß abwechselnd mit runden und eckigen Kannelierungen. Das schlanke Aussehen des Turmes wird dadurch erhöht und die Perspektive nach oben wird durch diesen Kunstgriff in Ver-

bindung mit der starken konischen Verjüngung so beeinflußt, daß die Höhe des riesigen Turmschaftes noch viel bedeutender erscheint, als sie es in Wirklichkeit schon ist.

Die drei unteren Stockwerke tragen einen eigenartigen Schmuck; rings um die Außenwände ziehen sich breite Bänder mit sehr wohl erhaltenen Inschriften in erhabener, sehr dekorativ wirkender arabischer Schrift — Sprüche aus dem Koran. Nur die Inschriften des zweiten Geschosses machen eine Ausnahme: sie enthalten die „neunundneunzig herrlichen Namen Allahs". Die erhabenen Schriftzeichen sind aus dem sehr dauerhaften roten Sandstein, aus dem die drei untersten Geschosse erbaut sind, so tief ausgehauen, daß die Jahrhunderte fast spurlos an ihnen vorübergegangen sind. Das vierte Stock ist zur größeren (oberen) Hälfte aus blendenweißem Alwār-Marmor erbaut; das oberste macht einen noch bunteren Eindruck, denn die untere Hälfte desselben zeigt in weißen Marmorbogen massige weiße Marmorkreuze, während die obere Hälfte aus mächtigen, sich ablösenden Marmor- (3) und (2) Sandsteinringen besteht. Der rote Sandstein ist von prächtiger warmer Tönung.

Das Alter dieses trotz seiner gewaltigen Größenverhältnisse immerhin einen schlanken, graziösen Eindruck machenden Turmriesen beträgt annähernd 700 Jahre; Schah Kutub-ud-din, nach dem er den Namen hat, war sein Erbauer, und er sollte offenbar das Minaret der dicht dabei befindlichen großen Moschee darstellen. Freilich nehmen auch die Hindus den Ruhm für sich in Anspruch, die Erbauer des Turmes zu sein, und natürlich ist es wieder eine schöne, wahrscheinlich auch glut- oder sanftäugige Königstochter, die dabei eine Rolle spielt, wie sie die schöne Sigrá bei der Gründung von Ahmedābād gespielt haben soll, nämlich die Tochter des Radscha Prithai, von dessen Außenmauer (Lalkol und Rai Pithoras Fort) ebenso wie von den Befestigungen, die Anang Pal II. anlegte, noch Reste um den Kutab Minar her zu sehen sind. Ihr zuliebe soll der Vater den Turm haben erbauen lassen, damit sie von seiner Zinne aus von allen Bewohnern Delhis zuerst die Sonne aufgehen sähe und gleichzeitig den fernen Ganges jederzeit sehen könnte. In der Tat kann man von der mit eisernem Geländer umgebenen Galerie des obersten Stockwerkes, welches begreiflicherweise eine ganz wunderbare Aussicht bietet, bei günstigem Wetter den Ganges sehen — als ein feiner Silberstreifen erscheint er jenseits der grünen Duāblandschaft im fernen Nordosten. Die ganze Bauart, die nahe Moschee und die Koraninschriften machen das schöne Märchen von selbst hinfällig.

Nur ungern steigt man von der luftigen Höhe des Minar herab, nicht sowohl wegen des beschwerlichen, den ganzen Körper zusammenstauchenden Abstiegs, als vielmehr wegen der unvergleichlich schönen und interessanten Aussicht, für deren Schilderung die Worte fehlen. Alles was die glänzende Delhi und ihre wunderreiche Umgebung Großartiges, Schönes und Eigenartiges enthält, umfängt man hier mit einem Blicke, die Stadt mit ihren weißschimmernden Kuppeln und Minarets, die



Die Eiserne Säule in Alt-Delhi.

Ruinen von Moscheen, Mausoleen, Palästen, Villen, Karawansereien und Gärten vergangener Jahrhunderte, aus deren verstreuten Trümmern noch 160 Kuppeln und Türme ragen, und im Hintergrunde den im grünen Tale majestätisch dahinziehenden, blinkenden Strom, ein Bild — so fesselnd, so reizvoll und doch auch wiederum so ergreifend und mächtig warnend und erschütternd, der Phantasie so überreiche Nahrung bietend, daß einem ordentlich das Herz schwer wird, wenn der Führer mahnt: „Sahib, es ist Zeit, die Sonne steht fast im Mittag!“ Kaum daß man dort oben ein lautes Wort zu reden wagt, wo die Stimme der Jahrtausende von überwallender Lebensfreude und noch viel mehr namenlosem Jammer

und Elend, von gewaltiger Schöpferkraft und Schaffenslust und brutaler Zerstörungswut, vom endlosen Wechsel des Werdens und Vergehens predigt.

Die in der Nähe des Minar gelegene Große Moschee ist leider ganz dem Verfall preisgegeben und scheint überhaupt nie ganz vollendet worden zu sein. Um zu derselben zu gelangen, muß man erst einen nicht besonders geräumigen Vorhof durchschreiten, dessen anstoßende Hallen reichen Säulenschmuck enthalten. Merkwürdigerweise sind diese Säulen nicht in einheitlichem Stil und in gleicher Stärke und Ornamentierung gehalten, sondern bilden ein wahres Sammelsurium von allen möglichen Säulenformen und Mustern, so daß man bei ihrem Anblick auf den Gedanken kommt, ob sie nicht vielleicht auch von dem Erbauer, der es riesig eilig zu haben schien, einfach zusammengeraubt worden sind, wie die aus Hindutempeln stammenden reichornamentierten Säulen, welche die Decke der Gebetshalle tragen, in deren Inneres man durch sechs große Portale von 8 m Höhe und ein dazwischenliegendes mächtiges Hauptportal von 17 m Höhe gelangt. Nach Ibn Batuta, dem großen Orientreisenden des Mittelalters, der sie sah, ist die Kutbu 'l Islām-Moschee nämlich im Jahre 1191 aus dem Material von 27 abgebrochenen Hindutempeln erbaut worden.

Ebenfalls dicht bei dem Kutab Minar erhebt sich, ohne Sockel, aus einer kleinen, niedrigen Steinterrasse, 22 engl. Fuß hoch die Eiserne Säule, der „Iron Pillar“ oder „Kamba Loha“, wie der indische Name heißt. Ein geradezu unbegreifliches Wunder der Schmiedekunst ist er, dieser von den Ruinen eines Hindutempels umgebene „Arm des Ruhmes König Dhāvas“, über den so viel gefabelt worden ist, statt einmal nachzugraben und zuzusehen, wie tief er eigentlich in der Erde steckt, ob 40 oder gar 62 Fuß, wie man behauptet hat, oder weniger, und ob das untere Ende des gewaltigen Schaftes wirklich blutig ist und im zerschmetterten Kopfe des großen Schlangenkönigs Lischay ruht, den Pithora Radscha durchstoßen sollte, um seiner Dynastie ewige Dauer zu sichern. Über das alles hätte man erwünschten Aufschluß erlangen können, wenn man früher nachgegraben und sich nebenbei bemüht hätte, die am Schafte eingegrabene sechszeilige Sanskritinschrift zu entziffern. Das ist alles erst in neuester Zeit geschehen und so hat man gefunden, daß die Säule nur drei Fuß tief in die Erde reicht und in dieser Tiefe auf einem pyramidalen Gestell von fest in Stein eingegossenen Eisenstangen ruht und daß sie zum Gedächtnis eines sagenhaften Königs Dhāva, von dem die Geschichte sonst nichts meldet, der aber 3—400 Jahre n. Chr. gelebt

haben muß, aufgerichtet worden ist. Merkwürdigerweise rostet der unten bereits ganz blank gegriffene Schaft nicht, so daß man stellenweise noch deutlich die Spuren der Arbeit des bewunderungswürdigen alten Schmiedekünstlers, der dieses kolossale Werkstück geschaffen hat, in Gestalt von Feilenstrichen und Hammereindrücken wahrnehmen kann. Die Beule, welche sich im unteren Teile der Säule befindet, soll nach der einen Version von einem wütenden Axtschlage Nadir Schahs, der wahrscheinlich wütend darüber war, daß die Säule nicht auch aus purem Golde



Purana Killa, altes Fort von Delhi.

bestand, wie die zwölf Säulen des Pfauenthrones, nach einer anderen Version von einer Kanonenkugel herrühren, die Timur der Eroberer dagegen habe abfeuern lassen. Hinter beide Angaben mache ich ein dickes Fragezeichen.

Die im Eingange des Kapitels erwähnte Purana Killa, die alte mächtige Festung Schir Schahs, ist trotz ihrer sehr zerfallenen Mauern, deren große Breschen jedoch mit Backsteinen ausgesetzt sind, noch heute ein großartiges Bauwerk. Drei von den mit roten Sandsteintürmen flankierten vier Toren, die sogar nicht ohne bildhauerischen Schmuck sind, hat man zugemauert. Der ganze nicht unbedeutende Raum zwischen den

Mauerumwallungen ist mit Gebäuden angefüllt, unter denen sich auch ein interessanter Turm und eine flachgebaute Moschee mit fünf hufeisenfömigen Portalen in der Vorderfront, einer hohen aber flachen Mittelkuppel und mit herrlichen Arabesken verzierten Marmorfenstern befinden. Ein ganzes Dorf befindet sich in den Ruinen des Fort.

So völlig tot also, wie es nach manchem bisher Gesagten scheinen könnte, ist die Ruinenstadt von Alt-Delhi doch nicht. Es haben sich mit der Zeit ärmliche Dorfniederlassungen an ihren Grenzen, ja wir sehen, sogar in den Ruinen gebildet. So beherbergen auch die 13 m hohen Mauern der alten Festung Firōz Schahs, in der die Asōkasäule steht, ein aus armseligen Hütten bestehendes Dorf. Fakire und anderes arbeitsscheues Gesindel führen in den Ruinen der Gräber und Moscheen, wo es immer hübsch kühl ist, ein beschauliches Dasein, nachdem sie sich in der Stadt den Magen gefüllt haben und so in die rechte Andachtsstimmung gekommen sind. Einzelne bieten sich wohl auch den Fremden gegen klingenden Lohn als Führer an; andere, wie die alten und jugendlichen Bewohner des Nisam-ud-din Grabmonuments lassen es sich sauerer werden und setzen für wenige Annas Hals und Kragen aufs Spiel, indem sie im zweiten Hofe von den Fensteröffnungen und Simsen der den Hof einschließenden Gebäude, zuletzt sogar aus schwindelnder Höhe von der Spitze desselben sich in das schmutzige Wasser des unten im Hofe befindlichen tiefen Wasserbassins, des Baoli, hinabstürzen, ein wegen der vorspringenden Simse und der Schmalheit des Bassins geradezu lebensgefährliches Manöver.

Zu diesem von den Mohammedanern sehr heilig gehaltenen Grabmal des Nisam-ud-din gelangt man durch eine ganze Stadt von Gräbern, kleinen Grabgebäuden in Moscheenform, durch ein wahres Labyrinth von eingestürzten Kuppeln, offenen Gewölbebogen und Säulenüberresten alter Tempelanlagen. Eine hohe graue Mauer, durch deren niedrige Tür man das freundliche Grün der Bäume des ersten Hofes erblickt, umgibt das Ganze. Durch einen zweiten Eingang gelangt man in den zweiten Hof, in welchem sich das erwähnte Wasserbassin befindet. Das eigentliche Heiligtum, ein wunderschönes und außerordentlich zierliches Marmorgebäude, liegt von schattigen Pipals umgeben in einem anderen Hofe. Leider darf man das wohlerhaltene Innere, dessen Wände mit goldenen arabischen Inschriften geschmückt sind, während die Decke mit Seidenstoff drapiert ist, wegen der besonderen Heiligkeit des Ortes nicht betreten.

Noch mehrere ausgezeichnet schöne Grabmäler, meist aus einem bloßen Marmorsarkophage bestehend und mit kunstvoll ausgehauenen Marmorgittern umgeben, unter ihnen auch Dschehānāras einfaches Grab, befinden sich in der Nähe, ebenso ein viereckiges, tempelartiges, aus 25 in fünf Reihen angeordneten Gewölben bestehendes Gebäude, dessen Gewölbebogen von zahlreichen Säulen und Doppelsäulen getragen werden. Das Gebäude ist von gelbem Sandstein erbaut und die Zwischenräume zwischen den Säulen sind mit geschmackvollen Arabesken, bis an die Säulenknäufe, ausgefüllt.



Humajuns Grabmal bei Delhi.

Fünf Meilen von der Stadt entfernt, nicht allzu weit von Nisam-ud-dins Ruhestätte, liegt auf einer kleinen Erhöhung das größte und schönste aller Grabmonumente Alt-Delhis, das großartigste und verhältnismäßig besterhaltene Gebäude der Ruinenstadt überhaupt außer dem Minarturm Kutub-ud-dins, das 1570 erbaute Mausoleum Humajuns, des Vaters Akbārs des Großen. Man gelangt dahin auf staubiger Straße über das alte Fort, und zwar liegt es linker Hand von der Straße am Eingang eines Dorfes, verlassen und verstaubt, aber wie gesagt noch fast unversehrt erhalten. Freilich die Umfassungsmauern sind bis auf das aus solidem roten Sandstein erbaute Tor halb zerfallen, und in dem einst mit herrlichen Blumenanlagen und schönen Springbrunnen aus-

gestatteten Vorgarten, der in einer Breite von etwa 100 Schritt das Hauptgebäude umgibt, baut man jetzt allerlei nützliche Dinge, wie Tabak und dergleichen.

Das Mausoleum, in dem nicht nur die Gebeine Humajuns und seiner Gemahlin, sondern auch die zahlreicher Anverwandten und überdies einiger bevorzugter Minister ruhen, besteht aus zwei Teilen, dem quadratischen Untergeschoß und dem über demselben sich 20 m hoch erhebenden, achteckigen und dreistöckigen eigentlichen Grabmonumente, welches eine stolze Kuppel krönt. Die breite Front des Unterbaues hat 17 Portalbogen, von denen nur der große Mittelbogen noch als Eingang dient; die übrigen 16 Portale sind vermauert, bis auf kleine viereckige Türen, welche zu den Grabzellen führen, die die große hochgewölbte Mittelhalle umgeben. Der auf der Plattform des Unterbaues sich erhebende turmartige Kuppelbau, welcher die Sarkophage Humajuns und seiner Gemahlin enthält, prangt äußerlich in reichem architektonischen Schmuck; der byzantinisch-arabische Stil ist vorherrschend, wiewohl die Bogen und Wölbungen sich dem maurischen nähern. Die von kantigen Säulen getragenen Dome, die reichen Arabesken und Skulpturen verleihen dem prachtvollen Gebäude ein grandioses Aussehen.

Wie durch einen Rahmen blickt man aus einer der Nischen hinaus auf das unvergeßliche Bild, welches die Ruinenstadt, die volkreiche Stadt der Lebenden und die grünen Gestade des majestätisch der Schwester Ganga zuwallenden Stromes bieten.

Viertes Kapitel.

Jenseits der großen Wüste.

Drüben, jenseits der großen Wüste, an deren Säumen entlang wir nordwärts fuhren, liegt das nächste Ziel unserer Wanderung, drüben, wo die herrlichen Lieder zu Ehren des Indra und der anderen indischen Naturgötter zuerst erklungen sind, deren viele uns noch heute durch die Tiefe ihrer Gedanken, durch die Innigkeit des religiösen Empfindens und die wunderbare Kraft und Schönheit ihrer Sprache entzücken.

Dort, im alten kampfdurchtobten „Hapta-Sindhu“, in dessen Grenzen sich die Arier zuerst festsetzten, wo der Indus im breiten, inselreichen Strombette seine Wogen dem Meere zuführt und die in den Bergen geborenen Ströme des „Fünfstromlandes“ die Ebenen durchziehen und, im Pandschnād vereinigt, sich dem großen Strome zugesellen, sieht es in mancher Hinsicht anders aus, als im übrigen Indien. Im Osten die Wüste, im Westen die zerklüfteten Bergwälle des Sulaimān, im Süden jenseits Sindh, das unermeßliche Meer und die Sümpfe des Ran und im Norden die Riesen des Himālaia — so ist das Pandschāb, zu dem nur die afghanischen Pässe und das Stromtal der Dschamna den Zugang eröffnen, von der übrigen Welt ziemlich abgeschlossen geblieben, bis die großen Bahnlinien von Delhi via Amritsar nach Peschāwar und von Lahōr via Multān und Bhawalpur nach Karātschi, der großen Hafenstadt von Sindh, die Provinz dem Weltverkehr erschlossen. Wohl liegt an den Ufern der Ströme und abseits derselben manche reichbevölkerte Stadt, die königliche Lahōr, die heilige Amritsar, der „Born der Unsterblichkeit“, und viele andere, aber ihr Glanz reicht nicht entfernt heran an den der alten Fürstensitze im Südosten, jenseits der Wüste, bis auf eine, in der wir bereits Einkehr hielten, die glanzvolle Mogulresidenz Delhi, die östlichste und zugleich die Königin unter den Städten des Pandschāb. Wohl schimmert uns manch goldenes Tempeldach auch hier entgegen, aber die feenhafte Pracht der Paläste und Mausoleen, der Tempel und Moscheen, die drüben unsere Bewunderung in so hohem Maße erregte, suchen wir hier vergeblich. Auch Lahōr hat seine Ruinenstadt wie Delhi, aber

die Trümmer Alt-Delhis reden eine ganz andere Sprache als die der Schwesterstadt im Nordwesten. Mancher fruchtbare Landstrich trägt reiche Ernten, wo nicht die hohen Ufer der Ströme oder das gänzliche Fehlen dieser in Indien so wichtigen Lebensadern die Bewässerung erschweren oder unmöglich machen, aber die Gegenden lassen sich suchen, wo wir wirklich den Eindruck einer großen, in herrlicher Schönheit und Üppigkeit prangenden Tropennatur empfangen, unter dessen Zauber wir im reichen Gudscharāt und auf Bombays paradiesischem Eilande standen. Was das Land gibt an köstlichem Weizen, an goldener Gerste und edlem Reis, an Zucker, Tabak, Indigo, Hanf, Baumwolle und Hülsenfrüchten, das muß ihm vielfach im Schweiße des Angesichts, unter dem beständigen Knarren, Quieken und Rauschen der Schöpfräder, abgerungen werden, denn der ungleichmäßig niederfallende Regen reicht in vielen Gegenden nicht annähernd aus. Seit England Herr im Hause des Pandschāb ist, hat das Land entschieden einen großen wirtschaftlichen Aufschwung genommen, soviel auch sonst mit Recht und mit Unrecht über die rücksichtslose Ausbeutungs- und Geldmacherpolitik des mit so großem Magen und so weiten Taschen ausgestatteten John Bull räsoniert wird. Mancher ganz verfallene Kanal ist wiederhergestellt, mancher neue gebaut worden, um den Segen der Berge der Ebene zuzuführen. Der Bari-Duāb-Kanal, der West-Dschamna-Kanal, die Kanäle im Überschwemmungsgebiet des oberen Satledsch und des Tschinab, im Bezirk von Musaffirgarh und Dēra Ghāsi Khan sind neben anderen in erster Linie zu nennen. So ist aus manchem von der Natur begünstigten, aber jahrhundertelang von den Menschen vernachlässigten Landstriche ein reiches, ertragfähiges Kulturland geworden, dessen Ausfuhr an landwirtschaftlichen Produkten nicht unbedeutend ist. Das gilt besonders von den beiden östlichsten Duābs, wo weitausgedehnte Flächen ein einziges großes Getreidefeld bilden. Viele Gegenden, die einst völlig oder doch fast baumlos waren, zeigen jetzt schönen Baumwuchs, und die Dattelpalme, die sehr verbreitet ist, liefert an vielen Orten reiche Fruchterträge. Aber trotzdem sind noch heute weite Flächen, wo nicht ganz wüst, so doch nur mit Buschwerk und trockenem Dschangel und in der heißen Zeit völlig versengtem Graswuchs bestanden.

Das Tierleben ist sehr reich; alle Arten von großen und kleineren Raubtieren sind vertreten, allerlei Wildarten, zahlreiche Affen und was sonst unter dem indischen Himmel, in Bergen und Tälern, Feldern und Wäldern und hoch in den Lüften kreucht und fleugt, ist vorhanden, und die Flüsse sind reich an Fischen und — Alligatoren.

Die Provinz ist im Verhältnis zu ihrem bedeutenden Flächengehalt nicht stark bevölkert, streckenweise geradezu menschenarm; übertrifft doch das Pandschāb, einschließlich der eingeborenen Vasallenstaaten, aber ohne das administrativ zur Provinz gehörige Kaschmir, mit seinen nur 20¹/₃ Millionen Bewohnern, Preußen mit Württemberg und Baden an Größe. Die Hälfte der Bevölkerung besteht aus Mohammedanern; gut zehn Millionen sind brahmanische Hindus, 1⁴/₅ Millionen Sikhs, der Rest Dschainas und Christen. Die Sikhs wohnen am zahlreichsten im östlichsten Duāb; auch Rādschputen und Dschāts, Gudschars und, westlich vom Indus, Patanen sind unter jenen 20¹/₃ Millionen vorhanden. Die Dschāt sind eine in fast ganz Nordindien verbreitete Bauernkaste, fleißige Arbeiter, die man oft in ihren schossenden Weizen- und Gerstenfeldern mit dem Säbel in der Hand schanzen sieht, meist schlanke, hochaufgeschossene Gestalten, während der Speer nahe dabei in der Erde steckt und ihre robusten, in rote, schalartige Gewänder gekleideten Frauen neben ihnen sich fleißig regen, eingedenk ihres Berufs: „Ich will ihm eine Gehilfin machen, die um ihn sei".

Alle wichtigeren Städte sind jetzt, abgesehen von den bestehenden Bahnverbindungen, durch gute Straßen verbunden und auf den Strömen findet trotz ihrer teilweise recht bedeutenden Stromgeschwindigkeit ein lebhafter Boots- und Fährenverkehr statt. Das Kamel spielt hier eine wichtige Rolle und wird, wie in der Rādschputāna, nicht nur als Last- und Reittier, sondern auch als Zugtier benutzt und fleißig gezüchtet, so daß man in Gegenden mit genügender Weide neben Büffel- und Schafherden und Pferden oft große Herden dieses hochbeinigen Sandläufers weiden sieht. Im Anfang macht es auf den Fremden einen äußerst drolligen Eindruck, wenn er auf dem hohen Rücken des Tieres, dessen sonderbare Gangart ebenso wie das Reiten auf dem Elefanten anfangs gern ein Gefühl von Seekrankheit erzeugt, zwei Reiter hintereinander thronen sieht, vorn den Steuermann des Wüstenschiffes und hinten den Passagier.

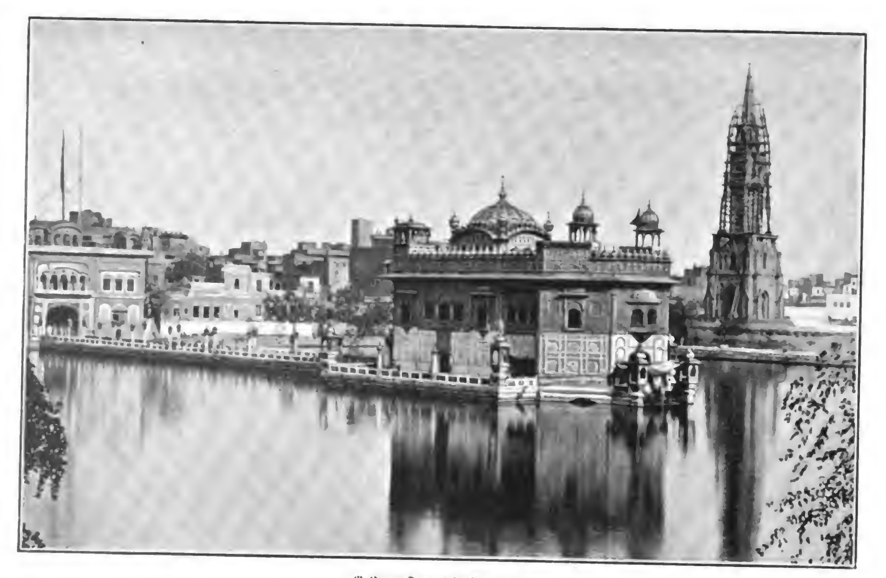
Die klimatischen Verhältnisse im Pandschāb sind im allgemeinen nicht als günstige zu bezeichnen. Es fehlt an genügendem Regen und die Regenzeit ist von der trockenen nicht so reinlich geschieden, wie in den Küstengebieten und stellenweise auch noch in Bengalen. Am Fuß der Gebirge fällt der Regen reichlicher. Die einesteils so segensreichen Überflutungen durch die vom Schneewasser aus dem Gebirge angeschwollenen Ströme richten oft große Verheerungen an und haben schon manche schöne Ernte total vernichtet und manches Stück Kulturland an ihren

Ufern fortgespült. Von den lästigen Staubstürmen war schon früher die Rede. Was von den das Pandschāb bereisenden Europäern ausnahmslos recht unangenehm empfunden wird, das sind die großen Temperaturschwankungen, nicht nur was die Temperatur der verschiedenen Jahreszeiten anbetrifft, sondern auch hinsichtlich der Tagestemperaturen. Die Nächte sind oft empfindlich kühl, während am Tage eine sengende, oder wie die Eingeborenen sagen „dörrende" Hitze herrscht. In der heißen Zeit zeigt das Thermometer schon frühmorgens um 8 Uhr bis zu 56° C. In den nördlichen Distrikten schneit es mitunter stark und in der Nähe von Peschāwar ist der Schnee schon wiederholt in beträchtlicher Höhe liegen geblieben.

Unser Besuch im Pandschāb wird nur ein kurzer sein, denn es gibt dort nicht allzu viel wirklich Hervorragendes zu sehen. Sagt doch Frau Wereschagin in ihren Reiseskizzen aus Indien sogar von der Hauptstadt der Provinz kurzweg: „Lahōr mit seinen wenigen Sehenswürdigkeiten, seiner Festung und Moschee, seinem Marmorpavillon usw. werde ich nicht beschreiben. Selbst das Grabmal des letzten Königs Rudschan-Sanga bietet nichts Erwähnenswertes." Nun die Dame liebt es überhaupt, sich etwas sehr kurz zu fassen. Wir müssen schon auf einiges etwas näher eingehen.

Also auf nach „Lohāwar", der „Feste des Loh", des Sohnes Ramas und Sitas, die hier in der Provinzialhauptstadt Lahōr besondere Verehrung genießen! Die 348 Meilen lange Bahnfahrt von Delhi dahin führt über Amballa, die Gründung des Rādschputen Amba, und Amritsar, den „Born der Unsterblichkeit", das Hauptheiligtum der Sikhs mit dem „Nektarteiche" und dem götzenlosen Hari-Tempel. Auch als Mittelpunkt der ganzen Pandschābmission verdient die Stadt ihren schönen Namen, nach dem Worte Ev. Joh. 4, 14.

Amritsar (Umritsur; Amrita saras = „Born der Unsterblichkeit"), nur 32 Meilen östlich von Lahōr, ist eine für die Verhältnisse des Pandschāb bedeutende Stadt, deren Straßen aber leider bei weitem nicht das schöne Bild gewähren, wie die von Delhi und anderen großen Städten, die wir bisher kennen gelernt haben. Sie verdankt ihr Aufblühen dem Sikh-Kultus, dessen Zentrum und heiligste Wallfahrtsstätte sie von jeher war. Im Jahre 1574 von Ramdas, dem vierten Guru der Sikhs, gegründet, und zwar mitten im Duāb zwischen Ravi und Bijās, hat sie viele Wechselfälle durchgemacht und besonders von den Afghanen bis auf Randschit Sings Zeiten viel zu leiden gehabt. Einmal, im Jahre 1761, wurde sie von Ahmed Schah ganz zerstört und mußte



Goldener Tempel in Amritsar.

neu aufgebaut werden. Randschit Sing errichtete auch das hochgelegene, im Nordwesten die Stadt überragende Fort Govindgarh, welches fortan der Stadt zum Schutze diente und aus dessen Höhe man einen guten Überblick über die große, gewerbfleißige Handelsstadt, die einer der größten Handelsplätze von Nordindien, jedenfalls der bedeutendste des Pandschāb ist, und über die gut angebaute Umgebung hat. Seit Randschit Sing ist sie dann ziemlich rasch emporgeblüht und gehört noch jetzt zu den wachsenden Städten Indiens. Zu Anfang der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts hatte sie bereits die Hauptstadt Lahōr, die heute allerdings 40 000 Seelen mehr zählt, um 36 000 überflügelt und ist seitdem von 130 000 auf 163 000 angewachsen.

Zwei Umstände sind es, denen Amritsar ihr Aufblühen verdankt; zunächst der eine, daß sie die heilige Stadt und der Wallfahrtsort der Sikhs ist, die alljährlich, besonders bei Gelegenheit der großen Feste im April und Oktober, zu vielen Tausenden hier zusammenströmen. Der Anziehungspunkt dieser Sikh-Pilgerzüge ist der von Ramdas angelegte Heilige Teich und der in der Mitte desselben sich erhebende, an Stelle des von den Afghanen zerstörten alten Tempels Harimandir schöner erbaute „Goldene Tempel", der Darbar Sahib, wie er genannt wird — d. h. der Tempel ist nicht von Gold, sondern nur die Dachkuppel, und nicht einmal diese, denn sie ist nur mit soliden Kupferplatten belegt, die Randschit Sing vergolden ließ, so daß sie weithin leuchtet als zweites Wahrzeichen der Stadt neben dem Fort.

Der mit dem Lande durch einen marmornen Damm verbundene Tempel, dessen Kuppel sich über der rechteckigen platten Bedachung erhebt, ist nicht übrig groß, aber innen reich mit Gold- und Emailleschmuck ausgestattet. Früher war Europäern der Zutritt ins Innere verboten, jetzt darf man, allerdings nur in besonderen aus Zeug gefertigten Schuhen, unbehelligt eintreten. Breite Treppenfluchten führen auf allen vier Seiten aus dem Wasser zum Tempelgebäude empor, in dem Tag und Nacht unter der lärmenden Begleitung von Tamtams und Saiteninstrumenten der zweiteilige, von Nanaka Schah, einem Dschāt aus edler Familie, dem Gründer der Sekte, verfaßte „Psalter" der Sikhs, der Adi Grantha, vorgelesen wird. Der Teich mißt 130 m im Geviert, hat also rund 17 000 Quadratmeter Fläche.

Der andere Umstand, dem Amritsar seine heutige Bedeutung verdankt, war der im Jahre 1832 erfolgte Zuzug zahlreicher Teppich- und Schalweber aus dem Pandschāb und besonders aus Kaschmir. Diese Industrie hat sich so eingebürgert, daß die Stadt heute einer der Haupt-

fabrikations- und Handelsplätze für Kaschmirschals ist, an dem viele englische und französische Großfirmen ihre ständigen Agenten haben, die in der im Norden beim Bahnhof, diesseits des Truppenkantonnements gelegenen englischen Zivilstation ihre Wohnungen haben. Der ganze Handelsverkehr zwischen Innerasien und Indien geht über diese wichtige Handelsniederlage, welche die Aus- und Einfuhr von allen möglichen Artikeln, wie Kaschmirschals und türkische Teppiche, russisches Leder und tatarische Felle und Häute, tibetanische Wollen und europäische Tuch- und Eisenwaren, Zucker und andere zum Lebensunterhalt dienende Landesprodukte aus Indien und Afghanistan, vermittelt.

Sonst ist über die Stadt nichts von Bedeutung zu sagen; wir eilen darum, aus Randschits Residenz nach Lohs und Ramas Stadt, der zeitweiligen Residenz der Moguln bis zu Schah Dschehāns Regierungsantritt, zu gelangen, die, einst dicht am Ufer des Ravi gelegen, der ihre Mauern bespülte, heute eine volle Meile vom Strome, mitten in den Ruinen der alten Stadt liegt, welche einen bedeutend größeren Umfang (27 km) hatte als das heutige Lahōr, dessen Mauern nur drei Meilen (5 km) Umfang haben, trotz der 203 000 Seelen, welche sie beherbergen.

Kein Wunder, daß um ihre Mauern, die übrigens im Jahre 1882 von 10 m auf 5⅓ m Höhe abgetragen wurden, während der Wallgraben in eine Gartenanlage verwandelt wurde, ähnlich wie um die von Delhi, sich ein weites Ruinenfeld breitet. Lag doch Lahōr von jeher so recht an der Heerstraße, mitten auf dem Wege der in Indien einfallenden Eroberer, welche durch die große Wüste zum Ausweichen nach Norden gezwungen wurden, wo bessere Beute und leichteres Fortkommen zu erhoffen war. Darum ist das Geschrei der Kriege vor ihren Mauern nicht verstummt.

Nach der gewöhnlichen Angabe ist sie schon im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung gegründet worden, und zwar durch einen König Lawa, und bildete lange Zeit einen Teil des zeitweilig bis zum Windhjagebirge hinabreichenden alten Kaschmirreiches. Nach der wiederholten Eroberung durch die Ghasnaviden diente sie diesen als Residenz, aber nur kurze Zeit, denn auch die Mongolen haben sie zweimal eingenommen, wie zuvor schon Mahmud von Khorasan. Ihre größte Glanzperiode, in der sie es der stolzen Delhi fast gleich tat, war die, wo sie nach Babers Sieg über Delhi ans Mogulreich gefallen war, dessen Blütezeit auch die ihre war, wie sein Verfall den ihrigen bedingte. Besonders in den zwei letzten Jahrhunderten hat die Stadt viel zu leiden gehabt; Ahmed Schahs Truppen allein haben sie achtmal passiert, und auch die Marāthen und

Sikhs haben sie geplündert und verwüstet, und ihrem Vandalismus ist es vornehmlich zu verdanken, daß von ihren Prachtbauten heute so viel in Trümmern liegt oder seiner urspränglichen ornamentalen Pracht entkleidet ist; besonders Randschit Sing hat viele schöne Gebäude aus der Mogulzeit verwüstet und vieles wurde in jenen Zeiten nach Amritsar verschleppt. Viele ornamentale Bauten sind arg verfallen, andere, vielleicht weil sie von Anfang an in viel zu großartigen Dimensionen angelegt waren, scheinen überhaupt nie ganz vollendet worden zu sein. Trotzdem hätte die schon genannte Dame besser getan, uns etwas von dem zu beschreiben, was noch da und auch heute noch sehenswert ist, statt uns ausführlich über die Pflege des auf dem Mularsee angeschossenen Adlers zu berichten.

Zahlreiche schöne Gärten umschließen die in ihrem engen, aber vielfach durchbrochenen Mauergürtel zusammengedrängte große Stadt, über die man von einer Terrasse des Winterpalastes einen prächtigen Überblick hat, und zwar nicht bloß über ihre meist engen und unschönen Straßen, deren Häuser vielfach die Front auf der Rückseite nach dem Hofe oder Garten zu haben, sondern auch hinaus in die weite Ferne, auf der einen Seite auf die in üppigen grünen Saatfeldern verstreuten Ruinen und Dörfer, auf der anderen über das weite, fruchtbare und ebenfalls trümmerreiche Stromtal, ja bis hinauf zu den schneebedeckten, hoch ins klare Himmelsblau ragenden Gipfeln des Himālaia, welche den imposanten Hintergrund des schönen Landschaftsgemäldes bilden.

Unter all den blumenreichen und schöngepflegten Gärten in den Mauern und vor den Toren der Stadt ist der großartigste, der in seiner Anlage sehr dem Schahalimar in Kaschmir ähnelnde, von Schah Dschehān angelegte Schalimar („Haus der Freude"), eine der berühmtesten Gartenanlagen noch über die Grenzen Indiens hinaus, deren Baulichkeiten, bestehend in einem mitten im Garten stehenden Schlößchen aus weißem Marmor und zahlreichen in demselben verstreut liegenden Gebäuden und Pavillons, trotz mannigfacher Beschädigungen immerhin noch einen imponierenden Eindruck machen, zumal da die englische Regierung viel getan hat. Wie man es in der Regel in indischen Gärten findet, sind die Anlagen durchaus geradlinig, an den Geschmack unserer Renaissancezeit erinnernd, nur daß man mit dem Beschnitt der Zierbäume weniger geschmacklos verfahren ist.

Der Umfang des terrassenförmig ansteigenden, von einer hohen Mauer eingefaßten Gartens, dessen drei Terrassen sich je $3^1/_3$ m über-

einander erheben, ist ziemlich bedeutend, denn er besteht in einem Rechteck von 1200 resp. 800 Schritt Seitenlänge und bildet ein kleines Paradies von prächtigen, großen Bäumen, prangenden Blumenbeeten und schönen Wasserwerken. Die Anlage der letzteren wurde durch einen weithergeleiteten, den Garten durchschneidenden Kanal ermöglicht, welcher auf der mittleren Terrasse ein großes Marmorbassin füllt und mit dessen Hilfe die zirka 500 Springbrunnen des Gartens speist, deren Wasserverdunstung wesentlich zur Abkühlung der Temperatur beiträgt. Einen prächtigen Anblick gewähren zur Zeit der Fruchtreife die mit großen leuchtenden Früchten überladenen Orangenalleen. Was für ein Anblick mag es vor allem gewesen sein, wenn früher bei festlichen Anlässen der ganze Garten, in ein Meer von Licht getaucht, feenhaft erglänzte, bis in die entlegensten Ecken reich und geschmackvoll mit Tausenden von Lämpchen, bunten Lampions und Fackeln geschmückt und widerstrahlend im wechselnden Glanze der Lichter und Farben, welche ein großartiges Feuerwerk über seine grüne Pracht ergoß!

Das bedeutendste Bauwerk der Stadt ist der Hasaribagh, der alte Mogulpalast, ein sehr umfangreicher, aus drei quadratischen Haupthöfen bestehender Bau, der sich aus einer großen Zahl einzelner Gebäude und Hallen zusammensetzte und einst zu Dschehängirs Zeiten eine wahrhaft fürstliche Behausung darstellte, entsprechend der Leidenschaft der alten Mogulkaiser für fürstliche Prachtentfaltung. Da leuchteten die frischen, lebhaften Freskomalereien der mit reichem Emailleschmuck versehenen Front, noch nicht von den Sikhs und den Engländern entstellt; da rauschte zu Füßen des Palastes der Strom vorüber, prächtige Gärten reichten bis zum Rande der unabsehbar sich nach Osten den Strom entlang ziehenden massiven Quaimauer, die in gemessenen Zwischenräumen von breiten, zum Strome hinabführenden Treppenfluchten durchbrochen war; da bewegte sich eine zahlreiche, immer im Wachsen begriffene Bevölkerung in den Straßen der jetzt verlassenen Vorstadt, Grabmäler und Terrassen ragten inmitten der herrlichsten Gärten empor, die Tore schimmernd von buntfarbigem Porzellan.

Vor den zwei kolossalen gewölbten Toren, die ins Innere des Hasaribagh führen, erhebt sich auf hoher Terrasse Randschit Sings zierliches Marmorgrabmal, dessen eigentümlich geschweifter Dachbaldachin von kantigen arabischen Säulen getragen wird. Hier, wo der einäugige, schlaue und zynische Herrscher, der kühne und unternehmende Sohn des unbedeutenden Sikfardars Maha Sing, verbrannt wurde, ruhen seine Überreste neben denen des Sohnes und denen ihrer Frauen.

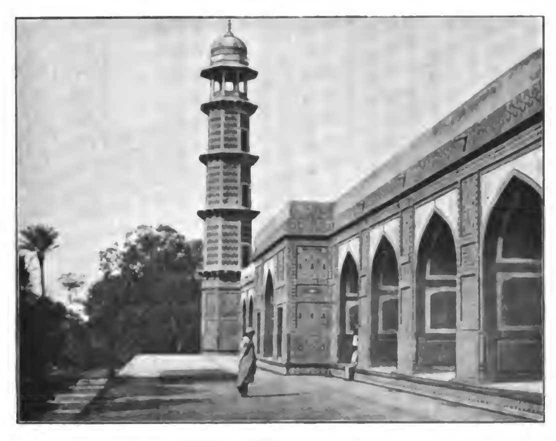
Durch die hohen Torwölbungen gelangt man in den ersten 500 Schritt langen Palasthof, dessen linke Seite die von Aurengzib aus rotem Sandstein erbaute Palastmoschee einnimmt, ein stattlicher Bau mit 50 m hohen achtkantigen Minarettürmen an den vier Ecken. Gewölbte Hallen schließen den übrigen Teil des Hofes ein.

Aus diesem Vorhofe gelangt man dann in den eigentlichen Hasaribagh, den ebenfalls mit gewölbten, aber offenen Hallen eingefaßten zweiten Hof, auf dessen westlicher Seite eine breite Marmortreppe zu einer großen, offenen, einst als Empfangsraum dienenden Tribüne führt.

Noch ein mächtiges Doppeltor haben wir zu durchschreiten, um in den dritten von zahlreichen Palastgebäuden umgebenen Hof, in die sogenannte Zitadelle zu gelangen, deren Nordseite der Winterpalast einnimmt, die eigentliche Residenz der Herrscher von Lahōr, in deren Staatsgemächern und Höfen sich noch in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts eine echt orientalische Pracht entfaltete, wenn „Se. Hoheit" einen fremden Großen zu Gaste hatte und sich zeigen wollte. Da prunkten die Wände und Pfeiler des Marmorbaues im Schmuck der prächtigen Kaschmirteppiche und -schals, da sprangen rings um den großen silbernen Pfau inmitten des Marmorbassins, das die Mitte des Gartenhofes einnahm, köstliche Kühlung verbreitend, die glitzernden, träumerisch plätschernden Fontänen, und ein Meer von weißem und buntfarbigem Licht überflutete die spielenden Wasser, die weißschimmernden Säulenhallen und im Schmuck der köstlichsten Edelsteinarabesken prangenden glatten Wände samt den buntfarbigen Blumenbeeten rings um das kühle Bassin. Die Zeiten sind vorbei, seit hier der Maharadscha Dhulip Sing dem Lord Dalhousie als Vertreter der Königin und der Ostindischen Kompagnie die Königswürde und ihr äußeres Sinnbild, den Koh-i-nor, übergab.

Auch Lahōr hat seine „Perlmoschee"; eine andere schöne, leider jetzt sehr verfallene Moschee, die Padischa-Moschee, haben die Engländer wieder restauriert. Im allgemeinen hat die mohammedanische Bevölkerung Lahōrs ihre alten, zum Teil recht ansehnlichen Gotteshäuser nicht so gepflegt und in Stand erhalten, wie dies anderwärts geschehen ist. Manches noch in leidlichem baulichen Zustande befindliche Gebäude macht einen schmutzigen, vernachlässigten Eindruck. Vieles, was an eine große Vergangenheit erinnert, ist so verkommen und verfallen, daß nur noch Trümmer und Schatten vergangener Schönheit vorhanden sind. In den traurigen Trümmern des Grabmals, in dem Dschehāngirs schöne Gemahlin Nurdschehān schläft, weidet das Vieh, und so ist es vielen prächtigen Gebäuden ergangen, deren Reste auf den

Viehweiden und in den Weizenfeldern herumliegen. Bietet doch sogar Dschehängirs, des mächtigen Kaisers, schönes, in einem von vier Kanälen durchschnittenen Garten liegendes Mausoleum Schahidera diesen traurigen Anblick des Verfalls; das Rauschen der zahllosen Springbrunnen, deren silberner Strahl sich einst zwischen den lieblichen Blumenanlagen erhob, ist verstummt. Die schöne über dem Sarkophag sich wölbende Kuppel ist von Schah Bahadur, dem Enkel des Kaisers, aus albernem Grunde zerstört worden — Sonne und Mond blicken un-



Dschehängirs Mausoleum in Lahor.

gehindert herab auf den weißen mit persischen und arabischen Inschriften bedeckten Marmorsarkophag. Ein Teil der prächtigen Edelsteinmosaiken, besonders die kunstvollen Arabesken und Rosetten über dem Bogen, ist noch da, ebenso der überall angebrachte Name Allahs und auch der Name und Titel des Kaisers, der in schwarzen in den weißen Marmor eingelegten Buchstaben über dem Eingang steht. Wo einst der arme Anarkalli — Smiths Manual macht aus ihm eine Lady —, der „Lieblingsjunge" eines Mogulkaisers, der lebendig eingemauert wurde, weil er einer Haremsschönen freundlich zugelächelt hatte, seinen letzten Sterbeseufzer aushauchte, da predigt jetzt der englische Militärgeistliche, da die

in der Nähe gelegene „Zivilstation“ sich mit der Zeit zu einer kleinen Stadt entwickelt hat; Anarkallis Grabmal hat man zur Garnisonkirche gemacht, wie umgekehrt manche alte deutsche Kirche oder Krypta zum Getreideboden und Pferdestall. Daneben existiert übrigens in der Stadt noch eine große Kathedrale.

Die Stadt an und für sich ist nicht schön, trotz der mitunter recht hübschen Holzschnitzereien an den Balkonen und Erkern der oft großen und geräumigen Häuser, die, falls sie nicht nach dem Garten zu liegen, die Aufmerksamkeit des kunstverständigen Besuchers der Stadt in Anspruch nehmen. Wenn nur wenigstens die fatalen Gossen nicht wären, welche viele der engen Straßen durchziehen und sie in der Regenzeit fast unpassierbar machen! Auch die Basare der Stadt weisen nichts Besonderes auf, und so tun wir schließlich wohl, wenn wir dem Tale des Rawi und zugleich dem an wirklich hervorragenden Sehenswürdigkeiten armen Pandschāb überhaupt ade sagen und uns anderwärts in der schönen indischen Welt umsehen — Indien ist groß und der Weg von Srinagar und Kathmandu bis Kandy ist noch weit!

Nur dem so oft genannten „Porus Indiens“, Randschit Sing, sollen noch einige Worte gewidmet werden, weil er in der Tat eine der interessantesten Persönlichkeiten in der neueren Geschichte Indiens und des Pandschāb im besonderen ist.

Am Ende des 15. Jahrhunderts bildete sich im „Lande der Königlosen“, wie Arrian das Pandschāb nennt, die bereits früher besprochene Hindudeistensekte der Sikhs, deren religiöses Programm wir schon kennen. Ein wichtiger Teil desselben, ihre Duldsamkeit gegen Andersgläubige, war den fanatischen Moslim immer ein Dorn im Auge, und so kam es schließlich dahin, daß man im Jahre 1606 einen ihrer Gurus ermordete. Diese Greueltat machte einen so tiefen Eindruck auf die Angehörigen der Sekte, daß eine völlige Umwandlung ihres Wesens eintrat; „aus Sikhs (Schülern) wurden Sings (Löwen)“, aus der friedlichen, toleranten Sekte eine von heißem Rachedurst erfüllte fanatische politisch-religiöse Gemeinschaft, die unter Har Govindas Führung in kühnem Wagemut den ungleichen Kampf mit dem weitüberlegenen Gegner aufnahm, sich aber, wie vorauszusehen war, bald vor ihm in die nördlichen Gebirge zurückziehen mußte, wo der Kleinkrieg weitertobte. Har Govindas klarer und unternehmender Geist ruhte nicht, und als er die Augen schloß, da bildeten die Sikhs bereits eine festbegründete, bedeutende religiöse und zugleich militärische Gemeinschaft, mit deren wohlorganisierter Macht man rechnen mußte. Heute, wo die politische

Macht derselben bereits seit mehr als einem halben Jahrhundert (1849) gebrochen ist, hat auch die religiöse Begeisterung eine bedeutende Abschwächung erfahren.

Aus dieser religiös-politischen Gemeinschaft ist Maha Sings berühmter Sohn Randschit Sing hervorgegangen, ein entschlossener, kühner, außerordentlich willensstarker Mann, ein geborener Krieger und Herrscher, der in kluger Berechnung mit den Engländern Freundschaft hielt, um seine Kreise nicht von ihnen gestört zu sehen, und nach der Eroberung



Randschit Sings Mausoleum in Lahōr.

von Lahōr sich zum Herrn des ganzen Pandschāb einschließlich des den Afghanen abgenommenen Peschāwar machte. Seine persönliche Tapferkeit und Unerschrockenheit, die vor keinem Wagnis zurückschreckte und ihn immer im Kampfe als Ersten an die Spitze des Heeres trieb, feuerte seine seit 1822 von französischen Offizieren ausgebildeten Truppen an, unter denen die aus fanatischen Fakirs sich rekrutierenden Akalis eine besondere Truppe bildeten, die von den Gegnern besonders gefürchtet wurden und mit ihren um die spitze, zipfelmützenartige Kopfbedeckung getragenen, am Außenrande haarscharf geschliffenen stählernen Wurfringen manchem Moslim den Kopf glatt vom Rumpfe getrennt haben.

Äußerlich war dieser mit glänzenden Verstandesgaben ausgestattete Mann eine unansehnliche, ja geradezu häßliche Erscheinung, klein und pockennarbig und infolge der Pocken auf dem linken Auge blind, für seine eigene Person äußerst anspruchslos, aber, was seine Umgebung betrifft, ein Freund von Glanz und Prunk, von nobler Freigebigkeit gegen Fremde. Leider werfen zwei Laster, die Wollust und die Trunksucht, welche auch seinen verfrühten Tod (1839 im Alter von 59 Jahren) herbeiführten, einen häßlichen Schatten auf seinen sonst so ansprechenden Charakter. Vier seiner Witwen und sieben Sklavinnen, unter ihnen zwei ganz jugendliche von hinreißender Schönheit, wurden vor den Toren des Hasaribagh mit ihm verbrannt. Sein Sohn Dalip Sing starb 1893 als reich apanagierter englischer Pensionär.

Fünftes Kapitel.

Wo die Berge schimmernd ragen.

Am Rande der Berge, die ihren schirmenden Riesenwall um den Norden von Bhāratas Erdteil türmen, haben wir bereits gestanden; schon sahen wir in der alten königlichen Lahōr ihre schimmernden Schneehäupter aus der Ferne herüberleuchten und einladend winken. Nun wollen wir ihrem lockenden Winke folgen und in die grandiose Bergwelt des Himālaia eintreten, die wir schon einmal staunenden Auges betreten haben, als wir den Quellen der nordindischen Ströme nachgingen. Deswegen werden wir ihnen auch hier weniger Aufmerksamkeit schenken als den Menschen, die in ihren Tief- und Hochtälern, an ihren Hängen und auf ihren Plateaus wohnen und die so ganz anders sind als ihre arischen Brüder und Vettern unten im Hindustān, mögen sie nun mongolischen oder arischen Ursprungs sein.

Am nächsten liegt uns Kaschmir, das „Meisterstück der Schöpfung", wie es begeisterte Menschen genannt haben, das jetzt viel leichter zu erreichen ist als vor einem Menschenalter noch; denn schon schnaubt das Dampfroß vor den Toren von Dschamu oder trägt uns, wenn wir den Umweg über die „Lichtstadt" Tschamba vorziehen, bis nach Pathankōt unfern des entzückenden Dalhousie. Auch sonst führt mancher Weg durch die Berge nach der reizenden Stadt am See, in der der britische Political Agent seine Sommerresidenz aufzuschlagen pflegt, freilich ohne den sonst überall in der Welt wehenden Union Jack auf seinem Hause aufpflanzen zu dürfen. Denn wenn auch Dschalip Sings Nachkomme als britischer Tributärfürst der Königin von England jedes Jahr seinen Tribut in Gestalt von Kaschmirschals entrichten mußte — was er jetzt dem Könige liefert, weiß ich nicht —, und ohne Englands ausdrückliche Einwilligung ebensowenig seine Kriegsknechte in den Kampf ziehen lassen darf, als es ihm gestattet ist, fremde Gesandtschaften in Audienz zu empfangen oder überhaupt fremden Reisenden den Zutritt in sein Reich zu gestatten, so ist er doch noch souveräner Herr in seinem schönen

Lande, das beiläufig gar nicht so klein ist — größer als Bayern und Württemberg zusammen. So hat er auch das Recht, Fremden den Grunderwerb und die Niederlassung in seinem Lande, wo noch so viel Raum ist, zu verbieten und den seine Stadt besuchenden Reisenden die Reiserouten vorzuschreiben. Er ist Rādschpute, ein Nachkomme Dschalip Sings, dem Randschit Sing einst die Herrschaft Dschamu übergab, während er das eigentliche Kaschmir und die Bergländer zwischen Indus und Ravi 1846 für 15 Millionen Mark vom Generalgouverneur Lord Hardinge hinzukaufen mußte. Das eigentliche Kaschmir dehnt sich von der Westgrenze bis zur Mitte des Landes; Dschamu, die zweite Hauptprovinz, und Rupschu nehmen den Süden ein, Dardistān, Baltistān und Ladākh oder Klein-Tibet den Norden und Osten.

Mit seiner fruchtbaren, vom Dschilam durchströmten Ebene, seinen gewaltigen Schneegipfeln und romantischen und halsbrecherischen Pässen, seinen klaren Seen und tausend anderen landschaftlichen Schönheiten ist Kaschmir eins der herrlichsten Alpenländer der Erde, wo nicht das herrlichste überhaupt; das ist der Eindruck, den bis auf einige knurrsüchtige Nörgler, die schließlich an allem etwas auszusetzen haben, jeder gewann, der das Land mit eigenen Augen sah. So schreibt Ujfalvy: „So nahmen wir denn .... Abschied von diesem wunderbaren Fabellande, dessen Schönheit nie genügend geschildert, dessen Herrlichkeiten nie genügend besungen worden. Was auch störrige, leberkranke Reisende an diesem irdischen Paradiese auszustellen gesucht, ein kleines Eden bleibt es doch."

Und dennoch ist auch dieses in so viel erhabener wie lieblicher Schönheit prangende Land ein Beweis, daß es auf Erden kein vollkommenes Paradies gibt. Seine Bewohner sind zum Teil — die Kaschmiris — ein zwar physisch blühendes, aber moralisch sehr heruntergekommenes, zum Teil auch, wie die Dardus im Nordosten, ein kümmerlich armes Geschlecht; Hungersnot und die Cholera haben schon in entsetzlicher Weise hier gehaust, und heftige Erdbeben, z. B. die von 1828 und 1845, haben Tausende von Menschenleben vernichtet.

Die wenigsten Besucher Kaschmirs bekommen von den wunderbaren Reizen dieses Landes, mit dessen Erwählung zum Wohnsitze die Urahnen der heutigen Bevölkerung, als sie vom Hindukusch herabstiegen, einen guten Griff getan haben, mehr zu sehen als die südlichen Zugänge und die schöne Srinagar mit ihrer reizvollen Umgebung, da das Reisen in den von der Kultur und ihren Hilfsmitteln und Bequemlichkeiten ganz abgelegenen Gebirgswildnissen vielen wagemutigen

Unternehmungsgeist, einen allen Strapazen gewachsenen Körper und — einen wohlgefüllten Beutel erfordert. Die Paßübergänge, wie z. B. über den nach Tschamba hinüberführenden Padripaß, sind zum Teil äußerst schwierig und anstrengend, und das Überschreiten der Flüsse auf den primitiven, im Winde schaukelnden Seilbrücken, welches den Eingeborenen keinerlei Schwierigkeiten bereitet, bedeutet für den europäischen Reisenden ein Kunst- und Wagestück und eine Kraftleistung zugleich.



Kaschmirische Kleiderhändler.

Zunächst ein kurzes Wort über die Bewohner dieses interessanten Gebirgslandes, von denen, dem religiösen Bekenntnis nach, 70% Mohammedaner sind, während der Rest, in runden Zahlen angegeben, aus knapp 700 000 Hindus, 30 000 Buddhisten, 11 400 Sikhs und wenig über 200 Christen besteht.

Wir haben zu unterscheiden zwischen Kaschmiris, den ihrer brahmanischen Religion treugebliebenen, fast nur in der Hauptstadt und anderen größeren Orten lebenden Panditas und den Stämmen der Ladaki, Balti und Dardu.

Wer einen Kaschmiri gesehen hat, der sucht unter hundert verschiedenen Repräsentanten indischen Volkstums den Kaschmiri mit un-

fehlbarer Sicherheit heraus, so scharf markiert ist der charakteristische Typus, welchen diese Leute tragen. Der Kaschmiri ähnelt hierin dem Juden, auch dem Armenier, Afghanen und Parsi. Der hohe, gedrungene Wuchs, der stark entwickelte Schädel, die hohe Stirn, die funkelnden dunkeln Augen, die schmalen Lippen, deren obere ein weiter Weg von der Nase trennt, der verschlagene Blick aus den mandelförmig geschlitzten Augen, der intelligente Ausdruck des mit langem, dichtlockigem Barte geschmückten Gesichts — sie alle zusammengenommen machen eine Verwechselung mit irgend welchem anderen Bewohner Indiens unmöglich. Die sehr hellfarbigen Frauen sind nicht häßlich, aber keine besonderen Ausbunde von Schönheit, während die Männer unter den mohammedanischen Kaschmiris über eine männliche Schönheit verfügen, wie sie nicht jedes Mischvolk aufzuweisen hat. Mit dieser verhältnismäßigen Schönheit des äußeren Menschen steht das Aussehen des inwendigen leider wenig im Einklang. Einen Lobredner hat der Kaschmiri bisher noch nicht gefunden, ebensowenig wie der alte Kreter. Jaquemont nennt ihn „erfinderisch und feige", Ujfalvy legt ihm noch mehr derartige Epitheta ornantia bei: falsch, feige, kriechend, lügnerisch und trügerisch — also ein wahres Muster, wie der Mensch nicht sein soll; ja an einer Stelle bewegt er sich in den schärfsten Superlativen und nennt ihn „den feigsten, lügenhaftesten, betrügerischsten, lasterhaftesten Schurken unseres Erdballs".

Da ist der Pandit ein ganz anderer Mann; sein einziger Fehler ist sein religiöser Fanatismus und sein Stolz, der ihn auf die Brahminen der Gangesebene gar geringschätzig herabblicken läßt. Durch und durch intelligente Leute, wie diese Panditen, der edelste Typus der arischen Völker, sind, zeichnen sie sich durch eine ganz hervorragende Sprachenbegabung aus und bekleiden vielfach hohe Staatsämter. Auch ihre äußere Erscheinung ist eine sympathische — stattliche Figur, regelmäßige, angenehme Gesichtszüge, gelocktes kastanienbraunes (oder schwarzes) Haupthaar und braunes (oder sogar blondes) Barthaar. So bildet der Pandit die Krone der kaschmirischen Bevölkerung.

Als Mongolen tragen die den ganzen Osten einnehmenden Ladaki den charakteristischen Typus ihrer schlitzäugigen Rasse, deren besondere Unzierde die stark vortretenden Backenknochen sind. Man kann sich kaum einen originelleren Anblick denken als solch einen Ladaki mit seinen wollenen Stiefeln und weiten Hosen, seinem bunten, pelzbesetzten Kaftan und seiner mächtigen samtnen Pudelmütze. Die im südlich gelegenen Kululande verbreitete Polyandrie findet sich auch unter den Ladaki.

Die westwärts sich anschließenden **Balti** sind arischen Ursprungs und dementsprechend ein viel schönerer Menschenschlag als die Ladaki mit ihren plumpen, eckigen Mongolengesichtern, obwohl sie nicht besonders groß und etwas untersetzt sind. Ihr Land, Baltistân, ist die ursprüngliche Heimat des heute über die ganze Erde verbreiteten Polospieles, dem sie mit solcher Leidenschaft ergeben sind, daß man kein, auch nicht das kleinste Dorf findet, welches nicht seine Polowiese oder deren mehrere hätte, die, von niederen Steinmauern umgeben, den



Kaschmirische Brahminen.

kühnen und wunderbar gewandten Reitern im bunten Turban, unter dem die schwarzen im Winde flatternden Locken hervorquellen, zum Tummelplatze dienen. Es ist erstaunlich, was diese sonst so geduldigen, ruhigen und vorsichtigen kleinen Bergpferdchen, die auf kaum gangbaren Pfaden, vorüber an gähnenden Abgründen, die Höhen des Gebirges erklimmen, hier auf der Polowiese für feurige und dabei dem leisesten Schenkeldrucke parierende Renner sind. Kein Wunder, daß die aus weitem Umkreis herbeigeströmte Zuschauermenge mit ihrem Beifall nicht geizt.

Den äußersten Nordwesten des Landes bewohnen die armseligen,

in elenden Hütten hausenden und sich nur kümmerlich von Viehzucht und Ackerbau nährenden Dardus. Sie sind ebenfalls Arier, aber von etwas dunklerer Färbung. An sich schon kein schöner Menschenschlag, sind sie noch überdies sehr unreinlich.

Die bei Wasīrābād nordwärts von Lahōr von der Hauptstrecke rechts abbiegende Seitenlinie der Nord-Pandschābeisenbahn führt über das uralte, angeblich von Radscha Sal, dem Oheim der alten Pandavas im Mahābhārata gegründete und durch seine tapfere Verteidigung im Jahre 1857 bekannt gewordene Siālkot bis nach Dschamu, der Winterresidenz des Mahārādscha von Kaschmir. Von da ab benutzt man, um in das herrliche Hochtal von Kaschmir zu gelangen, die durch das Land der Pahari und über den bequemen Banihabpaß führende ziemlich breite, aber leider sehr wenig gepflegte Königsstraße. So kann man ganz gefahrlos und leidlich bequem hinauf zur alten Sommerresidenz der Mogulkaiser, die dort ihre von Marmor und Gold schimmernden, jetzt verfallenen Lustschlösser erbauten, gelangen, in dies entzückende, von grünem Wälderkranze und schimmernden Berggipfeln umgürtete, vom Tschinab seiner ganzen Länge nach durchströmte und bewässerte Lustparadies, dessen Anblick Aurengzibs Hofpoeten zum überschwenglichsten Lobpreis dieses „mit der doppelten Krone von Smaragden und Diamanten geschmückten Königs unter den Ländern“ begeisterte.

Wir haben in der etwa 6000 Quadratkilometer großen, also die vom Bodensee bedeckte Fläche um das Zehnfache übertreffenden Ebene ganz unverkennbar das Becken eines früheren Binnenmeeres zu erblicken. Dem entspricht auch die völlige Ebenheit und die äußerst geringfügige Senkung der Talsohle, die so unbedeutend ist, daß das ganze Gefälle des Tschinab von Schahābād in der Nähe der Quelle bis zum Wularsee, also auf einer Strecke von rund 120 km nur einige 30 Meter beträgt; jenseits des Sees, wo er dann hinter Sopur bei Baramulla in die Berge eintritt, verwandelt er sich alsbald in den reißenden Bergstrom, als den wir ihn früher kennen lernten. Abgesehen von den rings an den früheren Uferbergen noch heute erkennbaren Niveauspuren deuten auch die noch vorhandenen sumpfigen Stellen und eine Anzahl Seen, von denen der Manisbalsee der schönste und der Wularsee der größte ist, darauf hin, daß da, wo heute Srinagar steht und weite, in üppiger Fruchtbarkeit prangende Auen sich dehnen, einst ein mächtiger See wogte.

Von wirklich hervorragenden Bauwerken und Resten von solchen ist in ganz Kaschmir, auch in der Hauptstadt und deren Umgebung, so gut wie nichts zu finden. Was aus der Zeit der Moguln noch da ist,



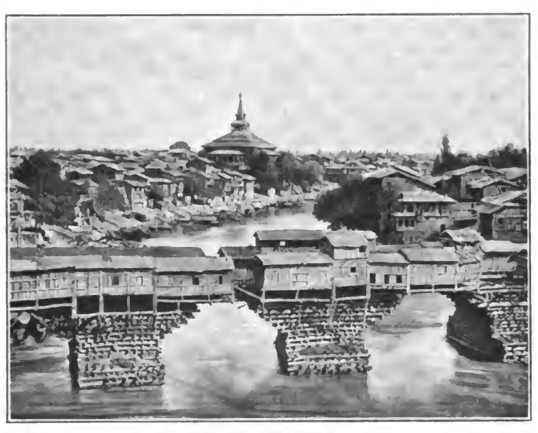
Ladaki.

das ist so zerfallen und unbedeutend, daß eine Beschreibung überflüssig ist. Das gilt auch von den in Terrassengärten rings um Srinagar, besonders am Dalsee östlich von der Stadt liegenden Überresten der kaiserlichen Lustschlösser, unter denen nur der Schahalimar sich hervortut, in dem auch noch eine schöne Reihe schwarzer Marmorsäulen vorhanden ist. Auf einer der kleinen Inseln des genannten Sees erhebt sich eine Moschee mit einem viel bewallfahrteten „lebenden" Haare des Propheten. Natürlich „lebt" das Haar, denn es ist in einem Flaschenhalse befestigt und muß sich nach physikalischen Gesetzen bewegen, sobald durch äußere Einflüsse, wie Sonnen- oder Körperwärme, die in der Flasche befind-

liche Luft sich erwärmt. Das einzige wirklich Schöne, was diese Bauwerke, vor allem auch der Kiosk von Nischad Bagh und der in imposanter, turmartiger Felsenhöhe mitten über dem Tale thronende Takt-i-Suleimān, der „Salomonsthron", ein nicht allzu alter, unvollendeter und darum den Eindruck einer Ruine machender Tempel, bieten, ist die großartige, entzückende Aussicht über See und Stadt, über die weite Ebene und auf die gewaltigen Bergriesen, die in heiterer, majestätischer Ruhe darüber thronen.

Die vom Dschilam durchströmten Seen verleihen der Umgebung von Srinagar besonderen Reiz. Wo nicht die üppige Vegetation von Schilf, Lotos, Wassernüssen und zahlreichen anderen, zum Teil genießbare Samenfrüchte tragenden Wasserpflanzen den See in eine grüne, blumenreiche Wiese verwandelt, da ist das Wasser so wunderbar klar und durchsichtig, daß der Fischer, der mit der Lanze im Boot steht, den in der Tiefe stehenden Fisch deutlich wahrnimmt und mit unfehlbarer Sicherheit durchbohrt, nachdem er zuvor die Lanze „zur Verhütung des Ausgleitens" angefeuchtet hat. Der größte der vier vorhandenen Seen ist der Wularsee, 45 km stromabwärts von Srinagar, von dem man sich eine lustige Geschichte erzählt. Dscha Sing war gestorben und seine Seele war nach Aussage der Priester in eine Biene gefahren. Sofort wurde vom Maharadscha Nachfolger ein strenges Verbot erlassen, keine Biene zu töten und keinen Honig zu schneiden, um ja nicht möglicherweise sich an der Seele des Fürsten zu versündigen. Den Fischen im Wularsee hatte man das nicht gesagt, und als eines Tages man sah, wie eine über den See fliegende Biene von einem Fische erschnappt wurde — es konnte ja möglicherweise gerade die sein, in der Dscha Sings Seele Wohnung genommen hatte, und diese konnte nun in den Fisch übergegangen sein —, da wurde alsbald ein strenges Verbot erlassen, keinen Fisch im Wular zu fangen. Das wurde zwölf Jahre lang respektiert, bis eines Tages eine — notabene heilige! — Kuh im See ertrank und von den Fischen verspeist wurde. Sofort wurde das schon lange recht lästig gewordene Verbot des Fischfangs aufgehoben, da man unmöglich glauben könne, daß die Seele des Maharadscha sich unter den verbrecherischen Fischen befinde, welche sich an einem so hochheiligen Tiere vergriffen hatten. So berichtet neben anderen der evangelische Bischof French. Nach einer anderen Angabe bezog sich das in den achtziger Jahren noch nicht aufgehobene Verbot nicht auf den Wularsee, sondern auf den zwischen der ersten und zweiten Brücke gelegenen Teil des Dschilam.

Auch die Ufer des Wular prangen im Schmuck schöner Gärten, die voll sind von herrlichen Bäumen und köstlich duftenden Blumen in allen möglichen Arten und Farben, von Fontänen und Wasserfällen. Der schönste aber, wenn auch der kleinste von den Seen der Ebene ist der mit dem Dschilam durch einen schmalen Kanal verbundene Manisbalsee, auf dessen Fluten ebenfalls die Lotosblumen leuchten, während Reste von alten Bauten die Ufer umgeben und, teilweise oder ganz



Brücke über den Dschilam in Srinagar.

versunken, aus den Fluten grüßen, in denen die schönen Uferberge sich spiegeln.

Srinagar, die Hauptstadt des Reiches, deren Name verschieden erklärt wird (Surianagar d. h. Sonnenstadt, besser wohl Sri-nâgara, d. i. Stadt des Heils), gehört mit ihren heute noch 122 000 Einwohnern zu den großen Städten Indiens, zeigt aber in ihren Straßen und auf den zahlreichen Kanälen und Flußarmen, welche die Stadt durchziehen und sie zu einem „indischen Venedig" machen, bei weitem nicht das lebhafte großstädtische Getriebe, welches die Straßen anderer gleich großer Städte des britischen Indien durchwogt. Die Stadt besteht aus zwei Teilen, die durch den von zahlreichen Brücken überspannten, ruhig

fließenden Dschilam getrennt werden, dem östlichen, vom Flusse bis an den Dalsee reichenden, in welchem sich der eine Palast des Maharadscha, ein wahres Muster von Geschmacklosigkeit, befindet, und der westliche, jenseits des Dschilam gelegene, mit dem Scher Garh, der Stadtfestung, einem befestigten Häuserkomplex, in den der zweite nur wenig geschmackvollere Palast mit eingebaut ist, und der auch die von Schah Dschehān erbaute Große Moschee enthält. Auf einem Hügel thront, gleich dem Takt-i-Suleimān-Tempel die ganze Stadt überblickend und beherrschend, das Fort, von dem aus man einen prächtigen Ausblick hat, während an ihm selbst nichts besonderes zu sehen ist.

Alle die Reisenden, welche Srinagar im Laufe der letzten Jahrhunderte besucht und ihre gewonnenen Eindrücke uns schriftlich hinterlassen haben, sind ebenso einig im Tadel des echt orientalischen Schmutzes, der die so zahlreiche Spuren der Vernachlässigung und des Verfalls aufweisende Stadt verunziert, wie sie einig sind im rühmenden Lobpreis ihrer herrlichen Umgebung. Sehr deutlich und absprechend drückt sich Ujfalvy aus: „Von den Bauwerken der Stadt läßt sich nicht viel sagen. Alles Neue ist häßlich und alles wirklich Alte in Ruinen. Wir haben selbst 19 verfallene Hindutempel gesehen. — — Alle den Europäern angewiesenen Bangalows gleichen schmutzigen Baracken". Srinagar wird nämlich von militärischen Beamten, Sportleuten und Reisenden in großer Zahl besucht.

Von dem im Scher Garh dicht am Flusse gelegenen massiven Radschapalaste führen breite Treppenfluchten hinab zum Ankerplatze der königlichen Boote, die hier in Srinagar die Equipagen vertreten müssen. Wagen sieht man ja in den Straßen überhaupt so gut wie gar nicht; wer nicht zu Fuße gehen will, nimmt ein Boot. Deshalb herrscht auf dem Flusse sowohl, an dessen Ufern die buntgekleideten Panditinnen und die resoluten, blitzäugigen Kaschmirischönen ihre Kleider und Metallgefäße reinigen, und auf den Kanälen immer ein reger und vielfach recht lärmender Bootverkehr. So bietet sich trotz allen Schmutzes und aller Unordnung manches malerische Bild. Einen eigentümlichen Eindruck machen die hohen Brücken, die über den Fluß führen und deren Belag auf ganz wunderlichen Pfeilern ruht, wie man sie, außer in Kaschmir, sonst in Indien nirgends sieht. Ein großes Viereck aus mächtigen Deodarbalken ist im Flußbette fest verpflöckt, und auf diesem erheben sich die hohen Pfeiler, indem jede folgende Balkenlage die vorhergehende kreuzt. Die Innenräume hat man dann mit großen Felsblöcken gehörig ausgefüllt. So bedenklich das bei einem wasserreichen Gebirgsstrome,

wie der Dschilam, klingt, so müssen sich die Brücken doch bewährt haben, und keiner der vielen über die Brücken eilenden oder vor den am Geländer entlang sich reihenden Verkaufsbuden sich aufhaltenden Menschen denkt an eine Gefahr, mag der Fluß noch so hoch gehen.

Die Straßen sind meist eng und werden durch die weit überragenden, sehr flachen Dächer, an deren vorragenden Sparren oft mächtige Heubündel baumeln, da man das Futter allgemein im Freien aufbewahrt, noch mehr verengt und verdunkelt. Dafür bieten die Holzschnitzereien



Dorf im Kululande.

an den Türen und Fenstern des meist massiven Unterstocks, mit gutem künstlerischen Geschmack ausgeführt, manche Entschädigung, und wenn man hinauskommt aus dem Häusergewirr und die schönen die Stadt umgebenden Gärten, die prächtigen alten Platanen und stattliche, ordentlich einen heimatlichen Eindruck erweckenden Pappelreihen erblickt, und weiterhin den kostbaren, diamantengeschmückten Rahmen, der das ganze Bild umschließt, so kann man nicht umhin, denen beizustimmen, die Srinagar eine in ihrer Art schöne, malerische Stadt nennen.

An dem traurigen und so gründlichen Verfall aller wirklich alten Bauwerke sind nicht nur die Verwüstungen schuld, welche die fanatischen

Moslim unter den alten Hindutempeln angerichtet haben, nicht nur die offensichtliche Vernachlässigung der öffentlichen Bauten durch die Herrscher des Landes, sondern auch die schweren Erdbebenkatastrophen, wie beispielsweise die vom Jahre 1554, die manches stolze Gebäude in Schutt und Trümmer gelegt haben mögen. Allerdings ist auch so gut wie gar nichts zur Erhaltung oder Wiederherstellung des Übriggebliebenen geschehen. Die vielhundertjährige Mißwirtschaft im Lande ist auch der Grund, weshalb der Kaschmiri moralisch so heruntergekommen ist.

Die Stadt Srinagar hat diesen ihren alten Namen nicht immer getragen; unter der mohammedanischen Herrschaft hieß sie Kaschmir, wie sie auch heute noch von den Moslim genannt wird. Erst seit der Eroberung durch die Sikhs hat sie den alten Namen wieder erhalten.

Die Bewohner der Stadt sind ein überaus gewerbfleißiges Völkchen mit gutem künstlerischen Geschmack; der Kunstsinn der Bevölkerung geht so weit, daß fast sämtliche Hausgeräte bis herab zum metallenen Spucknapfe, dem gewöhnlichsten Kochtopfe und dem zum Wärmen der Hände im Winter gebrauchten Kangri-Kohlenbecken, geschmackvolle künstlerische Ausstattung zeigen, und da die Gold-, Silber- und besonders die Kupferschmiedekunst von alters her in höchster Blüte und Gunst gestanden hat, so hat ein mit den nötigen Geldmitteln ausgestatteter Freund von Altertümern dieser Art hier reiche Gelegenheit, sich eine ebenso kostbare wie reichhaltige Sammlung zu erwerben. Auch bei den Bewohnern der Berge, den Balti, Ladaki usw., die Ujfalvi gründlich ausgekauft hat, kann man da, wo er noch nicht hinkam, altertümliche Schmuckstücke und Gebrauchsgegenstände von großer Schönheit und hoher künstlerischer Vollendung sehen und eventuell erwerben.

Die vor Jahrhunderten von Turkestān eingeführte, meist mit tibetischer Wolle arbeitende Schalweberei beschäftigt noch heute neben der lebhaft betriebenen Metallindustrie einen großen Teil der Bevölkerung, trotzdem der Wechsel der europäischen Mode und die europäische Konkurrenz das Geschäft sehr stark geschädigt hat.

Sehr schön und geschmackvoll sind auch die hier gefertigten Gegenstände aus Papiermaché und was man sonst noch in den unordentlichen Basaren Schönes oder Nützliches, oft für billiges Geld, zu kaufen bekommt, Teppiche, Ziegenhaarstoffe, schöne Waffen u. dgl.

Eine äußerst beschwerliche und streckenweise direkt gefahrvolle Reise führt uns aus dem schönen Kaschmir, von dem wir nun wohl oder übel Abschied nehmen müssen, so verlockend auch die Wunder der Hochgebirgs-

welt im Norden und Osten winken, und zwar über den schon von manchem europäischen und eingebornen Reisenden trotz seiner geringen Höhe von kaum 3000 m verwünschten Padripaß, von dessen Jochhöhe man noch einmal einen wundervollen Überblick hat über die überall zwischen den Bergen des fruchtbaren Paharilandes verstreuten freundlichen Bauerndörfer bis zu dem aus der Ferne, jenseits der hochragenden Feste Badrawar, herüberschimmernden Tschinab, und über die im



Haus im Kululande.

Firnschnee glänzenden Piks des kaschmirischen Himālaia im Osten. In gefahrvollem Abstieg gelangen wir in das zwischen Kaschmir und Kangra eingebettete kleine Fürstentum Tschamba und damit in ein Land voll so großartiger landschaftlicher Schönheiten, daß keine Feder imstande ist, die ganze Pracht der gewaltigen, in den Himmel hineinragenden, von Schnee und Eis starrenden und blitzenden Gipfel und Hochgrate, der von wildrauschenden, weißschäumenden Bergströmen und donnernden Wasserfällen durchtobten Tiefstäler, der majestätischen, lotrecht zum Himmel sich türmenden Felswände, der an den Hängen endlos sich dehnenden Hochwälder und der blumenreichen Almwiesen

und Talgelände zu schildern. In schwindelnder Höhe führen die schmalen, oft kaum den Hufen der Transport- und Reittiere Raum gewährenden Saumpfade am Rande der jäh in den Abgrund abstürzenden Felswände empor, so daß man staunen muß über den Mut der Kühnen, die sich zuerst durch diese Felsenlabyrinthe einen Weg gebahnt haben.

Aber auch bei aller Großartigkeit liebliche Landschaftsbilder bietet das Ländchen des Königs von Tschamba, dessen Bewohner, die Gaddi, ein kräftiger, nicht unschöner Menschenschlag, einst, als diese freien, kühnen Söhne der Berge noch ihre Raubzüge in die benachbarten Gebiete unternahmen, ein Schrecken der Umgebung waren, während sie heute sich dem friedlichen Gewerbe des Ackerbaues zugewandt haben. Solch ein Bild zugleich lieblicher und erhabener Romantik bietet z. B. die reizende Talebene, in welcher, stolz überragt von der alten Königsburg und der neuen Burg und umgeben von einem Kranze grüner Waldberge und dem dahinter sich türmenden Wall von gletscherfunkelnden Piks, die „Lichtstadt" Tschamba, des Landes anmutige, tempelreiche Hauptstadt, liegt, auf hoher Uferterrasse thronend und amphitheatralisch am rechten Raviufer aufsteigend. Abgesehen von der Residenz des Radscha, zu der eine steile, verkehrsreiche Straße emporführt, den zahlreichen altehrwürdigen Tempeln mit ihren spitzkegeligen Bedachungen und den geschmackvollen Häusern der englischen Beamten enthält die Stadt nur ziemlich unansehnliche Häuser, aber die Sauberkeit der Straßen, die schönen Plätze, unter denen sich auch eine geräumige Polowiese befindet, und die ganze Lage und Anlage machen sie zum Urbild eines hübschen, freundlichen Städtchens. Ein Gang durch den Palast mit seinen Höfen und schön gemalten Hallen ist nicht uninteressant. Ganz wunderbar ist der Kontrast, wenn man im Winter aus dem im sengenden Strahl der tropischen Sonne zwischen den Bergen in tiefem Kessel träumenden Städtchen hinaufsteigt zu dem reizenden Dalhousie, der mit allem Komfort ausgestatteten Sommerfrische, einem der schönsten Sanitarien des westlichen Himālaia, und dort alles in tiefem Schnee begraben findet.

Die Täler sind äußerst fruchtbar, ein Vorzug, den sie dem fetten Alluvialboden verdanken, der besonders die Umgebung der Hauptstadt zu einem blühenden Garten macht.

Die Landbewohner von Tschamba sind geschickte Töpfer und haben früher auch in Holzschnitzerei und Malerei Schönes geleistet. Die ausgeprägten Gesichtszüge, der lebhafte Blick der Augen und die kühn geschwungene Adlernase machen einen sympathischen Eindruck. Ihre

eigentümliche, ihnen sehr malerisch zu Gesicht stehende Kopfbedeckung gleicht einem geflügelten Merkurhute.

Einen völlig anderen Charakter als Tschamba und die den Norden und Osten von Kaschmir umrahmenden gletscherreichen, wildromantischen Hochgebirgslandschaften trägt das im Osten von Tschamba liegende kleine Kululand mit seiner lieblichen Romantik und seiner heiteren, gutmütigen und friedliebenden Bevölkerung, ausgezeichnet durch prächtige Waldungen, in denen neben dem hochschossigen Bambus



Kulufrauen.

und allerlei schönen Laubbäumen besonders die stolze Deodarzeder und die herrliche Pinus excelsa prangt, und schmucke, ins Grün der Reisfelder und Gerstenfelder gebettete, den Besucher freundlich anlachende Dörfer.

Das östlich von Tschamba sich nach Norden an der Grenze von Kaschmir entlang ziehende Ländchen, mit Lahūl zum britischen Distrikte Kangra gehörig, ist in mancher Hinsicht interessant. Im allgemeinen lohnt es sich nicht und ist auch ganz unmöglich, diese hauptsächlich für den Ethnologen und Anthropologen wichtigen Gebiete, deren landschaftliche Einzelbeschreibung zu unerträglichen Wiederholungen führen würde, in denen die Worte „gewaltig, majestätisch, grandios, imposant, schimmernd,

brausend, donnernd, prächtig, herrlich, entzückend" und ähnliche eine hervorragende Rolle spielen müßten, ausführlich zu schildern.

Unter allen Bewohnern des westlichen Himālaia macht der Kulu mit seinem feinen, besonders den auffallend schönen und graziösen Kulufrauen eigenen zierlichen Körperbau, der ihn von den viel robusteren, derberen Gaddi, Ladaki usw. unterscheidet, seinem hübschen Gesicht und sanften, schüchternen Gesichtsausdruck einen besonders angenehmen Eindruck, nicht minder durch sein heiteres, friedfertiges Temperament. Nur eins erregt das berechtigte Kopfschütteln des zivilisierten Mitteleuropäers, den sein Weg in die anmutigen, waldreichen Täler geführt hat, an deren Rändern die Kulu ihre freundlichen, von terrassenförmig angelegten Reis- und Getreidefeldern umgebenen Dörfchen angebaut haben, — die wunderbare Eintracht und völlig eifersuchtsfreie Gemütlichkeit, in der die oft zahlreichen Mitglieder der hier fast allenthalben bestehenden „Ehegemeinschaften" untereinander leben. Polyandrie, wie sie auch in Malabar, bei den Toda und den Ladaki an der Tagesordnung ist, findet sich hier noch häufiger als Polygamie. Sämtliche im Hause vorhandenen Brüder haben eine gemeinsame Frau, die das Hauswesen besorgt, während die Männer draußen beschäftigt sind, das wenige urbare Land zu bebauen, und mancher kleine Kulu-Erdenbürger hat eine ganze Anzahl gleich lieber Papas, die er nur dem Alter nach unterscheidet. Daneben findet man, allerdings seltener, Männer mit 2—4 Frauen. Da keiner der Männer in der Gunst der gemeinschaftlichen Frau zurückstehen mag und die Neigung, sich mit Juwelen zu behängen, unter den Frauen Indiens eine allgemeine, besonders aber den Kulufrauen in hohem Grade eigentümlich ist, so sind die meisten von ihnen förmlich mit Schmuck überladen — Haar, Stirn, Ohren, Nase, Hals, Schultern, Arme, Fußgelenke, Finger und Zehen — alles voll Schmuck. Das Oberstock der turmartigen Häuser ist rings von einer überdachten Galerie umgeben. Der Übergang über die Flüsse wird durch zahlreiche wohl in Stand gehaltene Brücken erleichtert, doch ist bei den Eingeborenen die auch anderwärts beliebte Methode des Überschwimmens derselben mit Hilfe aufgeblasener Tierfelle gebräuchlich.

Bei der bergigen Beschaffenheit des Landes, welche die Bewohner nötigt, viel zu steigen, ist es zu verwundern, daß der auch sonst schmächtige und hagere Kulu so gut wie gar keine — Waden hat.

Die Hauptstadt Sultanpur ist ein nur kleiner, aber reizend gelegener Ort. Über die benachbarten Gebiete von Mandi und Lahūl und ihre verwandte Bevölkerung ist nichts besonderes zu sagen.

An Lahūl und Kulu schließt sich im Osten das vom Spitifluß, der jedoch oberhalb Dankar andere Namen führt, durchzogene Gebiet von Spiti an, ein abgelegenes, von Höhenzügen belebtes, auf drei Seiten von hohen Gebirgszügen umschlossenes Himālaiahochtal, politisch mit Lahūl und Kulu den Distrikt von Kangra bildend. Die Zugänge über die hohen Gebirgspässe sind sehr schwierig trotz der außerordentlich hohen Schneegrenze, welche den Anbau von Getreide noch bei 3700 m Höhe gestattet, während das höchste dauernd bewohnte Dorf, Kibar, reichlich



Dorf in Spiti.

4500 m hoch liegt. Auch hier wie in Kulu sind die Dörfer meist sehr malerisch gelegen, oft wie Schwalbennester an hohen Felsen klebend. Die Häuser sind durchschnittlich klein, aber massiv aus Stein gebaut, reinlich — was man von den Tempeln nicht sagen kann — und mit einer Menge kleiner Fenster versehen. Früher gehörte Spiti zu Kaschmir, noch früher zum Königreiche Ladākh. Der Hauptort ist Dankar, ein ganz unbedeutender Ort. Die fast ganz rein tibetanische Bevölkerung, deren mongolischer Typus sehr scharf hervortritt, zählt nur 3500 Seelen und lebt von Ackerbau und Viehzucht. Die Männer sind größer und hübscher als in Lahūl, sanfteren Charakters, aber sehr arbeitsunlustig.

Sie kleiden sich wie in Ladākh. Die Frauen tragen weite Beinkleider, eine schwarze Bluse und haben eine große Vorliebe für Schmuck; besonders beliebt sind runde, breite Ringe aus Silber oder Knochen und weiße Muschelarmbänder mit Schellen und Quasten. Die ganze Bevölkerung steht unter einem gemeinsamen Oberhaupt, dem Nono: der Verkehr beschränkt sich auf den Handel mit Getreide, Salz und Vieh, wobei als Lasttier neben dem hier selteneren Yak das tibetanische Schaf benutzt wird. Wohlhabendere Tote werden bestattet, die Leichen der Armen einfach in den Fluß geworfen. Nur ganz geringe Einflüsse des Hinduismus und Brahmanismus sind zu bemerken — wir befinden uns hier bereits in völlig tibetanisch-buddhistischer Atmosphäre.

Im Süden des Kululandes fristen zwanzig kleine Höhenstaaten, die sogenannten Simlastaaten, unter denen Baschār, Sirmur und Bilaspur die bedeutendsten sind, ihr zum Teil recht schlichtes, armseliges Dasein. Im Zentrum dieser Staatengruppe liegt in 2180 m Meereshöhe, hoch über dem Satledschtale, inmitten einer reizvollen Umgebung die bedeutendste und besuchteste europäische Sommerfrische Indiens, die Sommerresidenz des Vizekönigs, des Oberstkommandierenden der indischen Truppen und des Leutnant-Gouverneurs im Pandschāb, Simla, von Ambala aus jetzt leicht mit der Bahn via Kalka zu erreichen. Aus der Region der Palmen und Riesenkakteen am Fuße der Berge steigt man durch prächtige Wildnisse von pappelhohem Bambus und prächtig blühenden baumartigen Rhododendren und Lorbeerbäumen empor in die Region der dunklen Nadelwälder, in denen die königliche Deodarzeder in zahlreichen Prachtexemplaren vorhanden ist.

Die Stadt hat eine gewaltige Ausdehnung und nimmt, wenn man die zwischen den Häusergruppen liegenden unbebauten Waldflächen mitrechnet, einen Raum von der Größe Kalkuttas ein. Die Hauptstraße, die Korsostraße genannt, zieht sich in einer Länge von 22 km um den Abhang des Berges herum, und die zahlreichen, zum Teil sehr stattlichen Landhäuser, Hotels und Bangalows liegen zumeist dicht an derselben, teilweise auch über die waldigen Berghänge verstreut, da und dort aus dem Grünen schimmernd und das dunkle Waldesgrün reizvoll belebend. Nur die drei großen eingeborenen Hauptbasarstraßen sind zusammenhängender gebaut; angefüllt mit allen nur denkbaren Waren ziehen sie sich terrassenförmig übereinander am Berghange hin, belebt von zahlreichen Eingeborenen in allerlei bunten Trachten, hoch beturbanten Sikhs mit dem gefährlichen Wurfringe, Afghanen mit langen

Bärten und roten Kaftans und von Kaschmiris, die mit ihren bunten Schals prunken, und vielen anderen Landsleuten, dazwischen die bunten Uniformen der indischen Truppen. Die Basare sind nur von eingeborenen, meist kaschmirischen Kaufleuten und Handwerkern bewohnt, welche die Kunst, Preise zu machen, aus dem ff verstehen, wie denn überhaupt das ganze Leben in Simla, auch für indische Verhältnisse, sehr teuer ist. Dafür bietet die Stadt aber auch alles, was man sich nur wünschen kann, Theater und Konzerte, Bälle und Picknicks und alle möglichen



Eingeborne von Spiti.

sportlichen Veranstaltungen, wie ein europäisches Luxusbad. Da der Vizekönig und die anderen oben genannten Beamten mit dem ganzen Hofstaate von Kalkutta und fast sämtlichen höheren Beamten von Kalkutta und Lahōr den Sommer hier zubringen und niemand zu Fuße geht, so ist die lange Korsostraße jeden Abend von zahlreichen vornehmen Equipagen, Reitern und Reiterinnen belebt, alles in eleganten Straßentoiletten. Deshalb tut jeder Reisende, der Simla besucht, wohl, wenn er einen besonderen Garderobekoffer, der auf alles mögliche eingerichtet ist, mitführt.

Bei klarem Wetter hat man eine ungeheuer weite Aussicht ins Ge-

birge, dessen entfernteste Partien eine langgedehnte, silberweiß schimmernde Kette von Piks bilden, die sich klar und scharf vom blauen Himmel und von den gewaltigen dunklen Vorbergen abhebt. Am großartigsten ist der Blick in die wilden, tief eingeschnittenen Stromtäler des zu Füßen vorüberfließenden Satledsch und seiner Nebenflüsse, zumal bei Nacht, wenn der Mondenschein die Felshänge und die Stromläufe versilbert und eigenartige metallische Reflexe auf das glänzende Laubwerk zaubert, während die fernen, schneebedeckten Hochgipfel dann den Blicken völlig entschwunden sind.

In der Nähe von Simla liegen noch zwei Militärsanitarien, Kassauli und Dagschai.

Mit einem Besuche in den Bergen von Nepāl und im Tale von Kathmandu wollen wir unseren Rundgang durch die nordindischen Berge beschließen.

Auch Nepāl (Nepaul), das Land der höchsten Schneegipfel, deren wuchtende Last die Erde trägt, hat es sich gefallen lassen müssen, daß ein britischer „political agent“ seine Residenz in den Mauern der schönen Hauptstadt Kathmandu aufgeschlagen hat, der jedoch in seinen Machtbefugnissen sehr beschränkt ist und so gut wie nichts zu sagen hat. Er darf nicht einmal das ganze Land bereisen, vor allem der westliche, überhaupt kaum von einem Europäer betretene Teil ist ihm streng verschlossen. Der Radscha hält die Türen seines schönen Landes, wohl des interessantesten in Indien, verschlossen und sucht sich die neugierigen Europäer, die alles sehen und wissen wollen und jeden Winkel durchschnüffeln, wohlweislich vom Halse zu halten. Ohne ausdrückliche, nur auf sehr „hohe“ Verwendung hin zu erhoffende Erlaubnis des Darbar von Nepāl darf kein Weißer außer dem Residenten und seinem Stabe das Land betreten, dessen Größe und Bevölkerungsziffer darum bis heute auch nur schätzungsweise festgestellt werden konnte. Unter den gegenwärtig noch von einheimischen Fürsten regierten Staaten Indiens nimmt Nepāl hinsichtlich der Größe den dritten Rang nach Haiderābād und Kaschmir ein und umschließt, von dem 1815 von den Engländern dem Radscha von Nepāl abgenommenen Kamāon im Westen bis nach Sikkim im Osten reichend und über den Kamm des Gebirges sich bis nach Tibet hinein erstreckend, mit seinen Grenzen die kleinere Hälfte des Himālaia. Die vier gewaltigen, im Kintschindschanga, Gosānthan, Dhawalagiri und dem „Götterthrone“ Nanda Dewi (in Kamāon) gipfelnden Hochgebirgsketten, welche das Land durchziehen, bilden die natürliche Grenze der drei vom Gogra, Gandak und Kusi bewässerten

Partie aus dem nepālesischen Himālaia: Teil des Kintschindschanga.

Provinzen, zu denen als vierte das dreieckige Tal von Kathmandu, das eigentliche Nepāl, hinzutritt.

Um von Süden her in das Land zu gelangen, muß man zunächst den breiten Taraigürtel durchdringen, der sich längs der ganzen Südwestgrenze in einer Breite von 30—50 Meilen vorlagert und schon früher beschrieben wurde. Diese unwirtliche, aber durch ihre Flora und Fauna wie auch durch ihre Bewohner interessante Sumpfwaldregion bildet gewissermaßen eine Barriere zwischen dem ganz gebirgigen Innern und den Ebenen des unteren und oberen Bengalen. Man kann von Patna resp. von Kalkutta aus mit der Bahn bis dicht an die Grenze des Tarai gelangen; Sigauli ist die Station, auf der man auszusteigen hat, um dann die beschwerliche und, falls man nicht ganz zuverlässige und gutartige Kahars und Kulis — Palankin- und Lastträger — erlangen konnte, auch abenteuerreiche Reise im unbequemen Holzkasten des Palankin oder zu Fuße nach dem nur etwa 160 km entfernten Kathmandu fortzusetzen, unterwegs überall angestaunt wie ein Wundertier, vielen direkt ein Gegenstand des Entsetzens. Besonders erschwert wird die Reise durch die viele Dienerschaft, welche man mitnehmen muß, und wer es weiß, wie schwer es in Indien oft ist, auch nur einigermaßen zuverlässiges Bedienungspersonal zu erlangen und wie gern die Leute unterwegs behufs Erpressung höherer Löhne streiken, wo ihnen die Gelegenheit günstig erscheint, der weiß auch, was es zu bedeuten hat, einen solchen Dienertroß durch eine Gegend mitzuschleppen, in der man schließlich der einzige Europäer ist und von eingeborener Seite auf wenig Schutz und Entgegenkommen zu rechnen hat. Da heißt es oft kaltblütig und mit furchtloser Energie auftreten und, wenn es anders nicht geht, — den Rupie nicht schonen.

Durch üppig bestandene Weizenfelder, Haine von Palmyras und Dattelpalmen, Opium-, Rizinus- und Indigofelder, vorüber an weidenden oder im schlammigen Wasser badenden Büffelherden und in Scharen auf den Telegraphenleitungen hockenden Geiern, Papageien und Reihervögeln geht es „langsam und deutlich" nordostwärts, den Bergen entgegen, die jenseits des Tarai beginnen, bis der einfache Bahnhof von Sigauli da ist und von hier aus die Wanderschaft beginnen kann.

So entzückend auch die Wanderung durch die wunderbare, fast noch völlig jungfräuliche Wildnis dieses Urwaldparadieses ist, in dem Elefant und Rhinozeros, Tiger und Panther und ungezählte Scharen von Affen und Wild fast das ganze Jahr hindurch vollkommen unbehelligt

ihr Wesen treiben, so sehr pflegt der Reisende sich zu beeilen, um das Ende derselben zu erreichen, nicht nur weil die streckenweise in leeren, steinbesäten Strombetten hinführenden Wege sehr ermüden, sondern vor allem wegen der tödlichen Fieberluft, welche der sumpfige Boden, aus dem die prächtige, überüppige Vegetation des Tarai aufsproßt, das ganze Jahr hindurch ausatmet; auch knackt es nicht selten recht verdächtig in den dichtbelaubten, blütenbedeckten Zweigen zur Rechten und Linken, und nicht immer ist es ein harmloses Äffchen oder ein ebenso harmloser bunter Hirsch, von dem das Geräusch herrührt.

Je weiter man vordringt, von Dorf zu Dorf, desto wunderbarer wird die Schönheit der Landschaft und die Pracht der Vegetation, bis man endlich, zuletzt auf vorzüglicher Kunststraße, das Eingangstor in die Berge von Nepāl, das Dorf Bhimpadi mit seinem fast 700 m über der Talsohle am Berge thronenden Fort Sissagari, zu dem ein halsbrechend steiler Felspfad emporführt, glücklich erreicht hat, wo die gute Straße bereits wieder aufhört.

Nun geht es erst ins eigentliche Gebirge hinein, aber nicht mehr zu Fuße oder im großen Palankinkasten, sondern auf kleineren, handlichen Dāndi-Tragstühlen, da nur schmale und oft äußerst beschwerliche Bergpfade über die hohen den Zugang nach der Ebene von Kathmandu vermittelnden Gebirgspässe führen.

Sehr auffallend ist auf dem ganzen Wege von der Grenze an bis ins Innere von Groß-Nepāl die Sauberkeit und nette Bauart der Dörfer und Häuser im Gegensatze zu denen der großen Indischen Ebene; dort elende, niedrige, mit Stroh oder Palmblättern gedeckte und im Innern oft von Schmutz und üblen Gerüchen erfüllte Lehmhütten oder Bambusbaracken, ganz oder fast ohne Lichtöffnung, hier schöne und saubere, oft mehrstöckige, zierlich und geschmackvoll aus Steinen und Holz erbaute, mit doppeltgewellten Ziegeln oder Schindeln ordentlich eingedeckte und von schön geschnitzten Säulenvorhallen umgebene Häuser und Häuschen, deren zahlreiche Fenster mit geschmackvollem Schnitzwerk verziert sind. So zeigen auch die Häuser der nepālesischen Städte bei aller Originalität eine gefällige und geschmackvolle Bauart. Die Straßen der Dörfer sind ohne Ausnahme gut erhalten und mit Backsteinen gepflastert.

Ein prachtvoller, den Blick auf die Ebene von Srinagar noch überbietender Anblick bietet sich dar, wenn man endlich die Höhe des über den Tschandragiri führenden Passes erreicht hat und nun 800 m unter sich, zu Füßen des äußerst schroff abfallenden Berghanges die

reiche, vom blitzenden Bhagmati und seinen Nebenflüßchen durchflossene Ebene von Kathmandu mit ihren drei großen Städten und zahlreichen schmucken Dörfern, durchzogen von anmutigen Hügelreihen, niedrigen Ausläufern des Tschandragiri, wie ein schimmerndes Märchen vor sich liegen sieht, eingeschlossen von hohen Bergen, hinter denen man im Norden ein unbeschreiblich großartiges, die höchste Erhebung des Himālaia in ihrer ganzen gewaltigen Ausdehnung umfassendes Hochgebirgspanorama, trotz der weiten Entfernung mit wunderbarer Deutlichkeit sich vom Himmel abhebend, erblickt, eine endlose Kette von weißschimmernden Schneegipfeln. Dort sehen wir sie ragen, die himmelhoch sich türmenden Riesengipfel, nach deren unerreichbarer Herrlichkeit schon so manches Auge sehnend emporgeblickt hat, den Kintschindschanga, den Gaurisankar und den Dhawalagiri. Im üppigsten Grün leuchtet die reich bebaute Ebene, wie schmale Silberbänder ziehen die Flüsse dahin durchs lachende Gelände, und dieselben Sonnenstrahlen, welche die goldenen Tempeldächer der Städte hell auffunkeln lassen in doppelter Vergoldung, lassen die fernen Spitzen und Hochfirnen und verschneiten Gletscher im blendendsten Weiß, das es auf Erden gibt, erstrahlen, bis die Sonne sich senkt und alles in rosige und goldene Gluten taucht.

Der Abstieg von der Paßhöhe zu der Stadt Thankot ist wegen der Steilheit des schmalen Pfades sehr beschwerlich und ermüdend, für Lastochsen und Pferde überhaupt nicht praktikabel. Um so mehr ist es zu verwundern, daß schwerbepackte Lastelefanten, wenn auch mit lebhaften Zeichen der Angst und der diesen klugen Tieren eigenen Vorsicht, so doch ziemlich sicher hinabsteigen, an besonders abschüssigen Stellen die Hinterbeine zwischen den Vorderbeinen durchschiebend und den Rüssel als Stütze benutzend, ein ebenso drolliger als beängstigender Anblick, wenn man die gewaltige, absolut tödliche Wucht bedenkt, mit der ein solcher Koloß unten aufschlagen müßte, wenn er den Abhang hinunterstürzte. Sehr drollig muß es sich auch ausnehmen, wenn die wertvollsten Luxuspferde des auf die Jagd ins Tarai ausziehenden Radscha diesen Pfad hinaufgetragen (sic!) werden.

Von Thankot führt die Straße auf der sanft abfallenden Ebene zwischen niedrigen Hügeln hindurch nach Kathmandu, der merkwürdigen Hauptstadt des ebenso merkwürdigen Großfürsten Mahārādscha Dhirādsch Prithei Bir Bikrám Schamscher Jang Bahadur Schah Bahadur, der eigentlich nur ein Dekorationsstück im Staate darstellt, im übrigen aber so gut wie nichts zu tun und zu sagen hat, da sein

erster, den stolzen Titel „Mahārādscha" tragender Minister Schamscher Jang, Rana Bahadur alle Staatsgeschäfte und Regierungshandlungen besorgt. Seine viele freie Zeit nutzt der König darum auf recht angenehme Weise dadurch aus, daß er sein Leben gründlich genießt und sich mitunter mit dem Mahārādscha und einem riesigen Gefolge, unter dem auch die Damen des Harems nicht fehlen, auf die glänzenden, wahre Staatsaktionen bildenden Elefanten-, Rhinozeros- und Tigerjagden im Tarai begibt, auf denen es so lustig und laut wie möglich hergeht. War man nach Überschreitung einiger Brücken endlich zu den Toren der Stadt gelangt, so war einst, als die Mauern und Tore der nepālesischen Städte noch nicht gefallen waren, gleich der erste Anblick, den man hatte, fremdartig genug; denn, an die chinesische Sitte erinnernd, glotzten dem Nahenden zwei große, mit roten Ringen umränderte Augen entgegen, welche, offenbar als Symbol der Wachsamkeit, zu beiden Seiten des hohen weißen Torbogens angemalt waren, der an Einfachheit nichts zu wünschen übrig ließ, und von der Torbedachung herab streckte dem Herannahenden ein dürrleibiger eiserner Drache seine ellenlange Zunge aus dem weit aufgerissenen Rachen entgegen, daß man unwillkürlich an Tobias furchtsames Wort beim Anblick des großen Fisches erinnert wurde: „O Herr, er will mich fressen!" Noch Prinz Waldemar von Preußen hat 1845 diese Tore gesehen.

Treten wir nun ein in die engen, krummen, in allen möglichen Winkeln und Richtungen zusammen- und auseinanderlaufenden Straßen, an deren zahlreichen Knotenpunkten sich enge, vielwinklige Plätze auftun, so fällt uns gar mancherlei auf, nicht nur die große Zahl von Tempeln und Tempelruinen, nicht nur die eigenartige Bauart der schmucken Häuser, nicht nur die buntfarbige Menschheit, die sich in den engen Straßen und Gassen, auf dem Markte und vor den Tempeln drängt, sondern vor allem auch die Unsauberkeit der Straßen und der damit zusammenhängende und aus vielen Häusern herausdringende Geruch. Der Anblick der Stadt ist, auch mit infolge der unregelmäßigen Anlage, so malerisch wie nur möglich, nur muß man beim Durchwandern der Straßen oft seinen Geruchsnerven viel zumuten, denn nach Dr. Böcks Wahrnehmungen haben die Bewohner Kathmandus ihre besonderen Lieblingsspeisen, mit denen sich eine europäische Nase ebensowenig befreunden kann, wie ein europäischer Magen, und wenn es auch nicht gerade faule Eier sind, wie in China, oder faule Seefische, wie in manchen Gegenden Indiens, so sind es doch verfaulte Rettiche, deren Duft jener Gasart, die in der Chemie mit

II S bezeichnet wird, ähnelt, wie ein faules Ei dem andern. Übrigens ist Kathmandu immer noch eine saubere Stadt zu nennen im Vergleich mit Patan (kurz Patn gesprochen) und den anderen Städten Groß-Nepāls, zumal seit die Wasserleitung, welche der Stadt reines Gebirgsquellwasser zuführt, und in ihrem Gefolge auch die Kanalisation fertiggestellt ist, eine moderne Errungenschaft der Kathmanduer, die man für ganz unmöglich hätte halten sollen, wenn man bedenkt, wie streng die Regierung des Landes, offenbar um des annexionslustigen Nachbars willen, der schon größere Portionen von Indien, als Nepāl, verschluckt hat, alle Europäer vom Lande fern hält. Das ist ja auch der Grund, weshalb die Bewaffnung der nepālesischen Heeresmacht vor kurzem noch eine so primitive war, und die altertümlichen, ohne genügendes Modell selbstgefertigten Schießeisen der Ghorkasoldaten nicht viel höheren Wert im Kriegsfalle besaßen, wie der dicke Knüppel, den der Wachtposten vor dem Hanuman Dhoka-Palaste, der seinen Namen von dem zur Linken des Tores unter einem roten Schirm stehenden Steinbilde des Affengottes hat, anstatt des Gewehres trägt. Neuerdings hat man allerdings versucht, modernere Präzisionsgewehre von Osten her einzuschmuggeln, um bessere Modelle zu haben. Jetzt hat man das nicht mehr nötig. Nach Angabe des Gothaischen Kalenders ist die 26 000 Mann starke, aus den Stämmen der Khas, Magars und Gurungs angeworbene reguläre Armee mit Enfield-, Snider- und Martini-Henry-Gewehren bewaffnet, während nach Dr. Böck die fast ebenso starke, aus kriegerischen Ghorkas bestehende irreguläre noch ihre alten primitiven Waffen führt.

Auffallend ist die Zahl der malerischen Tempelruinen. Viele derselben sind infolge eines in Nepal verbreiteten Aberglaubens überhaupt nie vollendet worden. Aber auch die Zahl der baulich noch gut erhaltenen Tempel ist groß, größer als in irgend einer Stadt Indiens, und dieselben bieten einen schönen, wenn auch recht eigenartigen Anblick, mit ihren vergoldeten, weit vorspringenden Terrassendächern, an deren Rändern und geschnitzten Ecken Glöckchen hängen und bunte Fahnen flattern, den reich geschnitzten Dachbalken, Simsen, Türen und Fenstern aus dem kostbaren Holze der Deodarzeder, dem das Alter eine schwärzlichbraune Färbung verliehen hat, die von dem satten Rotgelb der Backsteine, wo solche verwendet sind, und dem hellen Mörtel sehr wirkungsvoll sich abhebt. Freilich zimperlich darf man nicht sein, ja das einfachste Anstandsgefühl muß man oft zu Hause lassen, wenn man an den Fronten eines solchen Tempels entlang geht. Was da,

notabene nicht innen, sondern an den Außenwänden, oft in wirklich kunstvoller Holzschnitzerei, für Szenen oder vielmehr Obszönitäten dargestellt sind, das spottet jeder Beschreibung und erregt auch bei denen verwundertes Kopfschütteln, die völlig frei sind von der falschen Prüderie unserer modernen deutschen Bilderstürmer, die sich über jede nackte, wenn auch noch so ideale und künstlerisch schöne und einwandfreie Denkmalfigur aufregen. Die Herrn Newaris und die Söhne des Mars, die Gorkhas, finden ebensowenig etwas darin als die andere bunt zusammengewürfelte Menge, die an den Tempeln vorüberflutet oder sich auf den hohen Steinstufen desselben dem far niente hingibt. Indien ist eben in vielen Hinsichten ein eigenartiges Land, und Nepāl grenzt direkt an Indien, seine Bevölkerung ist nicht nur mongolischen, sondern auch hinduischen Ursprungs, nur daß der Hindu hier im Gebirge ein viel strammerer Kerl geworden ist als der verweichlichte und energielose Hindu der indischen Tiefebene, auf den er ebenso mitleidig herabsieht, wie die stolzen „Erdengötter" des eigentlichen Indien auf ihre doch ebenfalls „zweigeborenen" und aus Brahmas Haupt entsprungenen Kollegen in den Bergen von Nepāl, die es nicht so genau nehmen und in manchem Punkte der löblichen Reinigung fünf gerade sein lassen.



Vornehme Nepālesin.

Unter den Tempeln in Kathmandu und Patan gibt es auch solche, die aus Stein und im Hindupagodenstil erbaut sind. In ersterer Stadt hält Dr. Böck den Tallijutempel für den schönsten und best erhaltenen Hindutempel und den Bodhmandal- und

Kathisambutempel für die beiden „eindrucksvollsten" Buddhisten-tempel.

Eine Einzelbeschreibung der Tempel und Paläste würde zu viel Raum einnehmen und mehr ermüden als interessieren. Nur zweier Tempel in der Umgebung der Stadt soll später im besonderen gedacht werden.

Die an den Hindustil erinnernden Tempel, wie z. B. der schöne brahminische Dschaintempel in Patan, ruhen gewöhnlich auf einer hohen Stufenterrasse, darauf erhebt sich zunächst das von schönen luftigen Säulenhallen umgebene Unterstock, aus dessen Mittelpunkt der mächtige spitzkegelige Pagodenturm sich schlank emporreckt, an seinem unteren Teile von zierlichen, luftigen Säulenpavillons umgeben, die sich in zwei bis drei und mehr nach innen zurücktretenden Stockwerken über-einander auftürmen.

Auch die Türen und Fenster, Säulen und Tragbalken und vor-springenden Dachecken der nur in ihrem unteren Stockwerk massiven Wohnhäuser zeichnen sich durch eine geradezu verschwenderische Fülle schöner Holzschnitzereien aus; man staunt oft über die prachtvoll ge-schnitzten Elefanten, Pferde und Kampfszenen an den Wänden, die prächtigen durchbrochenen Fensterrosetten, die eine Unzahl verschiedener, höchst geschmackvoller Muster aufweisen. Vor den Tempeln aber sieht man sie aufgestellt, die ebenso kolossalen als wunderlich häßlichen Stein-bilder, phantastische Ungetüme, wie sie noch in keiner Naturgeschichte abgebildet worden sind, Drachen, Rhinozerosse, Löwen mit häßlichen Krötenköpfen und rotbemalte Götzenbilder. So gibt es überall etwas zu sehen, Schönes und Unschönes, aber jedenfalls Originelles, für Nepāl Charakteristisches, und der düstere Eindruck, den manche eng-gebaute Stadtteile mit ihren schattenwerfenden Breitdächern und dem vom Alter geschwärzten Holzwerk machen, wird in der reizendsten Weise gemildert durch das frische Grün der zahllosen schönen Gärten mit ihren Orangen-, Pflaumen- und Kirschbäumen, mögen dieselben nun im leuchtenden Blütenschmuck stehen oder sich unter der Last der buntschimmernden Früchte beugen.

Besonders interessant ist der nicht sehr große, aber sehr belebte Markt-platz mit den großen, achtstöckigen Tempeln, welche sich an zwei Seiten desselben erheben und auf deren goldschimmernden Stockwerksbe-dachungen sich große Scharen von lärmenden Sperlingen und Mainas tummeln, während aus dem Innern der Gebäude nicht minder lauter Lärm hervordringt, ein Zeichen, daß hinduisches Blut in den Adern der Besucher rollt, denn ohne Lärm geht es bei den Hindus nicht ab,

wenn sie beisammen sind, auch in den Tempeln nicht. Hohe Freitreppen, zu deren Seiten scheußliche Tierkolosse Wache halten, führen zu den Heiligtümern empor, deren Außenfronten mit zahlreichen Bildern von Affen, Pferden und Rhinozerossen geschmückt (?) sind. Diese alten Tempel und die eigentümliche Art ihres Schmuckes und das fremdartige Aussehen der anderen düsteren Gebäude, welche den Markt umgeben, machen einen so eigenartig altertümlichen Eindruck, daß man sich in eine ganz andere Welt und eine Jahrtausende weit zurückliegende Zeit versetzt fühlt, hier im Mittelpunkte dieses für die Einflüsse der Außenwelt von jeher so unzugänglichen Landes, das auch von dem blutigen, die Völker mit dem Schwerte „bekehrenden" Fanatismus der Moslim, als diese in Indien eindrangen, verschont geblieben ist und sich darum seinen alten buddhistischen und hinduischen Glauben bewahrt hat, die sich hier so völlig eifersuchtslos miteinander vertragen, daß es Tempel gibt, wie die großartigen Tempelanlagen auf dem Gipfel des Swajambunāth, in denen beide Kulte friedlich nebeneinander bestehen.



Nepālesische Mutter mit Kindern.

Sehr groß ist in Nepāl und besonders in der Gegend von Kathmandu mit ihren zahlreichen, zum Teil großartigen und weit berühmten Heiligtümern die Zahl der Fakire und sonstigen religiösen Bettler, so groß, daß Dr. Böck in seiner köstlichen Beschreibung von Nepāl ihnen volle sechs Seiten des Kapitels über den Tempel von Paschpattināth widmet. Nicht weniger als 2733 Wallfahrtsorte werden in Nepāl gezählt,

und es gibt keine Gegend Indiens, aus der nicht Scharen von Pilgern alljährlich zu diesen heiligen Stätten wallfahrteten; ja auch von jenseits der Grenzen Indiens, aus Innerasien kommen sie herzu, so daß die ins Land führenden Pässe immer bevölkert sind mit einer Menge, von der man sagen kann: „Wer kennt die Völker, zählt die Namen?!“ So sieht man sie auch überall auf Straßen und Märkten und in den Tempelgeländen würdevoll durch die bunte Menge schreiten oder mit kläglichem Getue und widerlichen Selbstpeinigungen Almosen fordern oder ihre inbrünstige Sehnsucht nach dem Nirwana bekunden. Wie überall in Indien werden sie auch hier reichlich gefüttert, vorausgesetzt, daß sie nicht gelobt haben, sich als Hungerkünstler den Himmel zu verdienen.

Wie schon erwähnt, ist die Bevölkerung von Nepāl keine einheitliche, sondern eine recht bunt zusammengesetzte. Die alte Bevölkerung des eigentlichen Nepāl bilden die Newari (Newara), die sehr zahlreiche Tempel haben — einer liegt dicht neben dem Palaste des Mahārādscha Dhirādsch in Kathmandu — und trotz der oft recht empfindlich kühlen Temperatur, die bis zum Nullpunkt herabsinkt, lediglich ein weites Baumwollentuch als Kleidung tragen. Auf Photographien aus Nepāl kann man sie sofort von den Ghorkas unterscheiden, die einen großen Teil der nepālesischen Armee bilden und auch in der englischen Armee mit Vorliebe angeworben werden; denn diese tragen Hose und Jacke und überdies Schuhe. Den fremdartigsten Eindruck, der noch dadurch einen besonderen Beigeschmack bekommt, daß Männer und Frauen die gleiche Tracht haben, machen die Bhutas, Leute von vollständig mongolischem Typus, die in plumpen Zeugstiefeln, groben Filzröcken und mit dicken Haarzöpfen einhergehen.

Die englische Residenz in Kathmandu ist so recht ein Zeugnis eingeborner Niederträchtigkeit, wo es gilt, einer aufgezwungenen Verpflichtung nachzukommen, und englischer Noblesse und Tatkraft, wo es gilt zu profitieren oder, wie hier, zu imponieren und zu repräsentieren. Wie mag der Mahārādscha von 1816 mit seinen Räten im Darbar sich ins Fäustchen gelacht haben, als man den drängenden Engländern als Platz zur Errichtung einer Residenz den eine Viertelstunde vor der Stadt gelegenen sumpfigen und unheimlichen Kavillereiplatz, den Tummelplatz aller möglichen und unmöglichen Gespenster, überwiesen hatte! Und was für Augen mögen sie gemacht haben, als sie nach wenigen Jahren sahen, was englische Energie — und englisches Geld aus diesem Platze, der heute zu den schönsten Punkten in Kathmandus Umgebung gehört, gemacht hatte! Wie prächtig heben sich die hohen, dunklen



Blick auf den nepälesischen Himälaia bei Abendbeleuchtung.

Fichten des den niedrigen Hügel bedeckenden weiten Parks von den schimmernden Alpenketten im Hintergrunde ab, und wie malerisch und vornehm zugleich wirkt der Gegensatz zwischen diesen dunklen Fichtengruppen und den weißen gotischen Gebäuden der Residenz, welche aus den dunkelgrünen Parkbäumen hervorschimmern!

Leider ist es im Rahmen dieser Schilderung Indiens ganz und gar unmöglich, auf weitere Einzelheiten von Interesse in Prithai Bir Bikrám Schamschers Residenz einzugehen, geschweige denn eine Beschreibung der anderen größeren Städte im Tale von Kathmandu zu geben, die eine ungeheure Fülle von hochinteressanten Sehenswürdigkeiten bieten und auch nicht schöner und anschaulicher beschrieben werden können, als Dr. Böck dies in seiner köstlichen Schilderung von Nepāl getan hat. Ließe sich doch über die Tempelanlage von Paschpattināth und die Tempel auf dem Swajambunāthberge allein ein umfangreiches Buch schreiben, und niemand, der nicht ein Buch wie das oben erwähnte gelesen hat, kann auch nur eine entfernte Ahnung davon haben, was für Wunder sich dort oben hinter den Bergwällen des Tschandragiri und seiner Nachbarn bergen.

Patan liegt nur eine halbe Wegstunde südöstlich von Kathmandu und hat ungefähr dieselbe Einwohnerzahl wie die Hauptstadt. Aber die Stadt, welche noch heute die Spuren der blutigen Kämpfe zeigt, unter denen sie einst zu leiden hatte und die den völligen Untergang der in imposanter Felsenhöhe zu ihren Häupten thronenden festen Stadt Kirtipur zur Folge hatten, ist viel zu groß für die 50 000—60 000, die sie heute bewohnen. Und welch ein Unterschied zwischen beiden Städten, dem belebten Kathmandu und dem viel toteren Patan, der jetzt leidlich sauberen Hauptstadt und der stellenweise fast im Schmutz erstickenden Schwesterstadt! Und doch ist Patan noch viel malerischer und interessanter als jene, wie jeder zugibt, der nur einmal durch ihre Hauptstraße gewandert ist. So hat auch die Stadt Bhatgaon ihre zum Teil hoch merkwürdigen und wirklich großartigen Sehenswürdigkeiten, und wenn es nur der Platz wäre, auf dem der ungeheuer weitläufige, mit herrlichen Schnitzereien gezierte Darbarpalast mit seinen 99 (!) Höfen steht und den Dr. Böck als den eigenartigsten von ganz Asien bezeichnet.

Nur zweier Tempel soll, wie vorher angedeutet, noch kurz gedacht werden, der Tempel von Sambernath und von Paschpattinath in der Nähe von Kathmandu. Beide sind brahmanischen Ursprungs.

Sambernath ist ein uralter, noch heute von vielen Pilgern und Fakiren besuchter Wallfahrtsort auf einem isolierten, frei aus der Ebene

aufsteigenden Sandsteinhügel nahe bei Kathmandu. Dreihundert Stufen etwa führen empor zum Gipfel, auf dessen Plan sich das alte, weit ins Land hinaus schimmernde Tempelgebäude inmitten uralter Bäume erhebt. Nicht weniger als zwölf vergoldete Tempelstockwerke trägt der 20 m hohe glockenförmige Unterbau. Eine besondere Merkwürdigkeit von Sambernath ist „Indras Donnerkeil", ein auf steinernem Postamente gleich am oberen Ende der Treppe ruhender dick vergoldeter Stab von $2^1/_2$ m Länge, der an beiden Enden in eine Art Zepterkrone, sehr der bourbonischen Lilie ähnelnd, ausläuft, eine Schmuckform, die man auch sonst in der nordindischen Kunst vielfach antrifft. Der Tempel ist von anderen kleineren Tempeln und zahlreichen Buddhabildern umgeben, wieder ein Beweis für das friedliche Nebeneinanderbestehen der beiden Religionsbekenntnisse in Nepāl.

Der in seiner gewaltigen Ausdehnung wirklich großartige Tempel des fünfköpfigen Lingam zu Paschpattinath, einer der allerberühmtesten in Indien und entschieden der am reichsten bewallfahrtete Tempel von ganz Asien, die Krone unter den Tausenden von Heiligtümern in Nepāl, liegt nordöstlich von Kathmandu an einem ähnlichen, aber nicht völlig isolierten Hügel, wie Sambernāth, dicht am Ufer des Bhagmati, zu dem lang gedehnte Treppenfluchten hinabführen. Den vollkommensten Überblick über das Gewirr von Säulenhallen, Türmen, Kapellen und anderweiten Tempelgebäuden, von denen viele auffallend einem einfachen europäischen Wohnhause ohne jeden Schmuck gleichen, hat man von einem nahe gegenüber gelegenen waldigen Hügel, von dem aus auch Dr. Böck eine wohlgelungene Panoramaaufnahme gemacht hat, die ein klares Bild von der ganzen, ohne hervorragende architektonische Schönheiten, aber teilweise mit einer wahren Verschwendung von Gold hergestellten Anlage gibt. Am oberen Ende der zum Flusse führenden Treppenflucht zieht sich längs des Ufers und zu Füßen der ganzen Tempelanlage eine mit großen Steinplatten belegte Terrasse hin, von der zwischen Gebäuden eine etwa 30 Stufen zählende Steintreppe zum schlichten Außentore des Tempels emporführt. Das eigentliche, in ganz Indien hochberühmte, in getriebenem Silber gearbeitete Haupttor, welches zu dem im Allerheiligsten stehenden geheimnisvollen, noch nie vom Auge eines Europäers erblickten, angeblich fünfköpfigen Lingamidol des Mahadeo hineinführt, hat außer dem jeweiligen Radscha Guru, dem Haupte der Brahminen, welcher bei besonders festlicher Gelegenheit das feierliche Begießungsopfer zu verrichten hat, noch keines Sterblichen Fuß überschritten, seit der Tempel

seine Weihe erhalten hat, und es wird wohl auch noch gute Weile haben, bis einmal das Geheimnis dieses Raumes vor ungeweihten Blicken enthüllt wird.

Man kann hier die unglaublichsten und ungeheuerlichsten Gestalten von Büßern aus allen Teilen Indiens massenweise sehen, in einer Verfassung, in der sie im britischen Indien sich nicht mehr sehen zu lassen wagen, und ihre Kasteiungen und Selbstpeinigungen überschreiten alles Maß und Ziel. Und was besonders merkwürdig und wohl in der Weise, wie man es hier beobachtet, einzig in seiner Art ist — man trifft auch zahlreiche weibliche Asketen, die Bairaginis, die, mitunter völlig nackt am Boden hockend, ihre Blöße nur unter der dicken Schicht von heiliger Asche verbergen, mit der sie den ganzen Körper beschmieren, alles zu Ehren der frommen Tochter Asokas, der Charumatti.

Der Versuch, die einzelnen Teile des ja auch von Europäern nur selten und flüchtig in Augenschein genommenen Tempels zu beschreiben, würde uns, ganz abgesehen von der Unmöglichkeit, in ein Labyrinth führen, aus dem wir schließlich kaum den Ausgang wiederfänden. Die Haine, welche den Tempel umgeben, sind voll von heiligen Kühen und ebenso heiligen und noch dreisteren Affen, wie sie Dr. Böck bei seinem Besuche der Swajambunāthtempel das Leben so sauer machten, daß er kaum unter Anwendung von List zum Photographieren kam.

Noch einmal wollen wir einen Abschiedsblick auf die Bergriesen im Nordwesten werfen, ehe wir die schöne Ebene von Kathmandu und das herrliche Gebirgsland Nepāl überhaupt verlassen, und zwar von der Höhe des Khauliapasses im Nordwesten der Ebene. Es ist am frühen Morgen; eben schirrt Surien seine feurigen Rosse und der ganze Osten glüht. Drüben im Nordwesten türmen sich in langgezogenen Reihen die mächtigen Schneeberge auf, vier gewaltige Reihen von schnee- und eisbedeckten Piks. Da wenden wir uns etwas weiter nach Westen, wo ein riesenhafter, kühn himmelaufstrebender Bergtitane, die Verwirklichung der senkrechten Höhe von mehr als einer deutschen Meile, in drei wilden, gigantischen Zacken in den blauen Himmel ragt. Leise beginnt er zu schimmern in zartem, rosigem Gold, immer heller, immer strahlender — endlich brennt der ganze Berg in rosig goldener Glut. Überwältigend ist der Anblick. Kaum wagen wir zu atmen. Wie ein feuriges Riesengespenst steht er da, bis die Sonne hochkommt und die rosige Glut sich in strahlend weißen Silberglanz wandelt. Nur ein Wort kommt leise über unsere Lippen, nur ein gewaltiger Name: „der Dhawalagiri!"

Sechstes Kapitel.

Wo der Ganga heilige Wellen rauschen.

Aus der reinen, frischen Luft der Berge steigen wir hinab in die glühenden, dunstigen Ebenen, von der Wiege der Ströme hinunter zu den Stätten, an denen vorüber sie in weitem, tiefem Bette majestätisch dem Meere zurauschen. Welch ein gewaltiger Kontrast!

Das ganze Ober- und Unterbengalen müssen wir durchqueren von den Grenzen des Pandschāb bis zur Gogramündung, von Háridwar bis Kalkutta, von Dardschiling bis Bandelkhand, das reiche Duāb und die nicht minder reichen Ebenen von Audh, das heiße Bengalen bis hinab zu den Sundarban. Selbstredend können und werden wir nur an den bedeutenderen Orten rasten, die wegen der sich an sie knüpfenden geschichtlichen Erinnerungen oder wegen besonders hervorragender baulicher und anderer Sehenswürdigkeiten sowie wegen ihrer religiösen oder wirtschaftlichen Bedeutung unser besonderes Interesse in Anspruch nehmen.

Wir beginnen unsere Wanderung, auf der wir hauptsächlich dem Laufe des Ganges folgen und nur gelegentlich abschweifen, in Háridwar, der Tempelstadt, im nordwestlichsten Winkel von Oberbengalen — denn das ist ihr richtiger Name, wie er auch in Gunderts Missionsatlas steht; „Hardwar" ist nur eine Abschleifung und „Hurdwar" die englische Schreibweise derselben. Der Name bedeutet „Tor des Wischnu" (Hari dwara), nicht „Tor des Siva" (Hara dwara) wie George Smith freigibt, offenbar weil der Ganges, dem die Stadt Ursprung und Bedeutung verdankt, ein dem Siva heiliger Strom ist. Das kann man schon äußerlich an vielen Sivabildern erkennen, denn der aus seinem Haupte entspringende und durch sein lockiges Haupt- und Barthaar sich schlängelnde Strom ist der Ganges, und auch die übrigen Attribute, mit denen seine Bilder ausgestattet sind, der Tiger, die Elefantenhaut um seinen Unterkörper und die ihn umgebenden Schlangen deuten auf den Ganges und seine Ufergelände hin.

Bei einer Schilderung Indiens darf diese alte Tempelstadt, die leider wiederholt der Ausgangspunkt großer, ganz Indien verheerender Choleraepidemien geworden ist, nicht vergessen werden; ist sie doch einer der besuchtesten, im Geruche ganz besonderer Heiligkeit stehenden Wallfahrtsorte Indiens, der noch heute, wo die alte religiöse Begeisterung der Hindus doch schon einen bedeutenden Stoß erhalten hat, alljährlich, besonders aber in den Jahren, wo die große Kambh-Mela abgehalten wird, Hunderttausende, wo nicht Millionen anzieht, die aus allen Teilen Indiens bis hinab zum fernen Tamillande, dahin wallfahrten, um ihre Seele in der klaren, hier noch durch nichts verunreinigten Gangaflut von aller sündlichen Befleckung reinzubaden, etwas zu sehen und — Geschäfte zu machen. Die genannte große Messe, zu der früher an die drei Millionen Menschen aus Süd, Ost und West zugewandert sein sollen, findet nur alle zwölf Jahre statt, und zwar in der Zeit, wo der Planet Jupiter im Zeichen des Wassermanns oder, wie die Hinduastronomen sagen, des Dalv (des Scheffels oder der Urne) steht, also von Mitte März bis Mitte April, wo die Sonne schon glühende Pfeile vom Himmel sendet. Noch jetzt, wo die Zahl der Besucher nicht mehr so bedeutend ist wie früher, findet ein lebhafter Handelsverkehr statt, bei dem Juwelen, Perlen und Edelsteine, Schals aus Kaschmir und Delhi u. dgl. mehr die Hauptartikel bilden. Zur Zeit dieser großartigen Messe ist nicht nur die ganze Insel, welche der oberhalb Háridwar sich teilende und eine Stunde unterhalb bei der schönen Stadt Kankhal sich wieder vereinigende Strom bildet, sondern auch das ganze Stromufer bis hinab nach Kankhal dicht mit Zelten, Menschen, Elefanten, Kamelen und Pferden bedeckt, und der Lärm ist unbeschreiblich. Es werden da ganz respektable Werte umgesetzt. Neben dem größten Prunk und Glanz erblickt man da die allerarmseligsten Gestalten, die so gut wie nichts auf dem Leibe tragen — nirgends in der Welt wohnt ja der stolzeste Reichtum und die bitterste Armut, der höchste Glanz und das tiefste Elend so dicht beieinander wie in Indien, nirgends tritt der Kontrast zwischen den Bevorzugten und den Stiefkindern des Schicksals so grell hervor wie hier.

Indische Götzenfeste sind in der Regel mit solch einer Mela verbunden, und die Götter der Hindus nehmen diese Profanierung ihrer heiligsten Tage und Stätten, offenbar im Interesse ihrer brahmanischen Priester, nicht übel. Bei der so reich besuchten Háridwar-Mela flutet in der Regel ein Teil der Jahrmarktsbesucher, 40—50 000, in die benachbarten heiligen Orte von Garhwāl ab, besonders nach den be-

rühmten Tempelorten Kedarnāth und Badrināth im Nordosten dieser Landschaft, von denen der letztere durch seine heißen Quellen berühmt ist, und die beide wegen der gewaltigen Schneemassen — bei noch nicht ganz 4000 m Höhe — im Winter unbewohnt sind, während man im Ost-Himālaia noch bei 5000 m Höhe Dörfer findet, welche das ganze Jahr hindurch bewohnt werden. Besonders der nahe der Quelle am Mandagri gegenüber dem 6963 m hohen Kedarnāth-Pik gelegène Tempel von Kedarnāth, wo der Leib des von den fünf Pardiks in der Gestalt eines Stieres angegriffenen und getöteten Wischnu liegen soll, erfreute sich von alters her großer Berühmtheit und großen Zulaufs. Derselbe ist ringsum, außer nach dem Tale zu, von hohen Felswänden eingeschlossen. Drüben am Kedarnāth-Pik aber, der gleich dem Badrināth im Osten sich wie ein schimmernder Eispalast zum hellblauen Himmel erhebt, ragt oberhalb dreier gewaltiger Schneefelder ein senkrechter, 200 m hoher Fels, von dem der Fluß in prächtigem Falle abstürzt, unter dem Schneefelde verschwindend und weit unten wieder herauskommend. Von diesem Felsen — ob es nur die fanatische religiöse Begeisterung war, die sie dem Gotte ihr Leben opfern hieß? oder ob das Beispiel des hinabstürzenden Flusses sie mit fortriß? oder ob die schwindelerregende dünne Luft ihnen die Sinne benahm" — haben sich schon viele Tausende von Pilgern hinabgestürzt, die nun wohl längst in Kailāsam eingezogen sind, wenn ihr Glaube sie nicht betrogen hat.

Doch zurück nach Háridwar, der altehrwürdigen Wohnstätte des weisen Kapila! Den Bergen haben wir ja schon Ade gesagt!

Die Lage der Stadt, welche die Kopfstation des großen Gangeskanals bildet, in dem Engpasse, durch welchen der Ganges in die Ebene heraustritt, ist äußerst romantisch. Zwar sind die zunächstliegenden Schutthügel, zu deren Füßen im aufgeschütteten Geröllboden nur Gesträuch und verkrüppelte Bäume wachsen, unbedeutend; aber schon die dahinter 400 m hoch über die Talsohle aufsteigenden kahlen und steilen, zerklüfteten und wild durcheinandergeworfenen Felsenberge machen einen ganz imposanten und dabei malerischen Eindruck, der noch erhöht wird, wenn man ein Stück in die Höhe steigt und im Hintergrunde die Schneehäupter der Berge von Garhwāl erblickt.

Unten am Strome aber liegt die altheilige Wischnustadt, eine ganze Stadt von Tempeln. Am hervorragendsten ist der Große Tempel, dessen Gebäude einen vielen Tausenden von Menschen Raum gewährenden Tempelplatz einschließen und teilweise ausfüllen. Besonders

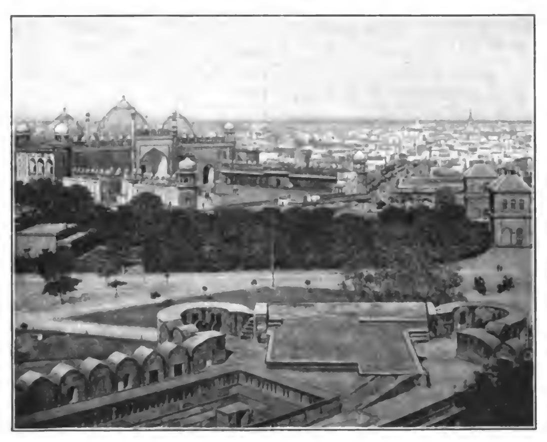
auffallend ist unter ihnen der hohe, spitzkegelige Gopuramturm, der den Eindruck eines riesigen Zuckerhutes machen würde, wenn die Verjüngung nach oben nicht eine zu gleichmäßige wäre und die den ganzen Turm fast bis zur Spitze in spiraliger Anordnung, beinahe könnte man sagen schuppenartig, umgebenden, aus dem Massiv des gewaltigen Turmkegels herauswachsenden Schmucktürmchen nicht die Illusion zerstörten. Den Abschluß des Turmes bildet eine große, einem umgestülpten Nelkenkelche ähnelnde Kappe, auf dieser eine Kugel und endlich die hohe, in der Form einer Flamme gleichende Spitze. Zahlreiche große und kleine Kuppeln krönen die Gebäude der tempelreichen Stadt, die Ringmauern und turmartigen Strebepfeiler.

Auf dem Rücken der nächsten zum Siwalik gehörigen Felsenberge hat man zahlreiche interessante paläozoologische und paläophytologische Funde gemacht, welche der Tertiärzeit angehören und über die Smiths „Manual of the Geogr. of Br. India“, p. 479 f., ebenso erschöpfende als interessante Auskunft gibt, und in dem fast senkrechten Felsen im Westen der Stadt, von dem man ebenso wie von dem im Osten gelegenen Hügel einen entzückenden Ausblick in die indische Ebene genießt, befinden sich zahlreiche von Bettelmönchen bewohnte Höhlen. Den letzteren Hügel krönt ein kleiner Tempel, den viele Pilger besuchen.

An dem Tage, an dem nach den astronomischen Berechnungen der Brahminen das Wasser die größte Heiligungskraft besitzt, und schon an den vorhergehenden Tagen, ist die zum Strome hinabführende Haupttreppe dicht von Menschen besetzt, von denen jeder zuerst in das Wasser hineinsteigen will, da hieran sich eine ähnliche Legende knüpft, wie das, was uns vom Wasser des Teiches Bethesda erzählt wird. Früher, als nur ein schmaler Zugang zum Wasser führte, wurden viele Menschen bei dieser Gelegenheit zertreten und erdrückt, ähnlich wie bei dem großen Mahmangakulam in Kumbakonam (Tamilland), wo früher Hunderte von Badenden ertranken, bis die britische Regierung Abhilfe schaffte. Man sieht, auf wie viele Einzelheiten dieselbe ein aufmerksames Auge richten mußte und noch heute muß, um althergebrachten Übelständen und Mißbräuchen im Interesse des Volkswohles zu steuern.

Die anderen im äußersten Westen von Oberbengalen gelegenen Städte Sahāranpur, das insofern bekannter geworden ist, weil in dem dortigen botanischen Garten frühzeitig Versuche mit der Kultur des Teestrauchs und des Chinarindenbaumes gemacht wurden, und Mīrat (Meerut), die berüchtigte Sipoi-Garnison, in der 1857 die große Rebellion zuerst ausbrach, enthalten nichts besonders Interessantes;

auch das alte, mit seinen Heiligtümern einen großen Flächenraum einnehmende Máthura, gewöhnlich kurzweg Mattra (Muttra) genannt, der angebliche Geburtsort Krischnas und darum ein Hauptsitz des Wischnukultes, zu dem zahllose Scharen von wischnuitischen Hindus pilgern, um dort gewisse feierliche Zeremonien, z. B. das Pari krama, zu verrichten und die dem Krischna geheiligten 12 Wälder (bans) und 24 Haine (upabans) und die zahlreichen dem Gotte heiligen Teiche, Brunnen, Hügel und Tempel zu besuchen — ein indisches Bethlehem —



Blick auf Agra vom Fort.

ist trotz ihrer nicht unbedeutenden Einwohnerzahl kein irgendwie bedeutender Ort. Máthura ist trotz seines Schmutzes, seiner engen, verbauten Gassen und gänzlich verfallenen Mauern noch die interessanteste von ihnen; wenigstens gewährt die Stadt ebenso wie das ganz in Ruinen liegende Hügelfort einen malerischen Anblick, besonders vom Flusse aus, der hier einen Bogen macht und von dessen hohen Ufern Ghāts, die stets von zahlreichen Pilgern besetzt sind, zum Wasser hinabführen. Die sogenannten Pakkahäuser, aus Ziegelsteinen erbaut und mit flachen Dächern, mögen angehen, aber die fast die Hälfte bildenden Katschahäuser sind elende niedrige, mit Schilf oder Gras bedeckte Hütten.

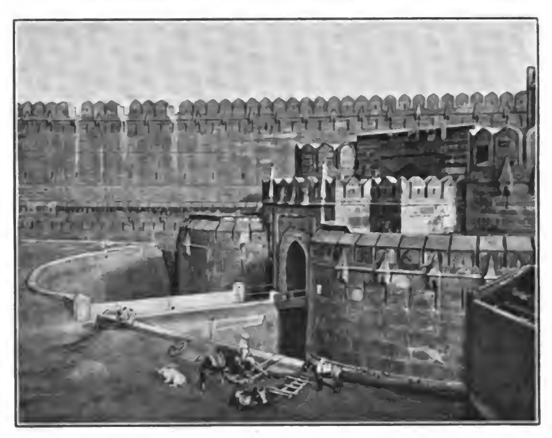
Auch die Tempelgebäude, an die 200 hinduische und gegen 20 Moscheen, unter denen sich eine von Aurengzib aus dem Material eines von ihm niedergerissenen Hindutempels und auf dessen früherem Standort erbaute befindet, sind durchweg von untergeordneter Bedeutung. Darum auf nach Agra, „der Märchenhaften!"

Ja, diesen Namen verdient sie vor allen Städten Indiens, auch vor Dschaipur, Srirangam und Mádura, die Stadt, in der Asuf Khans sanfte Tochter, Schah Dschehāns liebreizende, leidenschaftlich geliebte Gemahlin, mitten im paradiesischen Garten, in ihrem wunderbaren Grabpalaste aus Marmor und Edelsteinen ruht, dessen Anblick bis jetzt jeden überwältigt hat, der ihn schauen durfte. Es gibt unter den zahllosen Prachtbauten Indiens kein Bauwerk, das auch nur annähernd in dem Maße das Auge entzückt und das Gemüt machtvoll ergreift, wie die Tādsch Mahal, diese wunderbare „versteinerte Elegie", die unter den Bauwerken und Kunstwerken der Erde an Schönheit den ersten Platz unbestritten einnimmt. Kann man die vornehme englische Dame schelten, die beim Anblick dieses unvergleichlichen Wunderbaues ausrief: „Was ich denke, kann ich nicht sagen, aber ich fühle, daß ich morgen sterben möchte, wenn ein solches Denkmal mein Gebein bedeckte!"?

Der Kaiser Baber, der 1556 starb, residierte in Lodi jenseits Agra am rechten Dschamnaufer; sein Enkel Akbār verlegte die Residenz von Delhi nach Agra, während Dschehāngirs genialer, kunstsinniger Sohn sie wieder nach Delhi zurückverlegte. Weite Ruinenfelder umgeben, an Delhi und Lahōr erinnernd, auch Agras Mauern.

In der heißen Zeit entbehrt die Umgebung jedes landschaftlichen Reizes und macht den Eindruck einer braunen, sonnverbrannten Wüste. Dann welken und verdorren auch die schönen Blumen in den reizenden Gärten des Kantonnements und der Zivilstation vor der Stadt, falls sie nicht durch künstliche Bewässerung erhalten werden. In dieser Zeit rate ich niemandem, Agra zu besuchen, obwohl das Kleinod der Tādsch, welches ja den Hauptanziehungspunkt bildet, auch dann noch unvergleichlich schön sein würde, wenn es inmitten einer wirklichen Wüste frei dastünde. In der kühlen Jahreszeit dagegen ist die Gegend schön; die Vegetation prangt in voller Üppigkeit und Frische, allenthalben duftet und blüht es von Rosen, Myrten und Veilchen. Die Felder prangen in leuchtendem Grün und die mitten im Grünen liegende Stadt mit ihren zahlreichen Kuppeln und Minarets gewährt einen doppelt schönen Anblick, der besonders von der Flußseite aus ein groß-

artiger zu nennen ist. Wie vorsichtig man bei der Aufnahme von Berichten über Indien sein muß, geht unter anderem daraus hervor, daß der ärztliche Begleiter des Prinzen Waldemar von Preußen und Werner der Umgegend von Agra fast jede Spur von Pflanzenwuchs absprechen, während v. Orlich schreibt: „Die vielen Gärten, in denen Bananen, Pipala, Babul und Akazien ihre mannigfaltigen Laubdächer ausbreiten, sowie die mit Bäumen bepflanzten Kunststraßen — — — geben der Gegend das Aussehen eines von kleinen Wäldchen bedeckten Landstrichs".



Fort von Agra.

Letzterer gibt die Einwohnerzahl von 1845 mit 62 250 Seelen an, während Duncan in seiner Geographie of India 1865 volle 800 000 angibt. Gegenwärtig hat Agra etwas über 188 000 Einwohner. Duncan hatte offenbar den ganzen Distrikt im Sinne.

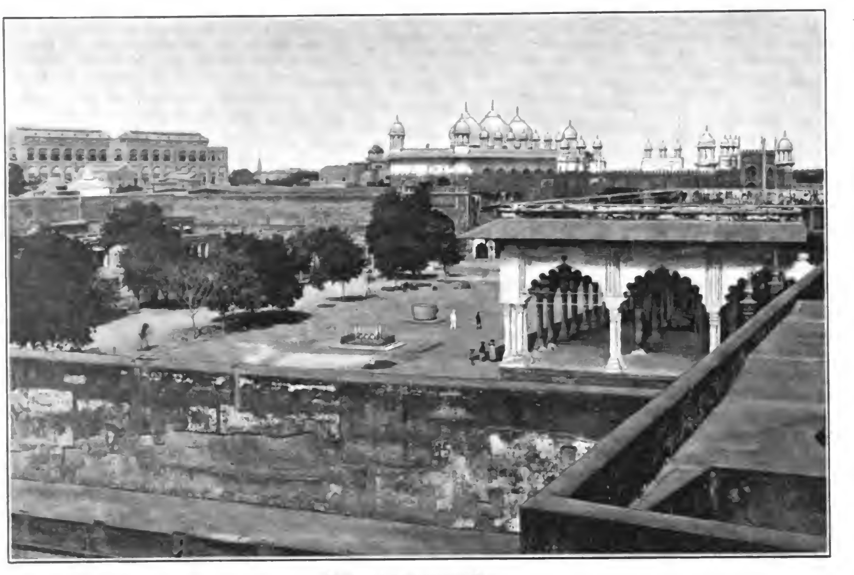
Infolge der günstigen Verkehrslage Agras und der vorzüglichen Eisenbahnverbindungen nach allen Richtungen ist der Verkehr in den Straßen der Stadt ein sehr lebhafter und der erste Eindruck, den man auf der Station beim Verlassen des Zuges empfängt, ist ein geradezu großartiger, verblüffender, so daß man unwillkürlich einen Augenblick wie festgebannt stehen bleibt, um das imponierende Bild

in sich aufzunehmen, das sich dem Auge zu beiden Seiten bietet jenseits der über den Perron flutenden hellgekleideten Menge; denn zur Rechten erhebt sich eine gewaltige Moschee, von Schah Dschehān zu Ehren seiner treuen Tochter Dschehānāra erbaut, mit ihren schlanken Minarets und malerischen Kuppeln, deren in den roten Sandstein eingelegte weißmarmorne Zickzackmuster einen fremdartig schönen Eindruck machen. Zur Linken aber türmen sich in finsterer Majestät die gewaltigen, fast 25 m hohen und etwas rückwärts geneigten Mauern des Fort, aus dem Felsengrunde wuchtig herauswachsend und mit Zinnen gekrönt — ein wahrhaft imponierender Anblick, noch gehoben durch den zu Füßen vorüberrauschenden, stolz zum Ganges hinabziehenden Strom, der in der Nähe der Stadt einen Bogen nach Osten macht.

Fünf Meilen von der Stadt entfernt, in Sikandra, steht Akbārs des Großen prächtiges Grabmal. Von ihm stammt das Fort mit seinen Palästen, von Schah Dschehān die Perlmoschee und die große Moschee und die Khas Mahal im Fort, vor allem aber die köstliche zarte „Elegie in Marmor", die Tādsch, das wunderbarste Grabmal, das je eine Kaiserin erhalten hat, in dem auch er, der Kaiser selbst, begraben liegt — gegen seinen ursprünglichen Willen, wie wir sehen werden.

Den delikatesten Genuß und ergreifendsten und bezauberndsten Anblick, welchen ganz Agra gewährt, versparen wir uns bis zuletzt; da werden wir hinauswandern zur Tādsch, dem durch das Zusammenwirken von zarter Liebe, unermeßlichem Reichtum und feinem Kunstsinn ins Dasein gerufenen Weltwunder, und hinüber nach Sikandra, wo die Gebeine des großen Akbār ruhen.

Wir wenden uns vom Bahnhofe aus zunächst den mächtigen braunroten Sandsteinwällen des Fort zu. Dasselbe bildet mit seinen drei Höfen, von denen der erste mit schönen, der zweite mit noch großartigeren Kolonnaden umgeben ist, einen mit der Geradseite sich an den Strom anschmiegenden Halbkreis von etwa $1^1/_2$ km Durchmesser. Das äußere Halbrund ist von einer in riesenhaften Größenverhältnissen angelegten und mit vorspringenden halbrunden Bastionen verstärkten doppelten Wallmauer umschlossen, zu deren hochragenden Zinnen und Brustwehren man nicht ohne Staunen und Bewunderung emporblicken kann. Nach dem Flusse zu ist diese Umwallung noch höher. Wie machtvoll stemmen sich diese zyklopischen Mauerwälle gegen den Felsengrund, wie herausfordernd blicken die trotzigen Bastionen des großen Delhitores hinüber nach den hier und da in der Umgebung der Stadt auftauchenden niedrigen Kalksteinfelsen! Freilich ein modernes



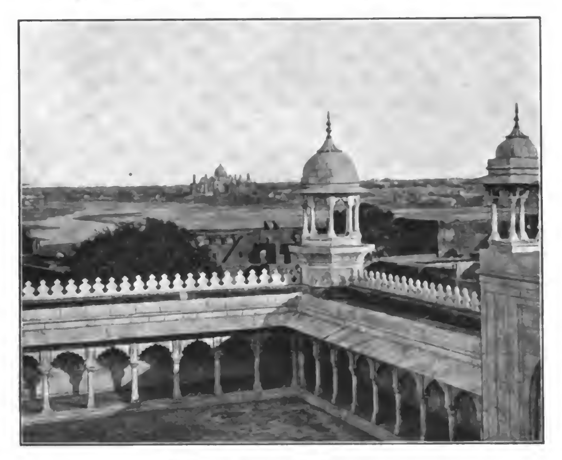
Blick auf die Perlmoschee, Agra.

Artilleriefeuer würde die Stolzen gar bald in Trümmer legen, aber zu den Zeiten ihrer Erbauung bildeten sie eine schier unüberwindliche Zwingburg, das Zweckmäßigste und Vollendetste, was die Befestigungstechnik jener Tage zu Werke bringen konnte.

Durch den mächtigen Vorbau und die finstere Wölbung des Tores treten wir hinein ins Innere und gelangen, alles andere übersehend, auf felsiger Fahrstraße hinauf zu der inmitten des Fort gelegenen Motti Muschid, der „Perlmoschee", die ihren Namen den zahlreichen kleinen Kuppeln verdankt, welche das in einfacher, feierlicher, wahrhaft edler Schönheit prangende Gebäude zieren, dem, trotz all ihrer gleichnamigen Geschwister und auch der großen Dschamma-Moschee in Delhi, wohl unbestreitbar unter allen islamitischen Kultstätten der Welt der Preis zukommt. Wie einfach ist die Anlage, ganz frei von äußerem Schmuckballast — nur Kuppel, Halbkreis und Gerade kommen zur Verwendung —, und doch wie groß und edel, gerade deswegen, der Eindruck, den der marmorschimmernde Bau auf den Beschauer macht, wenn das schwere Tor sich geräuschvoll aufgetan hat und den Weg durch die tiefe Wölbung des Toreingangs freigibt zum schönen marmorgeplatteten Vorhofe. Zur Rechten und Linken und im Rücken schöne marmorne Säulenhallen, in der Mitte des Hofes das leider leere, aber mit Wasserleitungsanlage versehene Marmorbassin, und gegenüber der blinkende, von drei großen Kuppeln und zahlreichen kleinen, kuppelbedachten Säulenpavillons gekrönte Marmorbau der Moschee, deren sieben prächtige, von starken Pfeilern getragene persische Bogen den Einblick ins Innere der säulenreichen Halle gestatten — alles schimmernd im Glanze des schönsten weißen Dschaipur-Marmors! Auch die Profile der hohen Hauptbogen sind nochmals mit kleinen Bogen auf die ansprechendste Weise ausgebogt, der mittelste Kleinbogen oben spitz auslaufend, nach der auch im Palaste von Delhi beliebten, äußerst dekorativ wirkenden Manier.

Das Innere der Halle wird durch Pfeilerreihen, die denen der Vorhalle entsprechen, in drei große Querschiffe geteilt, an deren Schmalseite sich hinter zierlich gearbeiteten Marmorfiligrangittern die Plätze der Frauen befinden. Auch überkreuz wird die Halle nochmals in drei Teile geschieden, von denen der von der Hauptkuppel überwölbte Mittelraum der größte ist. Hier befindet sich die Kanzel, zu der eine aus einem einzigen massiven Blocke gehauene Treppe emporführt. Zierliches Blumengerank, aus urnenartigen Gefäßen aufsteigend und aus der so wirkungsvollen und farbenfrischen Agramosaik hergestellt, zieht sich an den Bogenansätzen der inneren Kuppelwölbungen hin, und der

Boden der Halle gewährt einen ganz eigenartigen Anblick; auch er trägt Mosaikschmuck, und zwar in Gestalt von Hunderten in zierlicher Marmormosaik in den Boden eingelegter Gebetsteppiche. Die ganze Moschee ist noch tadellos erhalten, scheint aber als Kultusstätte auf die Bewohner Agras merkwürdigerweise keine Zugkraft mehr auszuüben. Nur morgens und abends sieht man einzelne Andächtige auf den Teppichen der Halle knien, das Antlitz dahin gewandt, wohin die Spitze des Kiblaornamentes weist — nach Mekka.



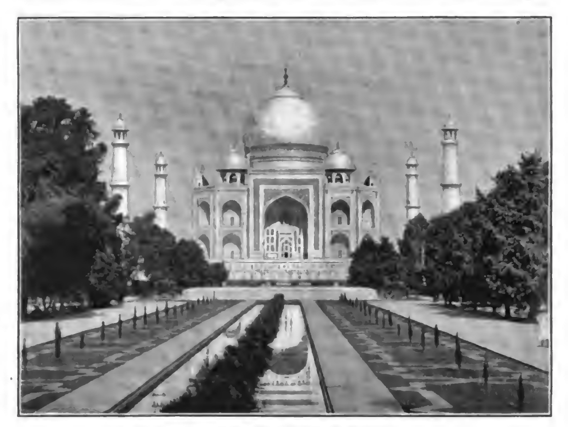
Blick auf die Tādsch von der Perlmoschee.

Kein Wunder, daß auch die Perlmoschee gleich der Tādsch ihre begeisterten Lobredner gefunden hat. So schreibt Arnold in seinem „India revisited“: „Ein schweres Tor in reicher Holzschnitzerei wird vom Khadim (Pförtner) aufgestoßen, und man steht in einem moslimischen Heiligtum, zu dessen bildlicher Darstellung der Künstler nur zwei Farben nötig hätte: das Blau des sich darüber spannenden Himmels und das silberige Weiß des ihn rings umgebenden Alabasters. Alles ist Saphir und Schnee — ein Heiligtum ohne irgendwelchen Schmuck außer seiner eigenen erhabenen und reinen Schönheit, usw.“

Von der Moschee gelangen wir in den von Aurengzib angelegten und noch heute in der herrlichsten Blumenpracht prangenden Kaiserlichen Lustgarten, dessen Beete und Rabatten, in regelmäßigen geometrischen Zierformen angelegt, sauber mit runden Marmorwulsten eingefaßt sind. In der Mitte des Gartens befindet sich ein freier, mit Marmorplatten belegter Platz, und in der Mitte desselben ein Wasserbassin, zwischen diesem und der Einfriedigung des eigentlichen Palasthofes eine mit den herrlichsten blühenden Creepers überwucherte gewölbte Riesenlaube. Hier im Garten hat man die auf der Terrasse des anstoßenden Palasthofes sich erhebenden Prachtgebäude des Palastes, den Diwan-i-am und Diwan-i-khaß, die Senana, die kaiserlichen Bäder usw., die „durch ihre verschwenderische Baupracht ebensosehr zur Bewunderung hinreißen, wie sie durch den edlen, einfachen Stil das Auge entzücken“, unmittelbar vor sich, und in der Ferne, jenseits des blinkenden Stromes, schimmert das Wundergebilde der Tâdsch herüber in seiner zauberischen Pracht. Ich darf dem Leser die eingehende Beschreibung der einzelnen Teile dieser großartigen Palastanlage, der von prächtigen Pfeilern und Säulen getragenen Hallen und Bogen, der herrlich durchbrochenen, den wundervollsten Ausblick auf den Strom und die jenseits sich ins Unermeßliche dehnende grüne Landschaft bietenden Nischen, der vergoldeten und mit blauer Emaille bedeckten Kuppeln, der im Sonnenglanze funkelnden weißen Marmorflächen und ihrer buntfarbigen Verzierungen schenken, da wenige Worte ja doch nicht genügen, um alle die Pracht und Herrlichkeit dieser Bauwerke, die allein schon ausreichen würden, eine Stadt berühmt zu machen, so zu schildern, daß man sich eine wirklich klare und lebendige Vorstellung davon machen kann. Wir verlassen darum das Fort und eilen in die Stadt, um uns auf den Besuch der Tâdsch in Ruhe vorzubereiten.

Dieselbe nimmt, ganz abgesehen von dem umliegenden Ruinenfelde — dieser bei den nordindischen Städten immer wiederkehrenden Erscheinung, die sich in dieser auffallenden Weise nirgends mehr auf Erden findet —, einen bedeutenden Flächenraum ein. Die breite, mit Steinplatten gepflasterte Hauptstraße, an deren Seiten die oft recht kleinen, kaum einige Meter breiten Basarläden liegen, durchzieht, vom Fort ausgehend, die ganze Stadt von Norden nach Süden. Die übrigen Straßen sind durchgehends eng, aber sauber. Das wohlhabendere eigentliche Handelsviertel liegt am Strome. Die größtenteils aus rotem Sandstein erbauten Häuser, oft weiß angestrichen oder bunt bemalt, sind drei bis vier Etagen hoch und machen einen freundlichen

Eindruck. Im Nordwesten liegt die durch ihre gewaltige Größe sich auszeichnende Hauptmoschee, die „Große“ oder Dschamma-Moschee, ein prächtiges, aber leider dem Verfall geweihtes Bauwerk von geradezu erhabener Architektur mit drei kühn gen Himmel ragenden zwiebelförmigen Domen aus weißem Marmor, der auch sonst neben dem roten Sandstein reichlich verwandt worden ist. Das großartige Portal des von zwei hohen roten, mit marmornen Säulenpavillons gekrönten Minartürmen flankierten Hauptbaues ist einzig schön. Die Moschee



Die Tādsch Mahal. (Hauptgebäude.)

steht auf einer breiten, seitlich mit zahlreichen kleinen Türmen und Minarets geschmückten Terrasse.

Was ist die Pracht aller Prunkgebäude Agras, die wir besucht haben und noch besuchen werden, gegen die Tādsch Mahal, deren ganze riesenhafte und doch so gleichmäßige, edle, formvollendete Anlage und kunstvoll prächtige Ausführung das von ihr umgehende Wort rechtfertigen: „Giganten scheinen den Bau begonnen, Juweliere ihn vollendet zu haben!“ Schon der Eintritt in dies lieblich erhabene Wunder, das den höchsten Triumph der Baukunst darstellt, stimmt weihevoll andächtig, wenn man den Spruch über dem Portal liest: „Wer reines Herzens ist, wird eingehen in die Gärten Gottes“, ein wunderbarer

Anklang an Matth. 5 Vers 8. Und die weihevolle Stimmung erreicht ihren Höhepunkt, wenn man im runden Grabgewölbe unter der prächtigen Kuppelhalle des Mausoleums steht und Ardschamands schlichte, in zierlichen eingelegten Buchstaben den Sarkophag schmückende Grabinschrift: „Hier ruht Mumtaz-i-Mahal, die erhabene Herrin des Palastes. Allah allein ist groß!" und ihres Gemahls stolzer klingende, in kufischen Schriftzeichen angebrachte Inschrift liest: „Das prachtvolle Grab des Königs, Bewohners der zwei Paradiese Rizwan (Wonne) und Khuld (Ewigkeit), sitzend höchst erhaben auf dem Thron von Illeeyn (des Sternhimmels), Bewohners von Firdos (des Paradieses), Schah Dschehān Padischah-i-Ghazi (des Besiegers der Ungläubigen): Friede seinen Gebeinen! Der Himmel ist für ihn! Sein Tod fand statt den 26. Tag des Radschab im Jahre 1076 der Hedschra (1665 n. Chr.). Aus dieser vergänglichen Welt hat die Ewigkeit ihn abgerufen zur nächsten" (nach Prof. Reuleaux' Wiedergabe).

Einem Traumgebilde gleich, von dem man fürchtet, es könne im nächsten Augenblicke wie eine Fata morgana zerrinnen, so erhebt sich dieser gewaltige und doch bis ins kleinste Detail vollkommen ebenmäßige und mit prächtig wirkender Eleganz durchgearbeitete Wunderbau inmitten des ihn umgebenden paradiesisch schönen Gartens, das großartigste und schönste Denkmal inniger Gattenliebe, welches die Erde trägt, eine wahre Apotheose der Liebe, würdig der von allen gerühmten hohen geistigen und körperlichen Schönheit der edlen Frau, deren sterbliches Teil hier seit fast drei Jahrhunderten neben dem des Gatten im Marmorsarkophage ruht, der liebreizenden, geistvollen Gemahlin des großen Kaisers Dschehān, deren Bildnis man im Museum zu Delhi bewahrt und deren unsterblich gemachter Name in den Beschreibungen Indiens so verschieden angegeben wird, daß ein nicht Sprachkundiger gar nicht klug daraus werden kann, wie die holde Frau, deren Tod im siebenten (nach v. Orlich im ersten) Kindbett den großen Kaiser so tief betrübte, eigentlich geheißen hat. Der Anblick ist von unaussprechlich großartigem Eindruck, besonders am Morgen, wenn ein Nachtregen die Blätter- und Blütenpracht des Gartens erfrischt hat und im Osten das wunderbare Farbenspiel am Himmel leise zu erwachen und aus dem zartesten Rosenrot allmählich zum schönsten Purpur aufzuflammen beginnt und endlich aus einem Meere von Gold die Feuerkugel der Sonne herauftaucht, die eben noch von rosigem Hauch übergossenen Kuppeln und Fronten mit ihrem himmlischen Glanze verklärend, oder wenn in stiller Nacht der Vollmond am Himmel steht,

seine wunderbaren Silberreflexe auf das glänzende Blattwerk des Gartens und die blitzende Fläche des Stromes ausgießend, während der silberweiß schimmernde Dom, aus den Fluten der Dschamna widerstrahlend, in ruhiger geisterhafter Pracht herabblinkt auf die dunklen, schattigen Parkwege, in denen der Duft des Jasmins und der Rosen sich mit dem süßen Gesange des Kokila zu einer entzückenden Harmonie von Düften und Tönen vereint. Dann meint man jeden Augenblick sie aus einer der Rosen- und Jasminlauben, aus einer der geheimnisvollen Nischen hervortreten zu sehen im goldbrokatenen Gewand, mit dem duftenden Schwarzhaar und den dunkelsamtenen Augen, strahlend schön wie die Sonne und mild wie das weiche Mondlicht, Mumtädsch-i-Mahal, die schönste und geliebteste unter den Frauen Indiens. Wie Wehklage um sie, die Unvergleichliche, klingt das leise Weinen des Nachtwindes, der durch die dunkellaubigen Banianenwipfel und das zarte Blattwerk der Bambusgarben säuselt. Ardschamands Geist schwebt auf Silberfittichen durch die träumende Nacht. Ardschamand — ja so hat sie Asuf Khan, ihr erlauchter Vater, genannt, als „Begum (Königin) Ardschamand Banu" zog sie in Agra ein. Als Gemahlin des Kaisers wurde sie Mumtädsch-i-Mahal, d. i. „die Hochberühmte, Auserwählte, Erhöhte des Palastes" genannt. Ob der Name ihres kostbaren Mausoleums, der Tädsch, eine Verkürzung dieses ihres Ehrentitels aus Mumtädsch-i-Mahal in Mumtädsch und schließlich in Tädsch ist, oder ob man den Namen Mumtädsch Mahal, was auch möglich ist und viel Anspruch auf Wahrscheinlichkeit hat, in „Krone der Paläste" verdeutschen soll, ist unentschieden. Jedenfalls ist die Tädsch die schimmernde „Krone der Grabpaläste", deren Zahl in Indien Legion ist, der „Diamant unter den Gebäuden der Erde".

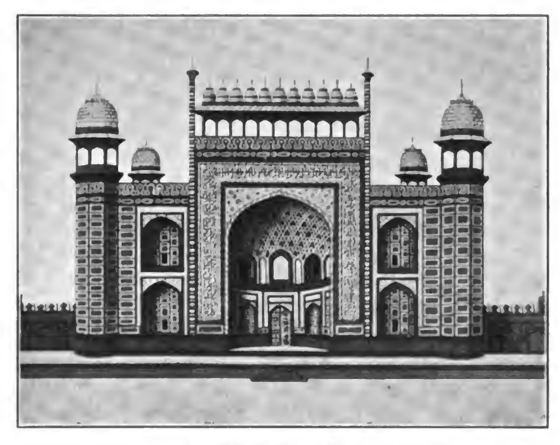
Solche Riesenbauten und Wunder an Pracht und Reichtum konnten auch nur die Moguln aufführen, deren kunstsinnigem Empfinden und schier allmächtigem Wollen alle Kräfte und Reichtümer der Welt zu Diensten standen. Betrug doch ihr Einkommen noch am Ende des 18. Jahrhunderts jährlich 1400—1600 Millionen Mark. Volle 17 — nach anderen Angaben 22 — Jahre, vom Jahre 1040 der Hedschra (1630) bis 1647 (oder 1652) ist von 20 000 Werkleuten an dem Wunderwerke gebaut worden. Wer die Bauleiter waren, ob ein italienischer Baumeister und flüchtiger französischer Juwelier, wie manche behaupten, oder, was wahrscheinlicher klingt, Meister aus Schiras und Bagdad, wie aus einem alten persischen Manuskripte über den Bau hervorgeht, wird sich nie mit absoluter Sicherheit feststellen lassen. Tatsache ist,

daß auf dem alten Friedhofe Grabsteine von Italienern vorhanden sind, die aus jener Zeit stammen.

Das zum Bau verwendete Material, in Elefanten- und Kamellasten aus allen Teilen Asiens herzugeführt, ist so kostbar wie möglich: schneeweißer, von zartblauen und zartrosigen Adern belebter Marmor aus Dschaipur, in einzelnen Teilen auch der beliebte intensivrote, feinkörnige Sandstein aus Fatihpur Sikri, gelber Marmor und Feldspat vom Narbadastrome, schwarzer aus Tscharkoh, Kristall aus China, Jaspis aus dem Pandschāb, Karneol aus Bagdad, Türkise aus Tibet, Achat aus Yemen, Lapis Lazuli und Saphire aus Ceylon, Korallen aus dem Roten Meere, Granaten und Diamanten aus Bandelkhand, Puddingstein aus Dschēsalmir, Magnetstein aus Gwalior, Amethyst und Onyx aus Persien und Chalcedon aus Villait. Werkleute aus der Türkei, Persien, Delhi und Kuttak haben sich in die Arbeit geteilt und erhielten glänzende Löhne, um dafür ihre ganze Kraft und ihr bestes Können einzusetzen.

Direkt wunderbar ist die gute Erhaltung des Gebäudes in allen seinen Teilen. Zwar sind an einzelnen Stellen die eingelegten Blumenornamente nicht mehr in ihrer ursprünglichen Schönheit vorhanden, da 1857 Sipois in der Meinung, die Bergkristalle seien Diamanten, einen Teil der Steine mit den Bajonetten herausgebrochen haben, die hernach zwar von den Engländern wieder ersetzt wurden, aber wegen der Beschädigung des Marmorgrundes nicht in der ursprünglichen Vollkommenheit und Akkuratesse, so daß diese Stellen sofort auffallen. Sind doch diese Agraer Mosaiken mit der wunderbarsten Sorgfalt und Feinheit ausgeführt, und zwar in einer Weise, die es fast unverständlich macht, wie man diese kunstvolle, munnabat gari genannte Einlegearbeit italienischen, speziell florentinischen Meistern hat zuschreiben können, welche doch die konisch zugeschnittenen Steine von hinten in die Marmorfläche einlegten, während die Agraer Künstler noch heute wie einst die mit äußerster Sorgfalt den Umrissen des vorher in den Marmor geschnittenen Musters angepaßten Edelsteinplättchen von außen in die Vertiefungen des Musters einkitten. Abgesehen von den erwähnten kleinen Schäden ist wie das ganze Gebäude, so auch die Dekoration so unversehrt und wunderbar frisch erhalten, als ob sie eben erst aus der Hand der Werkmeister hervorgegangen wären, und es ist hocherfreulich zu sehen und höchst bemerkenswert, zumal wenn man an die rohen Denkmalsbeschädigungen der letzten Jahre in Berlin denkt, wie sorgfältig die Eingeborenen, auch ohne Warnungstafeln,

auf welchen „diese Anlagen dem Schutze des Publikums empfohlen werden", sich in den Wegen halten, kein Blümchen und kein Blatt der herrlichen Gartenanlagen anrührend. Wenn dem nicht so wäre, dann hätte die englische Regierung es auch nicht wagen dürfen, den dreieckigen Platz, welcher an der zur Tādsch führenden Straße liegt, mit einer so kunstvoll in der kostbarsten Dschali-gariarbeit (Steinnetzwerk) ausgeführten Umfriedigung zu versehen. Wie würde sie trotz aller eiserner Strenge der Polizei — ja darum erst recht! — in unserem



Eingangstor zur Tādsch Mahal.

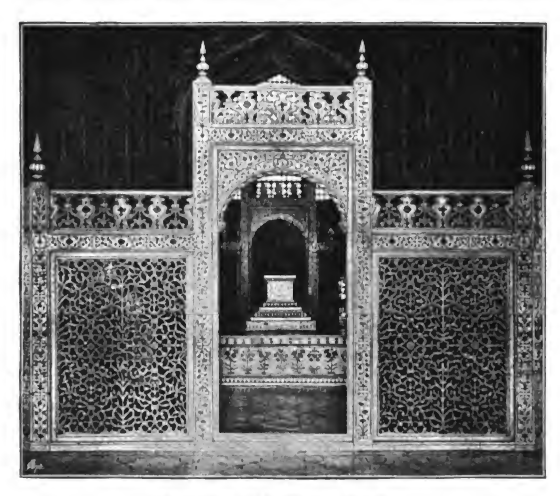
so überlegen auf die braunen „Eingeborenen" herabblickenden hochzivilisierten Europa schon nach wenigen Jahren ausgesehen haben! Jammerschade, daß Dschehāns unnatürlicher Sohn Aurengzib, der rechte Typus eines gewissenlosen und gewalttätigen orientalischen Despoten, durch die gewaltsame Entthronung des Vaters, der das Werk bereits begonnen und zu dessen Ausführung 40 Millionen Mark bereitgestellt hatte, dessen Absicht vereitelte, für sich selbst gegenüber der Tādsch jenseits des Stromes im Mathob Bagh, wo die Trümmer des Grundes noch vorhanden sind, ein der Tādsch entsprechendes Mausoleum zu errichten und dasselbe mit dieser durch eine in weißem Marmor aus-

geführte Prachtbrücke zu verbinden! Was für ein wunderbares Märchenbild hätte das vollends gegeben!

Beim Anblick der zahllosen, teilweise in Trümmern liegenden und zum Teil noch erhaltenen, oft in so riesenhaften Dimensionen und mit so ungeheurer Prachtentfaltung aufgeführten Mausoleen, wie sie uns in ganz Indien, besonders da, wo die Mohammedaner das Zepter geführt haben, begegnen, fragt man sich unwillkürlich: wie kamen die moslimischen Herrscher und ihre Großen dazu, sich solche imposante, wie für die Ewigkeit berechnete Grabdenkmale zu errichten? L. v. Orlich schreibt darüber an Karl Ritter: „Der Wunsch der Indier, bei den Nachkommen in ruhmvollem Andenken zu stehen, ist ein so leidenschaftlicher, daß sie darüber ganz der Pflichten der Gegenwart vergessen; der Muselman sucht sich in kolossalen Mausoleen und Karawansereien, der Hindu in Pagoden und schön ummauerten Tonks (tank = Teich) zu verewigen. — — — Seinen Namen einer Zeit überliefert zu wissen, in der die Person längst der Vergessenheit anheimgefallen, ist oft die Aufgabe und das Streben eines ganzen Lebens". Man liebte es, diese Grabdenkmale an Stätten zu errichten, wo man sich bei Lebzeiten besonders gern aufhielt und die Freuden des Lebens genoß; so ist vielleicht auch der prächtige Garten, in welchem die Tādsch liegt, Ardschamands besonderer Lieblingsaufenthalt gewesen. Sogar das Andenken von Tieren suchte man auf die oben angeführte Art, wenn auch nicht auf so geschmacklose Weise wie auf dem Pariser Hundefriedhofe, zu erhalten, wie das an der Straße nach Máthura nahe bei Agra befindliche, aus rotem Sandstein gemeißelte Pferd beweist, unter welchem ein Lieblingspferd des Kaisers Akbār begraben liegt.

Gewaltige Trümmer begleiten zur Rechten und Linken die schöne, im Hungersnotjahre 1838 erbaute Kunststraße, welche, den Lauf des Stromes begleitend, hinausführt zur Tādsch, die nun immer näher rückend wie ein silbernes Feenschloß sich vom Horizonte abhebt. Es sind die Überreste jener stattlichen, in prächtigen Gärten liegenden Paläste, in denen einst die Großen des Kaisers Akbār ihre Residenzen hatten. Endlich steht man, die große, zum Mausoleum gehörende Karawanserei im Rücken, vor dem hohen Hauptportal der von einer roten Sandsteinmauer mit Ecktürmen und Galerien umschlossenen Anlage, welche ein langgestrecktes, mit der nordwestlichen Schmalseite an den Strom stoßendes Oblong von 320 resp. 110 m Seitenlänge bildet und an deren hinterem Ende auf hoher Marmorterrasse sich der Hauptbau erhebt.

Schon dieser Torbau mit seiner innerhalb eines großen Rechtecks fast 30 m hoch sich wölbenden Tornische mit persischem Bogenprofil und seinen von Kuppelpavillons gekrönten Seitenflügeln ist ein Meisterwerk der Baukunst. Das Baumaterial ist bis auf die marmornen und mit reicher Mosaikeinlage geschmückten Füllungen und Bogenzwickel roter Sandstein. Sehr vorteilhaft wirken die in beiden Seitenflügeln



Marmorgitter um Ardschamands Sarkophag.

übereinanderliegenden Bogennischen und die den Mittelbau krönende luftige Säulengalerie mit ihren elf reizenden Marmorkuppelchen.

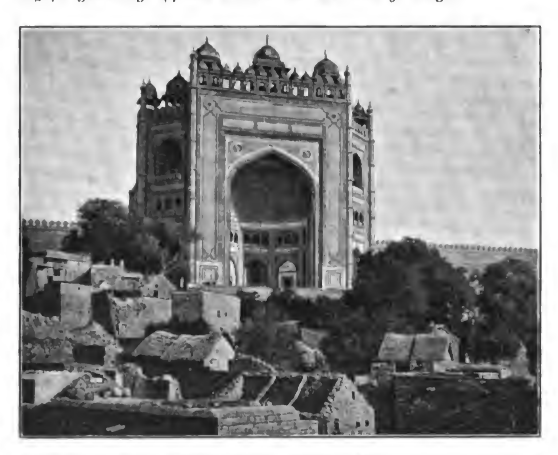
Wir durchschreiten den Torbau, von dem einige Stufen in den Garten hinabführen, und vor uns steht sie, zwischen den dunklen Zypressen des Hauptzuganges herüberschimmernd, in ihrer blendenden Pracht und reinen, erhabenen Schönheit, die Grabkirche der schönen Ardschamand, der geliebtesten unter den Frauen.

Kein Besucher, der nicht im Anfang sprachlos steht, ganz versunken in den wundervollen Anblick, der nicht bedauerte, daß die Weihe des Augenblicks durch die Zudringlichkeit der Händler profaniert wird,

welche im Torweg ihre Tädschbilder an den Mann zu bringen suchen, als ob das nicht Zeit hätte bis zum Austritt. Ein doppelter Marmorpfad zieht sich in der ganzen Längsrichtung des Gartens durch die herrlichen Anlagen, funesta nubila thuja, könnte man den römischen Dichter variieren, und zwischen beiden, nur $2^1/_2$ m breiten, zypressenumsäumten Pfaden ein klares, den blauen Himmel auf dem Marmorgrunde widerspiegelndes Wasserbassin, dessen zahlreiche, aus bronzenem Mundstück aufsilbernde Fontänenstrahlen an den Tagen, wo das Wasser spielt, einen wundervollen Anblick gewähren, ihr silberhelles Geplätscher in den volltönenden Gesang des Kokila und in das fröhliche Gezwitscher der buntgefiederten Vöglein mischend, die in den schlanken Palmenwipfeln und dunkellaubigen Banianenkronen, in den zartbelaubten Tamarinden, den Granatbäumen und betäubend duftenden Jasmindickichten, in den von tausendblütigen, buntblätterigen und mit leuchtenden Blumen besäten Schlingpflanzen dicht überwucherten Blütenbäumen und graziös sich auseinander neigenden Bambusgarben noch ebenso munter ihr Wesen treiben wie vor Jahrhunderten, wo vielleicht die liebliche Ardschamand sich an ihren Liedern und an der Rosenpracht des Gartens ergötzte, da und dort ihr süßes Antlitz in die duftenden Rosendolden drückend und die heiße Stirn mit einem der glänzenden Blätter oder aus den prächtigen Marmorbassins kühlend auf ihren stillen Wanderungen durch die schneeweiß schimmernden Kieswege des Lustparadieses, in dem ein ewiges Grünen und Blühen die Unvergänglichkeit wahrer Liebe in holder Gleichnissprache symbolisieren zu wollen scheint, träumerisch aufblickend zu der Pracht des samtblauen Tropenhimmels, aus dem es wie eine selige Offenbarung zu ihr niederblaute in diese Welt der Eitelkeiten: „Hier oben ist kein Welken und Vergehen!“ Eine wunderbar feierliche Stimmung lagert über diesem Gartenkleinod, in dem alles duftet und glänzt und sich zu üppiger Schönheit entfaltet, was der Tropensonne Strahl ins Leben zu küssen und formenreich auszugestalten vermag, von der stolzen Palme und breitkronigen Baniane bis zum kleinen, süßduftenden Veilchen. Wie das geheimnisvoll raunt in dem dichten, glänzenden Blattwerk! Wie das flüstert in dem dunklen Gezweig der schwermütigen Zypressen! Wie die goldenen Kugeln und die goldene Spitze des großen Domes im Sonnenglanze funkeln! Wie feierlich ernst das Rauschen des nahen Stromgewaltigen herüberdringt in die Stille des Gartens, als wollte er im wehmütigen Angedenken an die schöne Fürstin, die einst sinnend ihren Blick in seine klaren Fluten tauchte und von deren Liebreiz nun nichts

mehr vorhanden ist als das Häuflein Asche unten im Marmorsarkophage, es feierlich herüberklingen lassen mitten hinein ins blühende, duftende Leben: „Du lässest sie dahinfahren wie einen Strom!“

Solche Gedanken und Empfindungen gehen durch die Seele jedes nicht allzu oberflächlich angelegten Besuchers der Tādsch Mahal, der auf den Marmorfliesen des Gartenweges der hohen Terrasse zuwandelt, deren blinkendes Marmorauge hell aufleuchtet in freudigem Stolze, daß sie gewürdigt ist, das Kleinod der Kleinode zu tragen.



Aus den Ruinen von Fatihpur Sikri.

Schon ist die breite Marmortreppe erreicht, die, nur wenige Stufen hoch, zu der roten Sandsteinterrasse emporführt, der Tschabutra, in deren Mitte im schönen Marmorbassin die hellen Silberstrahlen der Fontänen springen, und die den von vier schlanken, weißschimmernden Minarettürmen an den Ecken flankierten Riesensockel des Grabdomes trägt.

Wie der blaue Himmel zwischen den schlanken Säulen der Kiosks hindurchlacht, die in der luftigen Höhe von drei hochragenden Stockwerken die Minarettürme krönen! Wie majestätisch sie emporsteigt in den blauen Azur, die herrliche Kuppel, aus deren imposanter Höhe

flimmernd der Halbmond herniederstrahlt! Manch mächtiger Dom reckt im christlichen Westen seine Türme wie Riesenfinger zum Himmel empor, als wollte er dem Volke in der Tiefe unten mahnend zurufen: „Trachtet nach dem, das droben ist!" Nehmt sie, einen nach dem andern, nur die höchsten Münster und Kathedralen ausgenommen, und stellt sie in den Innenraum dieser Kuppel — ihre Kreuzblume wird zu der schimmernden Decke emporblicken! Und trotz dieser enormen Höhe — wie wunderbar gleichmäßig der ganze Bau, alles eine einzige entzückende Harmonie!

Der große Grabesdom, 62 m Durchmesser haltend, ist durchaus symmetrisch und einfach angelegt. Außer der großen Mittelkuppel schmücken ihn „übereck" noch vier kleinere rein halbkugelige Kuppeln, mächtig überragt von der 81 m hohen Mittelkuppel. Da die Fronten des großen Vierecks an den Ecken gebrochen sind, so trägt der Bau die Gestalt eines Oktogons. Die vier Hauptfronten enthalten in der Mitte jede ein ebenso mächtiges als prächtiges persisches Bogenportal und entsprechen den vier Himmelsrichtungen. Wie klein ist der Mensch, der durch diese hochgewölbten Riesenportale eintritt ins feierliche Dämmerlicht der großen Halle, in der auf einer Erhöhung die von einem wunderbar fein aus Marmor wie gewobenen oktogenen Gitter umschirmten und mit schimmerndem Edelgestein bedeckten, aber in der Form sehr einfach gehaltenen Scheinsärge auf reichen Postamenten stehen, mit sanftem Lichtschimmer übergossen, der durch die Portale und von oben aus den vier kuppelgedeckten Säulenpavillons in den Raum eindringt. Der Sarg der Kaiserin steht genau in der Mitte, der Dschehāns etwas seitwärts; da ja das Mausoleum ursprünglich nur für die Mumtādsch-i-Mahal bestimmt war, ließ sich die genau symmetrische Aufstellung nicht ermöglichen. Im Gewölbe des Unterbaues stehen genau unter den oberen Schausärgen die wirklichen, genau ebenso ausgestatteten, welche die Reste Dschehāns und seiner Gemahlin bergen und die oben angeführten Inschriften tragen. Auch der ganze Innenraum ist mit den kostbarsten Mosaiken ausgeschmückt, bei deren Anblick man nicht aus dem Staunen herauskommt über die unendliche Mühe, mit welcher die kunstfertigen Werkmeister der Tādsch diese zarten, den toten Stein belebenden Wundergebilde geschaffen haben.

Zu beiden Seiten der Portale und an den schmalen, gebrochenen Eckfronten ist der Bau zweistöckig, und die tiefen Bogennischen der beiden Stockwerke sind mit kostbarem Marmornetzwerk versetzt. Alle Außenflächen mit Ausnahme der Kuppeln, besonders aber die Eck-

ausfüllungen der Bogen, sind mit der wundervollsten Edelsteinmosaik reich ausgeschmückt, für deren Beschreibung noch keine Feder erfunden worden ist. Was die kunstgeübte Hand der alten Mannubat-gari-Künstler zu schaffen vermochte, das ist hier in vollendeter und unübertrefflicher Schönheit und prächtigster Fülle geboten — ein Flimmern und farbenprächtiges Schimmern im Sonnenglanze, der die polierten Marmorflächen wie durchsichtig erscheinen läßt, — und doch keine Schmucküberladung, sondern alles zart und duftig wie ein holdes Märchen!



Säulenhalle aus der Pantsch Mahal, Fatihpur Sikri.

Wer wollte wohl, ins Innere dieses Heiligtums der Liebe eingetreten, es wagen, ein lautes Wort zu reden! Nicht einmal die Geister, die hier im Halbdunkel der hochgewölbten Kuppel hausen, können den lauten Ton der menschlichen Stimme ertragen. Sie verbergen sich grollend bei jedem heftigen Geräusch. Aber wunderbar, wenn eine weiche, sanfte Frauenstimme sich leise singend hören läßt oder ein sanfter, schöner Akkord angestimmt wird, dann werden sie lebendig, dann kommen sie hervor aus ihren marmornen Verstecken und antworten in zauberischen, bald sanft anschwellenden, bald wieder leise

dahinsterbenden Akkorden und wunderbaren Tonverbindungen, bald wie leidenschaftliches Weinen, bald wie leise gehauchte, zitternde Seufzer klingend, „als ob Israfil, welche die süßeste Stimme unter den Engeln Allahs hatte, mit ihren auserlesensten himmlischen Sängern erschienen wäre," um die zu beweinen, von der man sagt, sie sei selbst so rein und schön wie ein Engel gewesen.

Von der flachen Dachterrasse hat man einen prachtvollen Ausblick auf die ganze Umgebung, die grüne Landschaft, den stolz dahinziehenden Strom, auf die Stadt mit ihren Prachtbauen und weit hinaus bis zu Akbārs acht Meilen entferntem Mausoleum. Auch die beiden reich ausgestatteten und in ihrer bunten Sandstein- und Marmorpracht einen herrlichen Anblick gewährenden moscheeartigen Gebäude, offene, gewölbte und mit drei stattlichen Kuppeln überdachte Hallen, welche sich auf der Ost- und Westseite der mit schwarz-weißen Marmorplatten belegten Terrasse, auf welcher das Hauptgebäude steht, erheben, tragen zur Abrundung und Vollendung des herrlichen Bildes wesentlich bei.

Als vor zwei Jahren der Telegraph die Meldung von dem großen Erdbeben in Nordindien brachte, da war der erste Gedanke aller derer, welche Agra kennen: die Tādsch! Wenn nur sie erhalten ist! Gott sei Dank, Indiens Juwel ist unversehrt geblieben und strahlt noch heute in seiner alten Pracht, schon für sich allein den Namen „Agra, die Märchenhafte", rechtfertigend!

Nur 3 km von der Stadt entfernt liegt in reizender Umgebung die teils in der Ebene, teils auf einem dieselbe um 50 m überragenden Felsrücken erbaute Fatihpur Sikri, Kaiser Akbārs einstige Residenz, heute eine dem Ruinenfelde von Delhi an Bedeutung nahekommende Trümmerstadt, deren an Rom erinnernde, zwar nicht in so edlem Stil gehaltene, dafür aber um so gewaltigere und erhabenere Ruinen wahrhaft staunenerregend sind. Was ist doch in Indien alles gesündigt worden, was für ein vandalischer Geist hat das Volk beherrscht, daß so viel Herrlichkeit in so kurzer Zeit in traurige Trümmer sinken konnte! Es regt sich wie Ingrimm im Herzen über den bornierten Fanatismus und rohen Vandalismus der Eroberer, die ihr Gefallen daran fanden, das zu vernichten, was ihre Unterlegenen Großes und Schönes geschaffen, und über die selbstsüchtige Pietätlosigkeit, mit der die kommenden Geschlechter die Werke der vorhergegangenen ignorierten und vernachlässigten oder wohl gar zerstörten, um selbst ein Neues zu schaffen und ihren eigenen Namen unsterblich zu machen, eine beklagenswerte Erscheinung, der auch Fatihpur Sikris Herrlichkeit zum Opfer gefallen

ist. Welch eine gewaltige Sprache redet dies weite Trümmerfeld, diese in Lapidarstil geschriebene Schilderung der Zeit, der Sitte und Lebensweise des großen Akbär! Traurig liegen sie in Trümmern, die ganze große Stadt und ihre feste Mauerumwallung, von der nur noch das kolossale, mit Bastionen versehene Tor besser erhalten ist, auch die Hälfte der Prachtbauten, die sich hier, Palast an Palast, umgeben von der Pracht der Gärten, aneinander reihten. Kein Erdbeben hätte mit



Mausoleum Akbärs

so zyklopischer Gewalt wüten und unter den schönen und merkwürdigen Bauwerken so gründlich und vandalisch aufräumen können, wie die Marāthen es getan haben. Einzelne Paläste, z. B. die von Akbärs drei Lieblingsfrauen, sind besser erhalten, und es fehlt nicht an jetzt noch deutlich erkennbaren Zeugnissen, daß auch der große Mann seine Fehler und Schwächen hatte. Dahin gehört das eigenartige Spiel, dessen großes marmornes Spielbrett, einem riesigen Mühlenbrett ähnelnd, noch auf dem Palasthofe sichtbar ist: die Damen des Harems mußten als Spielfiguren dienen. Ein Bild zerfallener Größe um das andere taucht auf, wenn man die Ruinen durchwandert, die

Paläste der Gesandten, die ungeheuren Marställe, in denen 400 Pferde und der sechste Teil von Akbārs 6000 Elefanten untergestellt waren, die noch ziemlich gut erhaltene Moschee, die noch großartiger ist als die ihr im übrigen ähnelnde große Agra-Moschee, Selim Tschischs, des beliebten kaiserlichen „Oberhofpredigers" wundervolles Marmorgrabgebäude, das einem entzückenden, reich mit Edelsteinen geschmückten Schmuckkästchen gleicht, und hundert andere, die uns lebhaft zurückversetzen in jene große Zeit, wo Akbār als machtvoll gebietender Herrscher und als ein rechter weiser Vater des Volkes sein mildes und gerechtes Regiment von Afghanistān bis nach Bengalen führte. Wie viele Bände vom Umfange des gegenwärtigen müßten wohl geschrieben werden, wenn man es unternehmen wollte, alle diese noch erhaltenen und bereits ganz oder teilweise in Trümmern liegenden gewaltigen Reste einer untergegangenen Herrlichkeit, wie sie den Boden Indiens bedecken, einzeln in anschaulicher Detailschilderung vor Augen zu führen?!

Eines besonders hervorragenden Gebäudes in der Umgebung von Agra sei noch Erwähnung getan, des 13 km vor der Stadt an der nach Máthura führenden Kunststraße gelegenen imposanten Mausoleums des Kaisers Akbār und seiner Familie in Sikandra (Seekundra), welches seiner Abgelegenheit halber leider ebenso wie Fatihpur von vielen Indien flüchtig Durchreisenden übergangen wird. Auch diese Anlage ist im großen Stil gehalten. Der große Gartenhof, in welchem sich das Hauptgebäude mitten innen befindet, bildet ein Quadrat von 830 Schritt Seitenlänge und ist von einer massiven, mit Eckbastionen ausgestatteten Mauer umgeben, innerhalb deren sich im Osten, Norden und Westen gewölbte Hallen hinziehen. Der weite Gartenraum, der einst prächtig angelegt gewesen sein muß, wie aus den verfallenen Bassins und Springbrunnenanlagen und anderen Anzeichen ersichtlich ist, duftet zwar heute noch, dank der Fürsorge der Regierung, von köstlichen Blumen; im übrigen sind sein einziger, aber wertvoller Schmuck die schönen alten Bäume, welche reichen Schatten spenden. Das Portal ist ein Prachtbau ersten Ranges, durch seine Anlagen und das verwendete Material lebhaft an das große Portal der Tādsch erinnernd, nur daß hier an den vier Ecken des Torbaues sich schlanke, 40 m hohe und weit hinauf bis zur ersten Galerie kannelierte Marmorminarets erheben, deren Spitzen leider fehlen — auch ein Werk der Marāthen.

Das Mausoleum selbst unterscheidet sich in seinem Baustil sehr wesentlich von anderen derartigen Bauten; es ist kein Kuppelbau,

sondern es besteht aus vier in aufsteigendem Verhältnis sich verjüngenden Stockwerken, deren oberstes ganz aus weißem Marmor hergestellt ist, während zu den unteren roter Sandstein verwendet wurde. Das große Mittelportal, ein hoher persischer Torbogen, zu dessen beiden Seiten sich die von je fünf kleineren Bogennischen durchbrochenen Seitenflügel dehnen, reicht bis zur Höhe der dritten Etage und ist wie die meisten derartigen Torfronten mit reichem künstlerischen Schmuck ver-



Tor in Lakhnau.

sehen. Sonst ist die künstlerische Ausgestaltung der Außenfronten eine auffallend einfache, nüchterne, ganz dem Geiste des großen Toten entsprechend, dessen Reste im hochragenden Unterstockwerk ruhen, während das mit reichem Marmorschmuck bedeckte Prachtkenotaphium in der obersten in reicher Dschali-gari-Arbeit ausgeführten vierten Etage aufgestellt ist. In den zahlreichen Grabzimmern der beiden Mitteletagen haben die Anverwandten des kaiserlichen Hauses ihre Ruhestätten gefunden. Wann wird auch dieser stolze Bau, in dem Indiens edelster Fürst ruht, zerfallen wie so viele seinesgleichen in diesem merkwürdigen Lande? Mag er verfallen — der Name dessen,

der hier das letzte Ziel seines großen Lebens gefunden hat, wird in der Geschichte fortleben, solange der Name Indiens genannt wird!

Eine angenehme Fahrt von wenigen Stunden bringt uns durchs fruchtbare Duāblund über Kānpur, wo wir rückwärts einkehren werden, nach Lakhnau (Lucknow), der jetzigen Regierungshauptstadt von Audh, deren aus Lakschanavati, d. i. „glückliche Auspizien habend", entstandener Name von den Eingeborenen Lachno gesprochen wird. Daß die Stadt ein hohes Alter besitzt, dafür spricht schon die Tatsache, daß man ihre Gründung dem Lakschmana, dem Halbbruder und steten Begleiter Ramatschandras zuschreibt, dessen Hauptstadt Ayodhja bis hierher gereicht haben soll. Mit ihren 264 000 Einwohnern ist sie die fünftgrößte Stadt Indiens, am Westufer des vielgewundenen Gumti, dessen Wasser stets trübe und faulig ist, gelegen. Vier Brücken, darunter eine in Eisenkonstruktion, verbinden die Stadt mit dem Ostufer, wo eine der Vorstädte liegt. Die Bauart der großen, menschenreichen Stadt ist außerordentlich verschieden. Während die engen, von häßlichen Hunden durchlungerten Straßen der Vororte fast nur dürftige Lehmhütten enthalten, deren Wände mit Kuhdung überzogen sind, um sie trocken zu erhalten, sieht es wesentlich anders aus, wenn man durch die großen Tore von persischer Bauart, mit zackig geschweiften Torbogen, ins Innere der Stadt eingetreten ist. Die Straßen werden regelmäßig und breit und an Stelle der Hütten treten solide Backsteingebäude, deren Erdgeschoß nach der Straße zu offen ist, wie wir es schon früher beobachteten. Man findet sogar hier und da Häuser, welche einen fast europäischen Eindruck machen. Noch mehr verändert sich das Gesicht der Stadt, wenn man nach einviertelstündigem Marsche ein weiteres, noch größeres Tor durchschritten hat. Da kann man die Kunst der indischen Maurer in der Anfertigung eines vorzüglichen Mörtels kennen lernen, der gehörig abgerieben, den Wänden ein fast marmorglänzendes Aussehen gibt. Dieser Mörtel, chunam heißt er, wird aus Muschelkalk hergestellt, zu dem die Muscheln einiger alten Seebecken das Material liefern. So sieht man hier die Fronten der großen, hohen, aber architektonisch wenig hervorragenden Häuser allgemein mit gelb- oder weißglänzendem Stuck überzogen, was sich, von fern wenigstens, ganz gut ausnimmt. Zahlreiche Moscheen mit Minarets in der künstlichsten Schraubenform treten zwischen völlig europäisch aussehenden Häusern vor. Auf den Simsen, Galerien und Stufen sitzen die so gern dem dolce far niente sich hingebenden Mohammedaner mit rotem Turban und weißem Musselinrock, feine Dolche im Gürtel, in gravitätischer Faulenzerruhe und mustern das Gewühl

auf der belebten Straße. Oben in der Höhe der Moscheen und Paläste aber schimmert es von Kuppeln und vergoldeten Spitzen und schön durchbrochenen Marmorbalustraden. So gelangt man schließlich zur englischen Residenz mit ihrem Gedächtniskreuz, welches an die heldenmütige Verteidigung durch H. Lawrence und die Seinen in der Mutiny von 1857 erinnert. Der Engländer befindet sich hier, wo der prächtige alte Banianenbaum, der hohe Turm und die von Schlingpflanzen überwucherten und von dichten dunkeln Laubmassen über-



Imambara-Moschee.

hangenen Wallmauern der Residenz stolz hinabblicken über die zahlreichen Ruinen, mit grünem Gesträuch, das zwischen den Trümmern wuchert, teilweise bedeckt und im anmutigen Schmuck der blühenden Rosen und Oleanderbäume prangend, auf geheiligtem Boden und fühlt sich mächtig als Nachkomme und Volksgenosse der Helden von 1857. Nahe dabei schimmert ein künstlich aufgeworfener Erdhügel im vielfarbigen Schmuck der kostbarsten Blumen, und hinten, halbverdeckt von den mächtigen grünen Bambus-Girandolen, deren zartblätterige Spitzen sich fast bis zur Erde neigen, liegt der stille Friedhof mit seiner Tränensaat. Andere auf Grund der Ereignisse von 1857 für den Eng-

länder geheiligte Orte, durch Monumente bezeichnet, sind der Platz vor dem alten Observatorium, wo Scharen von englischen Frauen, Kindern usw. grausam niedergemetzelt wurden und die Mörder derselben später ihren Henkerslohn empfingen, der Platz, wo General Nell, als er zum Entsatz der Garnison anrückte, einen ehrenvollen Soldatentod fand, und General Havelocks Grab im Alambaghgarten an der Känpurstraße.

Von den hervorragenden Gebäuden der Stadt, unter denen die Imambara-Moschee und die Viergräbermoschee und die Paläste Tschatar Manzil und Kaisar Bagh, der letztere mit einem Kostenaufwande von 16 Millionen Mark erbaut und zum Teil in Trümmern liegend, den ersten Rang einnehmen, wollen wir nur der erstgenannten, von König Asuf erbauten und im Nordwesten, dem schönsten Teile der Stadt, liegenden Moschee einige Worte widmen.

Über dem Mittelbogen des mit reichem und geschmackvollem Stuck verzierten Eingangstores Rumidisam prangen zwei riesige Fische, das Zeichen der Könige von Audh. Die große gewölbte Halle hat eine Längenausdehnung von einigen 50 m. Leider ist die ganze Anlage, ganz im Gegensatz zu den bisher gesehenen großen Moscheen, eine durchaus unsymmetrische und unregelmäßige. Trotzdem ist die Imambara ein hervorragend schöner Bau, prachtvoll wirkend in ihrer schlichten Einfachheit und in der Gesamtheit ihrer Gebäude sowie im Schmuck der köstlichen persischen Rosen und blühenden Granaten, deren frisches Grün und leuchtende Blütenpracht einen herrlichen Kontrast zu den weißschimmernden Fronten bilden, einen bezaubernden Anblick gewährend. Die Minarets sind von unten bis oben kanneliert und mit prächtigem Girlandenschmuck umgeben.

Ajodhja, die uralte Hauptstadt des Königreiches Audh, von welcher heute nichts mehr vorhanden ist als eine mit Dschangeldickicht bewachsene Ruinenstätte, bedeckte zur Zeit ihrer Blüte unter dem uralten Königsgeschlechte der Suraibans, der Sonnenkönige, von denen Rama Tschandra, Wischnus achter Avatara, der 57., Radscha Samintra der 113. und letzte war, die ungeheure Fläche von 96 Quadratmeilen. Heute steht dort auf dem rechten Ufer des 1½ Meilen breiten Gograstromes ein kleines Städtchen mit wenigen tausend Bewohnern, aber 63 wischnuitischen und 33 sivaitischen Tempeln und 36 Moscheen, welches zu dem am jenseitigen Ufer gelegenen Faisābād (Fyzabad) gehört. Trotzdem wird der Ort seit dem seinerzeit durch verschiedene Ursachen herbeigeführten Wiedererwachen des Ramakults (vor etwa 170 Jahren) all-

jährlich von wenigstens einer halben Million Pilgern besucht. Sultan Baber und Kaiser Aurengzib errichteten hier, an den Stellen, wo Rama Tschandra geboren und verbrannt worden sein soll und wo er angeblich sein großes Opfer vollbrachte, drei jetzt in Trümmern liegende Moscheen. Der berühmte Dilkushapalast drüben in Faisābād, bekannt unter dem Namen des „tausendtorigen", dient heute als Opiumfaktorei der Regierung Zwecken, die vom Standpunkte der Humanität sehr anfechtbar erscheinen.



Eingangstor Rumidisam, Lakhnau.

Auf der Reise nach Allāhābād müssen wir noch einmal die Militärstadt **Kānpur** (Cawnpore oder Cawnpoor) am rechten Gangesufer berühren, da die Seitenlinie von Lakhnau nach Rai Barēli leider noch nicht bis Allāhābād durchgebaut ist. Hier in Kānpur mündet der große obere Gangeskanal, nachdem er das Duab getränkt hat, wieder in den Strom ein. Auch hier befinden wir uns, wie in Lakhnau, auf blutgetränktem Boden, denn hier befindet sich jener **Brunnen**, in welchen, Tote und Sterbende, ganze Körper und zerhackte Gliedmaßen durcheinander, die 200 beim Herannahen der Streitmacht Havelocks gemordeten Offiziere, Frauen und Kinder geworfen wurden. Schöne Gartenanlagen von

50 acre Umfang umgeben jetzt die grausige Stätte, über der sich eine Kapelle mit dem Auferstehungsengel erhebt, der die Palme der Überwinder in Händen trägt.

Von Kānpur führt uns die Zentralindische Eisenbahn auf dem rechten Dschamnaufer hinab zu der heiligen Allāhābād, der alten Preag (Prayag) der Hindus, der aufblühenden Hauptstadt der Nordwestprovinz. Hier fallen sich Ganga und Dschamna, die beiden so lange getrennten Schwestern, jauchzend in die Arme, und als dritte im Bunde gesellt sich, wenn auch unsichtbar nach dem frommen Aberglauben der Hindus, die hochheilige Saraswati hinzu, welche 400 Meilen nordwestwärts bei Thamswar im Distrikt Ambala angeblich in der Erde verschwindet, in Wirklichkeit jedoch im Pandschāb weiter südwestlich in der Wüste Radschwara versiegt. Doch nein, nicht ganz unsichtbar bleibt sie, die Hochheilige, denn unter dem berühmten, an der Vereinigung von Ganges und Dschamna von Akbār 1575 erbauten roten Sandsteinfort, wo im Mausoleum des Khasru Bagh Dschehāngirs Sohn Khasru beigesetzt wurde, befindet sich ein unterirdischer, kellerartiger Lingamtempel mit roh ausgeführten Bildern aus der hinduischen Mythologie. Dort trieft es von den Wänden herab, das klare Naß, dort sickert sie aus dem Hauptpfeiler, die geheimnisvolle Quelle. Das ist die Heilige Saraswati, die schon oben in Thenkana die Seelen von ihrer Befleckung rein baden mußte!

Kein Wunder, daß hier an der Triveni („Dreifluß"), der Vereinigung dreier so hochheiliger Flüsse, die reinigende und heiligende Kraft der Gangawellen eine ganz besondere ist. So strömen sie denn alljährlich im Januar zu Hunderttausenden von nah und fern zu der großen Magh Mela zusammen, welche auf der Ebene unterhalb des Fort, also auf der Spitze der Flußhalbinsel, auf welcher Stadt und Fort liegen, abgehalten wird, um da hinabzusteigen in das heiligende Naß der lehmigen Gangeswellen, der klaren Dschamnawogen und der unsichtbaren Gnadenflut der Saraswati, und der Weizen der Brahminen steht in voller Blüte.

Seit ihrer im Jahre 1801 infolge des Friedens mit dem Nabob von Audh geschehenen Abtretung an England blühte die Stadt langsam auf, und besonders nach dem Aufstande, in dem auch das hier garnisonierende 61. Sipoiregiment meuterte und seine Offiziere ermordete, hat sie an Ausdehnung und Schönheit zugenommen. Als Zentrum des nordindischen Eisenbahnsystems ist sie eine wichtige Verkehrsstadt geworden; die Einwohnerzahl ist bis auf 175 748 angewachsen und die zahlreichen öffentlichen Gebäude und Anstalten in der Gegend des



Blick auf Benares (rechts die große Moschee).

Khasru Bagh machen einen vornehmen, großstädtischen Eindruck, obwohl Allāhābād im übrigen eine rechte Eingeborenenstadt ist. An die frühere Mohammedanerherrschaft erinnern außer dem jetzigen Namen an Stelle des früheren Namens Preag auch die schönen Formen vieler Gebäude am Strome.

Schon lockt die heilige Kāsi — wer wollte ihrem Locken widerstehen, auch wenn er kein rechtgläubiger Hindu ist, der keinen höheren Wunsch kennt, als in Kāsi zu sterben?!

Also auf nach Benares, dem Mekka und Athen der Hindus! Bald läuft der Zug in die weite, belebte und lärmerfüllte Bahnhofshalle der 25 m hoch über dem Strome gelegenen „Fürstenstadt" Mirsapur ein, die schon von weitem sich durch ihre die Häusermasse überragenden Kuppeln und Minaretts bemerklich machte und deren lebhafter Bahnhofsverkehr sich daraus erklärt, daß sie einer der größten Märkte Zentralindiens für Getreide, Baumwolle, Zucker, Indigo, Schellack, Indigosamen usw. ist. Wer die hübsche, wenn auch nicht schöne, steingebaute Stadt mit ihrer freundlichen und malerischen Umgebung von fern erblickt, der ahnt nicht, daß zwischen ihren Häuserreihen sich weite Flächen dehnen, die mit armseligen Hütten, Gebüschen und Bäumen bedeckt sind, und daß die „Fürstenstadt" eigentlich den Namen „Mörderstadt" verdiente; denn sie war einst ein Hauptsitz der „Flußthags", eines Zweiges der verbrecherischen Thagsekte, dessen Glieder unter dem Scheine, als ob sie Benarespilger beförderten, sich mit ihren Booten auf dem Flusse umtrieben und die Reisenden, welche sich verleiten ließen mitzufahren, unterwegs erdrosselten und in den Strom warfen, in dem ja fortwährend so viele Leichen treiben, daß auf eine mehr oder weniger niemand achtete. Die Teppichweberei steht in der Stadt in hoher Blüte.

Die Beobachtung der possierlichen Affenkonvente, die längs der Bahn, zumal wo eine Tränke in der Nähe ist, ihre Beratungen halten, können wir uns schenken, denn von diesen drolligen Grimassenschneidern bekommen wir auf den Tempeldächern von Benares noch genug zu sehen.

Noch in den achtziger Jahren vorigen Jahrhunderts mußte man eine Fähre benutzen, um von der am Südufer gelegenen Bahnstation nach der Stadt hinüber zu gelangen. Heute verbindet eine mächtige Brücke die beiden Stationen Mogul Serai und Sakaldiha, von denen die erstere auf dem flachen, gelbsandigen, von Tauben, Reihern und anderen Wasservögeln und den krallenbewehrten Königen der Lüfte belebten Südufer, die andere jenseits des Stromes auf dem zu beträchtlicher Höhe — 20—26 m — steil ansteigenden Norduser liegt, wo die Stadt,

die manche wunderlicherweise für die schönste Stadt Indiens erklärt haben, in weitem Bogen sich an dem Ufer des hier eine schöne Kurve beschreibenden 6—700 m breiten Stromes amphitheatralisch hinzieht, so daß, wer an einem Ende steht, die ganze hochmalerische und trotz des an vielen Stellen zutage tretenden Verfalls wirklich imponierende Stadtfront überblicken kann.

Schon donnert der Zug über die Brücke, unter der des Stromes heilige Wellen rauschen, und in wenigen Minuten sind wir am Ziel



Uferpartie in Benares, im Vordergrunde Wischnutempel.

aller Hinduwünsche angelangt. Die Mannigfaltigkeit der am Ufer sich durcheinander drängenden und übereinander türmenden Bauwerke ist unbeschreiblich und übersteigt alle Begriffe; denn in bunter Abwechslung und planlosem Durcheinander und wunderlicher Unordnung, als ob es gegolten hätte, nur überhaupt ein Plätzchen am Ufer des heiligen Stromes zu erlangen, erblickt man Tempel, Moscheen, Paläste, Kapellen und Schreine in allen möglichen Größen und Bauformen, in allen Stadien der Vollendung, der Unvollendung und des Verfalls, viele, die sich zu nahe an den Strom wagten, von den Wellen unterspült und in mehr oder weniger bedenklichem Winkel sich zu dem Wasser hinabneigend, dazwischen gewaltiges, man möchte sagen zyklopisches Mauerwerk, die

hochgewölbten Kronen heiliger Bäume und vor allem die Ghāts, die hohen, in allen Winkeln sich durchkreuzenden, oft 80—100 stufigen Granittreppen, wie man sie wohl auch anderwärts in Indien, am Ganges überall, findet, aber nicht in diesen großartigen Dimensionen, alles wimmelnd und kribbelnd von Menschen, als hätte man in einen vollbesetzten Ameisenhaufen gestört. Machtvolle Steinbauten von vier, fünf und sechs Geschossen, einzelne verfallen und den Kindern der Armut als Unterschlupf preisgegeben, wechseln mit zierlichen Kapellen und Schreinen, Pavillons und Terrassen. Mitten aus der dem Strome zugekehrten Stadtfront aber erhebt sich in imponierender Höhenlage die Große Moschee, die wunderbar schlanken, 50 m hohen und unten kaum 3 m Durchmesser haltenden Minarettürme, leuchtend im blendenden Sonnenglanze des indischen Tages, stolz und kühn emporreckend ins strahlende Himmelsblau, wo die Adler und Falken und die nach den zahlreichen auf dem Strome treibenden stummen Nirwanapassagieren ausschauenden Geier kreisen, hier und da ihre Krallen ins blauglänzende Gefieder einer der zahllosen Tauben schlagend, die über dem Strome durcheinander schießen oder in Gemeinschaft mit den langschwänzigen, smaragdgrünen Papageien in dichten, in ewiger Unruhe befindlichen Scharen die Kuppeln, Kiosks und Pavillons, die Dachfirste, Gesimse, Balustraden und Fensternischen der Ufergebäude umflattern. Unten aber, zu Füßen der Ghāts, zieht der von Tausenden von Booten und badenden und schwimmenden Menschen belebte Strom mit seinen trüben, gelben Wogen majestätisch vorüber, immer neue Heiligungsfluten heranwälzend, immer neue Pilgerfluten herbeilockend, undurchsichtig wie ein Geheimnis, aber glänzend auf der Oberfläche, wie die heilige Benares aus der Ferne gesehen.

Welch ein buntes, lebendig bewegtes Bild, wenn am Morgen die große Menschenwoge aus der Stadt sich hinaus zu den Ghāts am Ufer des Stromes ergießt, an die Hunderttausend, zuerst, am frühesten Morgen, wohl schon von vier Uhr an, jedenfalls aber vor Sonnenaufgang, die Angehörigen der höchsten Kasten, nach ihnen die gewöhnlichen Kastenleute und endlich bis gegen neun Uhr die niedrigsten Kasten, die Männer, zumal die wohlhabenderen high-caste-Leute, in bunten, oft prachtvoll in Seide und Gold gestickten Kaschmirgewändern — denn Benares ist mit seinem enormen Fremdenverkehr eine Stadt des blühenden Handelsverkehrs, des Reichtums und des Luxus geworden —, die Ärmeren im bloßen Lendentuch (welches, beim Baden selbst, alle ohne Ausnahme tragen!), die Frauen in ihren scharlachfarbenen, grünen,

safrangelben, rosenroten und weißen, buntgemusterten Saris. Alles, was nicht am Tode liegt, nur die Kinder unter vier Jahren ausgenommen, badet täglich wenigstens einmal im Strome, sehr viele auch abends, Hohe und Niedere, Reiche und Arme, Alte und Junge, Männer und Weiber. Bis an die Brust stehen sie im Wasser, Gebete murmelnd, das köstliche Naß über das Haupt, die Schultern, die Brust und den Rücken ausgießend, die Frauen das tiefschwarze Haar aufgelöst. Männer und Frauen baden durcheinander, doch ist ein Gitter vorhanden, welches die Grenze andeutet, wo die Badeplätze der Frauen beginnen, die allein baden wollen und von ihrem brahmanischen Guru begleitet hinabsteigen in die Flut, unter ihnen altersschwache, von der Last der Jahre gebeugte, von Krankheit und mancherlei Kummer abgezehrte Mütterchen, die in ihrem wahrhaft rührenden kindlichen Glauben an die heiligende Kraft der wunderbaren Stromeswellen, wiewohl ihnen das heimliche Grauen vor der kalten Flut anzusehen ist, doch keinen Augenblick zaudern, in ihren leichten Baumwollengewändern, durch die der scharfe Morgenwind durchdringt, bis an die welke Brust hinabzusteigen ins Wasser, dessen Kälte ihnen im ersten Augenblick den Atem raubt und den ganzen Körper erschauern macht, unterzutauchen und dann in ihren triefenden, am kümmerlichen Körper anklebenden Gewändern in der Flut stehend, mit frostbebenden blauen Lippen ihre Gebete und heiligen Anrufungen zu verrichten, während die kleine abgezehrte Hand eifrig das heilige Naß über Haupt, Brust und Schultern sprengt.

Und wie sieht es im Innern der über 1000 Tempel und 300 Moscheen zählenden Stadt aus, wo die heiligen Kühe frei herumlaufen, wo die heiligen Affen auf den Tempelsimsen hocken und fast mehr Recht haben als die Menschen, wo man den Brautpaaren nicht Blumen, sondern frischen Kuhdung auf den Hochzeitsweg streut, wo an allen Ecken und Enden die elephantenköpfigen Bilder des dickbäuchigen Ganesa, des Gottes der Weisheit, stehen und Anumans, des Affenkönigs, rotbemaltes Bild, weit ausschreitend, so häufig gefunden wird, wie an wenigen Orten Indiens, wo die heiligen Pfauen sich auf den Geländern und Mauersimsen brüsten, die saphirbedeckten Smaragdschweife im Sonnenglanze breitend, und die Blütenverkäuferinnen mit ihren duftenden, in allen Farben glühenden Blüten und Blumen vor den Tempeltüren hocken, ihre bunten Kränzchen und Einzelblüten den Tempelbesuchern zum Blumenopfer anbietend?

Den besten Überblick über die Stadt, besonders das schöne Europäerviertel Sikrol, die Ghâts und den Strom mit der dahinter liegenden

flachen Landschaft, wo inmitten einer üppigen Vegetation in der unabsehbaren Niederung Dorf an Dorf sich reiht, hat man von einem der achteckigen, 74 m hoch sich über den Spiegel des Ganges erhebenden Minars, welche die bereits erwähnte, von Aurengzib an Stelle eines „eigens zu diesem Zwecke" abgebrochenen Hindutempels erbaute, äußerlich unschöne und völlig schmucklose Moschee am Stromufer hoch und schlank überragen. Der Anblick der Stadt aus dieser luftigen Höhe ist eigenartig, aber nicht schön. Vergebens sucht das Auge beim Blick über dieses unschöne und viele armselige Gebäude enthaltende Häuserlabyrinth, welches eine zusammenhängende dichte Masse von flachen Dächern und dazwischen sich erhebenden meist unbedeutenden Tempeln bildet, einen anziehenden, ihm wohltuenden Ruhepunkt, vergeblich eine Spur des Reichtums und der Pracht, von denen man so viel hört, wenn von Benares die Rede ist.

Auch beim Durchschreiten der Stadt sind es zweifelhafte Genüsse, die sich dem Auge und der Nase bieten, mag man nun die Tempel betreten oder durch die engen, winkligen Gassen wandern, deren vielfach sechs Stock hohe Häuserzeilen oft so nahe aneinander treten, daß ein Reiter kaum die Straße passieren kann, zumal die appetitlichen, als Heizmaterial dienenden getrockneten Kuhfladen, deren jeder das Handzeichen seiner Herstellerin, eine ausgebreitete Hand, auf der Oberfläche trägt, in großen Haufen an den Häuserfronten aufgeschichtet sind und zur Verengerung der Straße beitragen, deren Dachgalerien vielfach von einem Dache zum anderen über die Straße gehen. Ganze Straßen bestehen fast ausschließlich aus armseligen, vorn offenen Handwerker- und Arbeiterwohnungen, deren Bewohner neugierig aufblicken, aber ohne sich in ihrem Tun irgendwie stören zu lassen, wenn der langgedehnte Ruf des Kawassen, „Pascha —!" das dichtgedrängte braune Straßenpublikum zum Ausweichen auffordert, damit die Equipage des Europäers nicht stecken bleibt im dichten Gewühl.

Die Häuser sind nicht nur ohne jeden Schönheitssinn erbaut, schmucklose, langweilige Backsteinbauten, sondern auch sehr vernachlässigt und oft recht verfallen. Niemandem fällt es ein, die riesigen, großen schmutzigen Musselinschleiern ähnelnden Spinnweben, deren Fäden nicht strahlenförmig und in Polygonform angeordnet sind, sondern überkreuz, wie die eines einfachen Gewebes, von den zerbröckelnden Backsteinwänden der Häuser zu entfernen, die häufig in einer alle Gesetze der Proportion und Perspektive grausam verhöhnenden Weise mit den aus Rötel, Zinnober und Indigo hergestellten Kunstschöpfungen

eingeborner Malkünstler bekleckst sind und außerdem noch einen eigenartigen, mir unverständlichen „Schmuck“ zu tragen pflegen, der allenthalben das Auge beleidigt: große gemalte Hände mit einem blutroten Fleck in der hohlen Handfläche.

Der Verkehr auf den ohnedies schon engen und gedrängerfüllten Straßen wird noch dadurch erschwert, daß dieselben mit Elefanten, Kamelen, Pferden, freilaufenden schwarzen und silbergrauen Kühen und Hundekötern, Schafen, Gangesmeerschweinchen und Pfauen an-



Die Große Moschee am Gangesufer in Benares.

gefüllt sind, die natürlich in ihrer Weise für Sauberkeit sorgen. Wohin man blickt — Tempel an Tempel, mit Blumen und Reiskörnern bestreute Lingams, Ganesa- und andere Götzenbilder zu Hunderttausenden, heilige Stiere, Affen u. dgl. mehr, ein lärmendes Durcheinander von Menschen und Tieren, durch dessen sinnverwirrendes Getöse die Betglocken unaufhörlich ihr aufdringliches, nervenzerrüttendes Geläut erschallen lassen. Und flüchtet man aus diesem Wirrwarr von Tönen und Erscheinungen hinein in eins der Heiligtümer, in der Hoffnung, dort in feierlicher Andachtsstille aufatmen und sich selbst wiederfinden zu können, so ist man erst recht enttäuscht — nichts Erhebendes, keine Ge-

legenheit zu stiller Sammlung, sondern nichts als Lärm und Unruhe, viel sittlicher Schmutz und nasenbeleidigende Gerüche, unter denen der Duft im Wasser verwesender Blumen eine hervorragende Rolle spielt. Da ist „das heiligste der Heiligtümer", Bidschidschar Karmandil, ein niedriges, unansehnliches Steingebäude, der geschmacklose Überbau eines hochheiligen Brunnens. Worauf derselbe seinen Anspruch auf besondere Heiligkeit gründet, mag übergangen werden; jedenfalls ist es ein besonders wertvoller Augenblick, wenn der Urin der im Tempel befindlichen heiligen Kuh sich mit dem Wasser des Brunnens vermischt und die Glocke dies Heilsereignis verkündet. Dann eilt alles herzu und schöpft und trinkt, und der ekelhafte Eindruck der Szene wird entschieden nicht gemildert durch den anwidernden Anblick der rotgetünchten Wände und der darauf abgebildeten Stiere und anstößigen Symbole, welche wie nichts dazu angetan sind, die sittliche Versunkenheit des indischen Heidentums zu offenbaren.

Die hervorragendsten Gebäude der „auf einer Zinke der Gabel Wischnus ruhenden" Stadt, der „ursprünglich aus purem Golde erbauten, aber um der Sünden ihrer Bewohner willen dann erst in Stein und endlich in Lehm und Stroh verwandelten", die, alle aus Quadersteinen aufgeführt, dem Besucher besonders in die Augen zu fallen pflegen, sind der „Goldene Tempel des Siva", dicht dabei das von Dschai Sing erbaute Observatorium Man Mandir, der Tempel von Bērunath, der Affentempel beim Durga Kund, etwa noch die buddhistische Stupa bei Sarnath, $5^1/_2$ km nördlich vom heutigen Benares, wo Buddha zuerst lehrte, unter den Ghāts besonders die Dasasamidh-Ghāt und die Manikarnika-Ghāt.

Der Name des direkt unterhalb der Großen Moschee gelegenen und von zahlreichen anderen Tempeln umgebenen „Goldenen Tempels" hat nur insofern eine gewisse Berechtigung, als eine von seinen Kuppeln durch Randschit Sing teilweise — an den Kassituren — mit Gold bekleidet wurde. Welch ein Gewirr und Gewinkel von neben- und übereinander sich drängenden Gebäuden umgibt diesen stets von Bettlern und Blumenverkäuferinnen umlagerten Tempel, in dessen Nähe wegen der Nähe der Manikarnika-Ghāt und der Zugkraft, die der Tempel selbst ausübt, immer ein reger, in den schmalen und steilen Ufergassen auf und ab flutender Verkehr stattfindet! Viele steigen hinab zum Strome, viele treten auch ein ins Heiligtum, die Hände gefüllt mit den Opferblumen, die sie draußen für einige Peisas oder eine Handvoll Reiskörner erstanden haben, oder dem Gott eins von den



Eine Schönheit aus Benares.

draußen ebenfalls feilgebotenen wächsernen Gliedern darbringend, in derselben Manier und zu demselben Zwecke, wie wir das mitten in der Christenheit in katholischen Gegenden beobachten können.

Der Tempel ist dem Siva, unter dem Namen Bischeswara oder Vischeswara, geheiligt, der uns auch aus anderen indischen Namen als Ischwara und Isuren entgegenklingt. Er enthält drei ziemlich unbedeutende, mit Kuppeln bedachte Räume, in deren jedem, ganz in Opferblumen begraben, ein Lingam steht, das nie trocken wird von

Gangeswasser. Nachdem das heilige Wasser das unheilige Bild benetzt hat, fließt es durch eine Abzugsrinne, vermischt mit einem Teile der geopferten Blumen und Blütenkronen, in den außerhalb des Tempels angebrachten Gia Bapi, den „Brunnen des Wissens“ ab, aus dem die Andächtigen mit lechzender Heilsbegier schöpfen, obschon sein trübes Wasser mindestens ebenso unappetitlich wie heilig ist, indem es wegen der darin enthaltenen faulenden Blumenreste lebhaft an das einer Blumenvase erinnert, in der ein Reseda- oder Levkojenstrauß längere Zeit gestanden hat. Heiligkeit und Unappetitlichkeit sind eben zwei in Indien sehr häufig nahe beieinander liegende Begriffe — man braucht nur an die Schmutzfinken von Saniasis und Fakiren zu denken. Unaufhörlich flutet die Menge ab und zu, um den im Tempel geführten religiösen Gesprächen zu lauschen und ihre Sündenbeichte abzulegen, deren Inhalt jeder Sachverständige ihnen von der betupften und bestrichelten Stirn ablesen kann, wenn sie nach erhaltener Absolution die Tempel verlassen, die meisten nicht ohne die von der Decke herabhängende Bronzeglocke ein- oder mehreremal anzuschlagen.

Viele kleinere Tempel umgeben den „Goldenen“, verschiedenen Gottheiten geweiht, einer darunter dem „Fährgotte“ Tarakeswara, wirkungsvoll sich von dem dunklen Laubwerk der dahinter stehenden heiligen Bäume abhebend, wenn man vom Flusse aus den Blick über die Tempelkolonie schweifen läßt.

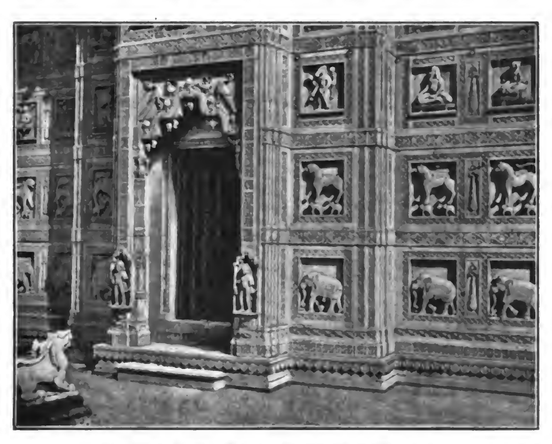
Dicht beim Goldenen Tempel liegt auch das Man Mandir, das große, von Dschai Sing erbaute Observatorium, ein in freier Höhenlage hoch sich emportürmender, in geschmackvoller und reicher Ausführung aus roten Sandsteinquadern errichteter Bau mit kolossalen Quadranten und Gnomen und steinernen Sternkarten, wenn auch in etwas geringeren Größenverhältnissen als die Sternwarte von Delhi angelegt. Es ist ebenso bedauerlich wie verwunderlich, daß zur Erhaltung dieses interessanten Gebäudes gar nichts geschieht, dessen verödete Hallen und verfallende Prachtornamente an Bögen und Fenstern der heiligen Benares als der „Gelehrtenstadt“ Indiens wenig Ehre machen.

Auch Benares hat seine reich mit Inschriften bedeckte Asokasäule; dieselbe steht im Hofe des Museums.

Der durch seine heiligen Affen bekannte Affentempel von Durga Kund ist eine besondere Merkwürdigkeit von Benares. Er liegt etwa 5 km südöstlich von der Stadt jenseits eines mit vereinzelten Ansiedelungen bedeckten Geländes bei dem kleinen Dörfchen, welches seinen

Namen von dem heiligen Teiche hat, der dicht beim Tempel liegt und ganz in Fruchtbäumen und Bananengärten begraben ist.

Die zahlreichen gelbbraunen, langgeschwänzten Affen, die größten unter ihnen von der Größe eines starken Hundes, führen ein beneidenswert sorgenloses, ungebundenes Dasein. Wenn ihnen das Abreißen und Zerpflücken der Blumen und Blütenzweige in der Umgebung des Tempels zu langweilig wird, dann decken sie zur Abwechslung den Dorfbewohnern, die sich natürlich durch so heiligen Besuch geehrt fühlen,



Skulpturen in einem der Stadttempel (Sumeree) in Benares.

die Dächer ab, oder was sie sonst für „heilige" und geistreiche Kurzweil treiben; wenn es ihnen auf den Simsen des in den Tempelvorhof führenden Portikus nicht mehr gefällt, so geht's lustig hinauf ins dunkellaubige Gezweig der prächtigen Baniane, die vor dem Tempel steht, um nachzusehen, was die Papageien da oben treiben. So wissen sie sich immer neue Unterhaltung zu verschaffen und sich ihr für das Bestehen der Welt so wichtiges Affendasein zu versüßen. Nahrungssorgen kennen sie nicht, denn es fehlt nie an andächtigen Tempelbesuchern, die es sich für eine besondere Ehre anrechnen, ihnen Futter zu streuen, und wenn die eine oder andere Nachbarin im Dorfe einmal ihren Reis

besonders schmackhaft zugerichtet hat, dann bittet sich der langgeschwänzte Herr Vetter einfach zu Gaste und läßt sich im Kreise der Familie mit nieder. Sie haben ihre eigene liebenswürdige Art, ihre etwaige Unzufriedenheit mit dem ihnen Dargereichten zum Ausdruck zu bringen — mancher zerzauste Hindukopf und manches zerkratzte Hindugesicht kann davon erzählen. Anzutasten wagt sie niemand, höchstens daß man sie mit einer leichten Handbewegung fortscheucht, wenn sie zu aufdringlich werden. Die Besucher des Tempels werden gewöhnlich veranlaßt, ihnen eine Schüssel voll gerösteter Koikörner, die am Tempeleingang verkäuflich sind, zu spendieren, und der Spaß, welchen der Anblick der immer dreister und zutraulicher werdenden, grunzenden und augenzwinkernden, sich wohl auch miteinander balgenden Burschen gewährt, ist die kleine Ausgabe reichlich wert.

Der Tempel besteht in einer unbedachten quadratischen Säulenhalle, deren reichskulptierte Säulen im Innern der nach außen massiven Tempelwände stehen. In der Mitte des freien Raumes steht unter freiem Himmel das Heiligtum, ein kleiner zwölfsäuliger Pavillon, in dessen Schatten die wenigen vorhandenen Priester ein ebenso unnützes Faulenzerdasein führen, wie ihre vergötterten Affen. Ein scheußliches, mit lächerlich buntem Zierat behangenes Bild der schwarzen Kali Durga streckt dem Besucher die feuerrote Zunge entgegen, auf dem Haupte eine große Goldkrone.

Wir rüsten uns, Benares zu verlassen. Wir tun es nicht, ohne vorher noch einen flüchtigen Blick auf eins der merkwürdigsten Bauwerke der Erde geworfen zu haben, welches, mit seinem rauhen steinernen Massiv über 30 m hoch aus der Erde aufragend, die ganze umliegende Landschaft beherrscht, von fern mehr einem sonderbar geformten Felskegel ähnelnd als einem Turme. Es steht in Sarnāth, an der einige Kilometer nordöstlich von Benares gelegenen Stätte, wo Buddha zuerst seine Lehre verkündigt haben soll, und ist besonders merkwürdig durch die zum Teil nackten, zum Teil auch mit kunstvoll ausgearbeiteten Gewändern bedeckten Sandsteinstatuen, welche früher in den Nischen des unteren kreisrunden Turmbaues standen, und die mit ihren platten Nasen und riesengroßen Augen und sonderbar gelockten und teilweise glatt am Kopfe anliegenden Haaren einen Volkstypus repräsentieren, den man heute in ganz Indien vergeblich sucht. Die breiten Steinbänder, welche den mittleren Teil des Turmes umziehen, sind mit äußerst geschmackvollen und in ihren Konturen trotz des enorm hohen Alters wunderbar scharf erhaltenen Skulpturen — Lotosblumen und

Arabeskenranken — bedeckt. Der obere Teil des eine kompakte Steinmasse bildenden, an der Basis gegen 35 m Durchmesser haltenden Turmes, den man — ob mit Recht?? — für eine buddhistische Stupa hält, ist seines Steinmantels entkleidet, so daß das zerbröckelte, mit Pflanzenwuchs überwucherte Backsteinwerk, welches den Kern bildet, zutage liegt. Auf der den sonderbaren Bau umgebenden Fläche, die auch einen Hindutempel neueren Datums trägt, soll einst eine große, mächtige Stadt gestanden haben, von deren Dasein die noch vorhandenen



Buddhistische Stupa in Sarnāth bei Benares.

Trümmer und Ruinen Zeugnis geben. Wer die Erbauer dieses offenbar uralten, durch die Massenhaftigkeit seiner Verhältnisse imponierenden Turmes waren, wird schwerlich jemals mit absoluter Sicherheit festgestellt werden können.

Ein wunderbarer Rosenduft dringt auf der Fahrt nach Kalkutta durch die offenen Kupeefenster. Das sind die Rosen von Ghāsipur, der freundlichen Rosenstadt, die mit dem Duft ihrer dunkelroten Röslein, welche die ganze Umgebung in einen Purpurmantel hüllen, ganz Indien erfüllt; denn von hier kommt das kostbare Rosenwasser, welches in den Senanas und bei Festlichkeiten, besonders bei Hochzeiten, eine so

große Rolle spielt. In vollen Zügen atmen wir den würzigen, berauschenden Duft ein und erfreuen uns am Anblick der mit Tausenden und Abertausenden von niedrigen Sträuchern besetzten und mit Millionen von Blüten bedeckten Rosenfelder. Bald ändert sich das Bild; wie bisher alles glühte in roter Pracht, so schimmert es nun durchs Grün der Felder in weißer Pracht, wie ein grüner, mit weißen Wasserrosen bedeckter See. Das sind die gewaltigen, weit ausgedehnten Mohnfelder, die sich um Asims Bihār-Hauptstadt Asimābād, die Palibothra der griechischen Klassiker, heute Patna genannt, und südwärts durchs ganze hügelreiche Opiumland Bihār dehnen, dem Auge ein lieblicher Anblick und für die Regierung eine Quelle reicher Einkünfte, aber für Tausende die Ursache körperlichen Siechtums und geistigen Ruins. Meilenlang zieht sich die Stadt mit ihren Vorstädten am Stromufer entlang, mit engen, unsauberen, nur nach dem Strome zu etwas breiteren und besseren Straßen, die Häuser meist nur aus Ton und mit Ziegeln gedeckt, in den Vorstädten gar nur aus Bambus und Matten zusammengesetzt und mit Gras gedeckt. Nur die Häuser der zahlreichen wohlhabenden Kaufleute machen eine Ausnahme.

Von hier aus fahren viele Dschainapilger nach Südosten ab, die den 1395 m hohen Parasnāth, den Mount Aboo des Ostens, besteigen wollen, von dessen Gipfel man bis hinauf zum heiligen Strome blickt. Zahlreiche kleine, aber sehr geschmackvoll und zierlich aus dem an Ort und Stelle vorhandenen Felsenmaterial (Granit) erbaute Tempelchen erheben sich auf den kahlen Felsvorsprüngen des bis hoch hinauf waldigen Kammes, der heiligste unter ihnen der an den Adamspik auf Ceylon erinnernde Tscharin, die „Spur des heiligen Fußes", von einem Dickicht von Pisang und Banianen umgeben und außer Parasnaths aus Stein gehauenen Füßen und einigen marmornen Buddhabildern nichts Bemerkenswertes enthaltend.

Um es zu verstehen, wie es möglich ist, den Ganges auf solche Entfernungen, wie vom Parasnat aus, noch zu sehen, muß man die Größe des hier dem Delta zueilenden und durch starke Seitenströme verstärkten Flusses bedenken. Ein mächtiger, stellenweise bis zu 8 km breiter Strom schmutzigen Wassers, so fließt er zwischen steilen Alluvial- oder Sandufern auf der einen und flachschlammigem Ufer auf der anderen Seite dahin, reich an Sandbänken, die sich aus dem Strombett erheben und besonders da, wo größere Nebenflüsse einmünden, oft eine große Ausdehnung annehmen, von massigen, säulenartigen, vom Winde zusammengeführten Sandpfeilern umgeben, deren ein-

zelne sich bis zu 25 m Höhe auftürmen. Auch dieser Teil Bengalens hat in der trockenen Zeit unter gewaltigen, die ganze Luft verfinsternden Staubstürmen zu leiden.

Von Patna geht die Fahrt durch die reichen bengalischen Kohlenfelder, deren Schächte durch dicke Alluviumschichten hinabgetrieben sind, obwohl die Kohle in diesem reichen, üppig angebauten Gebiete zutage liegt. Malerisch liegt sie mit ihrem Fort und dem jetzt als Gefängnis



Der Maharadscha von Bardwân.

dienenden Palaste Asims, des Sohnes Akbârs, am Strome, die von vielen Europäern und Halbeuropäern bewohnte Monghair, von der uns der Zug weiter führt zu der Hauptstadt des Maharadscha von Bardwân, eigentlich nur eine Gruppe von 73 oft ganz in den Mango- und Feigenbäumen begrabenen und von schlanken Palmen überragten Dörfern, die sich um den Palast und die Gärten des Radscha lagern.

Während es einst eine Zeit gab, wo Frankreichs Machteinfluß sich über den ganzen Süden von Indien erstreckte, besitzt dasselbe heute nur noch fünf kleine Territorien, die seinen gesamten vorderindischen Territorialbesitz ausmachen und zusammen nur eine Fläche von 50914 ha

repräsentieren, nämlich das dicht bei Kalkutta gelegene nur 940 ha große Gebiet der Stadt Tschandernagar („Sandelholzstadt"), auf der Westküste Mahé mit 5909 ha, in Orissa das 1429 ha große Janaou (Janaou), im Tamillande an der Koromandelküste südlich von Madras Pondichéry (Pudutschēri) mit 29122 und südlich von dem früher dänischen Trankebar (Tarangambadi) Kārikāl mit 13515 ha.

Das 1673 von Dupleix gegründete Tschandernagar, welches wir auf der Weiterfahrt nach Kalkutta berühren, war einst eine in hoher Blüte stehende Faktorei und schien ganz das Zeug zu einer künftigen Großstadt zu haben. Heut liegt sie traurig in Ruinen am Ufer des majestätischen Stromes, und alle Pracht der Natur, welche sie, die in einem wahren Walde von Palmen, rotblühenden Flambos und Baobabs begraben, schmückt, kann den traurigen Eindruck nicht verwischen, den ihr gänzlicher Verfall jetzt macht. Überall, wohin man blickt, zeugen die am Boden verstreut liegenden, von üppigem Grün umwucherten Säulenstümpfe, die geborstenen Karniese und Kapitäle der zerstörten Tempel und verfallenen Paläste von dem, was sie einst war und noch hätte werden können, wenn die mächtige Rivalin Kalkutta nicht gewesen wäre. Die Stadt zählt heute noch nicht einmal 25000 Einw., deren Häuser sich zwischen den Trümmern der alten Stadt erheben.

Auch die nette, freundliche, von zahlreichen Europäern besuchte Sirampur, die „Stadt des glückseligen Rama", in der die erste bengalische Zeitung, der „Friend of India", erschien, ist trotz ihres echt indischen Namens eine europäische Gründung; bis 1845 war sie dänisch und trug den Namen Frederiksnagar.

Sirampur ist durch ihre großen Götzenfeste berühmt, unter denen sich besonders die „Durga Pudscha" auszeichnet, welche im Herbst gefeiert wird. Eine wahre Völkerwanderung ergießt sich dann aus den Straßen Kalkuttas hinaus an den Strom, um hinüber zu fahren nach der Eisenbahnstation von Haura (Howrah), dem „New-Jersey Kalkuttas", wo das Gedränge ganz ungeheuer ist. Zu Tausenden liegen und kauern die Menschen auf dem gepflasterten Perron, viele äußerst dürftig, andere besser gekleidet, alle mit ihrer Wasserpfeife, einem Bündelchen gerösteter Reiskörner und etwas Reisegeld im Kleiderzipfel bewaffnet, viele von ihnen mitten in dem ungeheuren Lärm fest schlafend, da sie mehrere Tagereisen weit hergekommen sind. Aber nicht nur gemeine Leute machen den Humbug mit, auch stolze schriftkundige Babus mit englischen Patentstiefeln und einem langen Gefolge von Anverwandten und Anhängern schreiten stolz durchs Ge-

dränge, sogar zahlreiche hochnäsige Exemplare von „Jung-Bengalen“, die es sich trotz ihrer Aufklärung und recht geflissentlich bei jeder Gelegenheit zur Schau getragenen Intelligenz doch nicht versagen können, an den Freuden des Rathadschatra, des Wagenfestes, teilzunehmen. Um Ausreden sind sie nicht verlegen, wenn man sie daraufhin anredet, und wäre es nur, daß sie mit gelehrtem englischen Redeschwall auf die Eleusinischen Mysterien u. dgl. verweisen.

Am gefährlichsten wird das Gedränge, wenn es ans Einsteigen geht; da kann man ganz dieselben Bilder sehen wie auf unseren großstädtischen Bahnhöfen vor Pfingsten oder Weihnachten. Da muß mancher wieder aussteigen, der kurzen Prozesses sich ein Plätzchen in der ersten Klasse gesichert hatte; alles sucht und schreit durcheinander, Frauen, die ihre Männer verloren haben, weinen laut, bis endlich der Schaffner sie alle wie eine Schafherde in die Wagen treibt. Rasch geht es durch Sumpf und Dschangel und Reisfelder dahin, bis die hohen Spitzen der das Stationsgebäude überragenden Götzenwagen verkünden, daß Sirampur erreicht ist.

Die Stadt ist reich an interessanten Erinnerungen und hat in der Mission eine hervorragende Rolle gespielt; auch Carey hat hier gelebt. Zahlreiche Ruinen, besonders längs der 1 km am Strome sich hinziehenden Hauptstraße, bezeugen, daß Sirampur einst bessere Tage gesehen hat. Die Häuser der Europäer und Eurasier sind stattliche, von freundlichem Gartengrün umgebene Gebäude. Die Druckereien, in denen eine große Anzahl von Bibelübersetzungen gedruckt worden sind, haben den Grund zu einer bengalischen Volksliteratur gelegt.

Den Höhepunkt des Festes bildet der Augenblick, wo Saganatha, „der Herr der Welt“, vor den Augen seiner Verehrer enthüllt wird, ein gräßlicher Kerl, dessen Kopf dreimal zu groß für den Körper ist, die Augen dreimal zu groß für den Kopf. Am Anfang des Festes tritt er seine „Badereise“ an, die Snana Dschatra, 14 Tage später seine große „Wagenreise“, die Ratha Dschatra, auf der ihm an die 20 000 Menschen das Geleite geben, während er auf einem der 15 und 20 m hohen Götzenwagen (rathas), unförmlichen, mit rohen Bildern dekorierten und oben spitz endenden, auf 24 Rädern laufenden Türmen, thronend umhergefahren wird von der wie besessenen Menge, welche die Hunderte von Ellen langen Zugtaue von reichlich Armesdicke anzieht und unaufhörlich ihr „Hari bol! Hari bol!“ schreit, das dem in Südindien gebräuchlichen „Gowinda!“ entspricht.

Abgesehen von den großen Städten Nordamerikas gibt es kaum eine Stadt in der Welt, die sich eines so schnellen Aufblühens und so

gewaltigen Wachstums rühmen könnte, wie die erst 1682 gegründete Hauptstadt Ostindiens, Kalkutta, die heute mit ihren Vorstädten eine Fläche von mehr als 30 englischen Quadratmeilen bedeckt und einschließlich der am anderen Hugliufer liegenden „weißen Stadt“ Haura (Howrah) heute rund 1¼ Million Einwohner zählt. Sie hat also alle Städte des britischen Ostindien überflügelt und ist noch fortwährend in lebhaftem Wachstum begriffen. Wer in Indien Geld erwerben und sein Leben genießen will, der muß nach Kalkutta gehen, dem „Tummelplatz des Gelderwerbes und Sinnengenusses“.

Die große Kapitale ist eine ganz moderne Stadt. Zwar bewegt sich das Leben der Eingeborenen auch hier in den alten, durch den „Brauch“ geheiligten Formen und man begegnet beim Blick in die Häuser derselben und beim Durchschreiten der native-Straßen überall den stereotypen Bildern indisch-orientalischen Volkslebens, wie anderwärts, aber die Stadt trägt trotzdem an vielen Orten ein wesentlich europäisches, modernes Großstadtgepräge, wobei der Umstand besonders mit in die Wagschale fällt, daß, eben weil sie eine verhältnismäßig noch junge europäische Neugründung ist, die großen Hindutempel und gewaltigen Moscheen und Mausoleen, die in anderen indischen Großstädten unser staunendes Interesse in Anspruch nahmen, hier völlig fehlen. Ein Dschainatempel in einer der Vorstädte, mit wundervollem Garten und Teich, macht eine Ausnahme. Desto imponierender ist der Eindruck, den die ausgedehnten Schiffswerften am Strome und die dahinter protzenden umfangreichen Faktoreien und Warenlager, die mächtige Hafenanlage mit ihrem riesigen Schiffsverkehr und die an den öffentlichen Plätzen und Promenaden der Native Town und des Tschoringhi-Viertels meist im säulenreichen Spätrenaissancestil aufgeführten öffentlichen Gebäude und Paläste machen, die allerdings großenteils mehr durch ihre großen Dimensionen als durch hervorragende architektonische Schönheit in die Augen fallen und schon Lord Cornwallis veranlaßten, Kalkutta eine „Stadt der Paläste“ zu nennen.

Eine Einzelbeschreibung derselben wie überhaupt eine genau orientierende Detailschilderung der ganzen riesigen Stadt zu geben, verbietet sich bei der engen Raumbemessung dieser Ausführungen ganz von selbst, ist auch darum ganz entbehrlich, weil gerade Kalkutta von vielen, die Indien besucht haben, mit besonders behaglicher Breite und Ausführlichkeit beschrieben worden ist. E. Arnold hat ganz Recht, wenn er (in freier Übersetzung) schreibt: „Die botanischen Gärten von

Kalkutta mit ihren Mahagonibäumen und glänzenden Palmengruppen, die reizenden Edengärten, der Palast des Königs von Audh, der Lal-Basar, die in schattigen Tropenhainen vergrabenen und an schönen, mit Schlinggewächsen, weißen Lotos und Seerosen überwucherten Teichen gelegenen Vorstadtdörfer, die mit ihren togaartigen Gewändern und stolz getragenen dunklen Häuptern an die alten Römer erinnernden, aber den am wenigsten kriegerisch angelegten Menschenschlag der Welt darstellenden Bengalis, die fashionablen Promenaden, die langen Reihen



Aus den Eden Gardens, Kalkutta.

von Steamern und Segelschiffen, das Fort, die Denkmäler und — die Moskitos sind schon zu oft beschrieben worden, als daß eine Wiederholung ratsam wäre. Kalkutta ist ein großes, geschäftiges indisches Liverpool, auf einem Sumpfe erbaut und das Aussehen und den Namen einer großen Kapitale tragend, weil es eben Sitz der Regierung geworden ist".

Eine riesenhafte Schiffbrücke verbindet Kalkutta mit dem gegenüberliegenden Haura. Alle seefahrenden Nationen zeigen im Hafen der großen Welthandelsstadt ihre Flagge und die größten Handelsschiffe können bis an die Stadt vordringen und an den in langen Reihen im Hafen festliegenden Ankerbojen anlegen. So findet ein immer-

währendes Kommen und Gehen statt, und gewaltige Handelswerte, die sich nach Milliarden berechnen, werden alljährlich im Export und Import umgesetzt. Man muß diesen großartigen Schiffsverkehr und die in den Vierteln Kidderpur und Hastings am Strome sich hinziehenden kolossalen Werften und Reparaturstätten, Faktoreien und Speicher gesehen haben, um einen Begriff von der Bedeutung dieses mächtigen Handelsemporiums zu bekommen.

Die öffentlichen Gebäude und hervorragenderen Palastbauten sind ausnahmslos an schönen, weitläufigen und im großen Anlagenstile gehaltenen Rasenplätzen, Parks, Reitwegen und öffentlichen Promenaden gelegen, die wichtigsten und bedeutendsten im stattlichen, am Maidan gelegenen Europäerviertel Tschoringhi, auch in der Schwarzen Stadt; so die große Kathedrale, das Kaiserliche Museum, das imposante Stadthaus, der Justizpalast, das Postgebäude mit seinem großartigen Säulenvorbau von 16 m Höhe und der hochgetürmten Kuppel und der 1804 für 2,6 Millionen Mark erbaute Regierungspalast, in der Native Town die stattlichen Regierungs- und Missions-Kolleges und die Universität.

So kann man Kalkutta in der Tat eine „Stadt der Paläste" nennen, eine Bezeichnung, die sich einem unwillkürlich auf die Lippen drängt, wenn man über die weite grasbewachsene Esplanade blickt, den schönsten öffentlichen Platz, den eine Großstadt besitzt, mit seiner Umrahmung von stolzen Gebäudefronten und glänzenden Palastbauten. Der große Platz ist nach allen Richtungen von schönen, breiten Straßen durchkreuzt, und man weiß nicht, welcher Anblick fesselnder ist, der auf die landeinwärts vom herrlichsten Palmenhintergrunde sich äußerst malerisch abhebenden gelben und weißen, allerdings während der Regenzeit in ihrem sauberen Aussehen oft wesentlich beeinträchtigten Palastfronten, oder der nach dem Strome und dem ihn bedeckenden Mastenwalde. Besonders der Regierungspalast mit seiner stolzen safranfarbigen Kuppel, den ragenden Fronten und mächtigen Torwegen, aus dessen prächtigen Hallen und Salons man den ganzen Maidan mit seinen zahlreichen Denkmälern der um das englische Indien verdienten Männer überblickt, macht einen stolzen, wahrhaft königlichen Eindruck, und es dürfte wohl lediglich die ländliche Stille und reinere Luft des 12 Meilen stromaufwärts gelegenen Barrackpur sein, welche den Vizekönig veranlaßt, in seiner dortigen palastartigen Villegiatur inmitten wundervoller Park- und Gartenanlagen winters über Wohnung zu nehmen.



Dardschiling.

Das zwischen Kidderpur und Tschoringhi gelegene Fort William, ein nach Vauban befestigtes Oktogon, das mit drei Seiten an den Strom stößt, wurde nach der Schlacht von Plassey und der Einnahme von Kalkutta durch den Nabob von Bengalen, der die Stadt bald wieder herausgeben mußte, im Jahre 1757 von Lord Clive mit einem Aufwand von 40 Millionen Mark auf einem bis dahin mit dichter Waldung und zwei Dörfern bestandenen Ufergelände erbaut. Die erwähnte Esplanade liegt zwischen dem Fort und dem City-Stadtteile.

Die Native Town bietet, abgesehen von den öffentlichen Gebäuden, wenig Anziehendes. Die Basare sind überfüllt, und die Wohnhäuser der besser Situierten, der Beamten und der höheren Kasten, machen einen schwerfälligen, protzenhaften Eindruck, der fast noch mehr abstößt als die Armseligkeit der von den niederen Kasten bewohnten Gebäude. Allerdings wird der Gesamteindruck wesentlich durch die prächtigen Palmen und Blütenbäume gehoben, welche manchen Quartieren ein fast parkartiges Aussehen verleihen.

Der so vielgenannte Botanische Garten von Kalkutta unterscheidet sich in seiner Anlage wenig von unseren botanischen Gärten. Freilich die indische Sonne zeitigt in seinen weiten, wohlgepflegten und von schönen Wegen durchzogenen Räumen ganz andere Dinge, als wir armen, schon mehr auf der Schattenseite unseres Planeten wohnenden Erdenbürger sie in unseren Gärten zu sehen bekommen. Wir staunen schon, wenn wir nur in das Palmenhaus von Herrenhausen eintreten. Dort aber — welch liebliche und großartige Schöpfungswunder finden wir auf engem Raume in denkbar größter Mannigfaltigkeit vereint, welche Pracht der Palmen, der Blüten- und Frucht- und herrlichsten Laubbäume, der Orchideen und Beetblumen, der Stauden und Gräser, neben allen nur möglichen Nutzpflanzen! Fast geringschätzig blickt die stolze Königspalme, wie der Brahmine auf den Paria, auf das gewöhnliche Gesindel von Palmen, zu denen sie auch die königliche Kokos und Palmyra rechnet, herab. Alles ein Duft und eine Farbenpracht, umgaukelt von großen Schmetterlingen, deren buntes Flügelkleid an Glanz und Farbenschmelz mit dem Gefieder der Vögel wetteifert, die oben in den Zweigen sich umtreiben.

Diese spielen nicht nur hier im Garten und in den öffentlichen Anlagen, wie auch anderwärts in indischen Städten, eine Rolle, sondern sogar in den Hotelhöfen, wo sie sich um die Küchenabfälle balgen, gravitätische Marabuts und freche Krähen und Dohlen, bunte Spechte und allerlei kleineres Gesindel, die überhaupt in indischen Städten

dazu berufen zu sein scheinen, die Rolle der Sanitätspolizei zu spielen; denn nichts, was irgendwie für den Schnabel und Magen taugt, entgeht ihrem Scharfblick.

Eine besondere Sehenswürdigkeit von Kalkutta, die man überall erwähnt findet, ist „der große Baum", eine noch kerngesunde, wahrhaft riesenhafte Baniane, die so recht dazu angetan ist, die Riesenhaftigkeit indischer Verhältnisse und die wunderbare schöpferische und ausgestaltende Kraft der indischen Natur zu illustrieren. Der von der mächtigen Laubkrone des Baumes beschattete Raum mißt zur Mittagszeit fast 7000 Quadratmeter, denn der mittlere Durchmesser des Schattens beträgt über 90 m. Schon mancher, der durch die Anlagen des Botanischen Gartens ging, hat sich angeführt und die breite, hoch sich auftürmende Laubmasse des Riesen für einen bewaldeten Hügel angesehen, bis er näherkommend seinen Irrtum gewahrte. Die Baniane von Kalkutta ist wohl eines der hervorragendsten und schönsten Exemplare unter den gigantischen Anverwandten unseres Zimmer-Gummibaumes in ganz Indien.

Des prächtigen Darbschiling haben wir schon im Ersten Teile gedacht. Noch einmal steigen wir im Geiste hinauf auf seine paradiesisch schönen Bergeshöhen und werfen, umblüht und umduftet von seinen herrlichen Magnolien und Rhododendren einen langen Abschiedsblick hinüber zu den schneeschimmernden Riesen des Himālaia, um dann mit bewegtem Herzen von den Wundern des schönen indischen Nordens Abschied zu nehmen und dem neuen Verlangen des Herzens zu folgen, das uns hinabzieht zu dem sonnigheißen Süden, wo das süße Tamil und weiche Telugu erklingt und die gewaltigen Gopurams aus den Palmen der grünen Ebene zum Himmel ragen, bis wir endlich auf der wunderbaren Smaragdinsel, umduftet und umblüht und umleuchtet von entzückenden Schönheitswundern das Ziel unserer langen Wanderung erreichen.

Siebentes Kapitel.

Im Herzen von Indien.

Von der Ganga ziehen wir hinab zum Mahanadi, aus der flachen Ebene Bengalens in die Berge und an die meerumbraudete Küste von Orissa, einst eine mühselige Wanderung, jetzt eine kurze bequeme Bahnfahrt, deren nächstes Ziel Dschagganāth Puri, die „Stadt des Weltherrn" am Meere ist.

Die Provinz Orissa gehört administrativ zu Bengalen und zieht sich bis an die Nordgrenze der Madras-Präsidentschaft hinab. In ihrem südlichen Teile reicht sie ziemlich weit ins Innere hinein, bis an den Mittellauf des Mahanadistromes, der bei der Hauptstadt Katak sich teilt und in einem weiten, vielarmigen Delta mündet, dessen Gebiet abgesehen von dem schmalen sandigen Küstenstriche in der sonst hügeligen und bergigen Provinz die einzige wirkliche Ebene bildet. Die Küste ist wegen der vorgelagerten Sandbänke für die Schiffahrt gefährlich. Ähnlich wie das Gebiet der Gangesmündungen ist auch das Mündungsgebiet des Mahanadi sumpfig, mit gewöhnlichem Gras und Niederholz bewachsen, von zahlreichen Flutbetten durchzogen. Nach dem Innern zu steigt das Land allmählich bis zu den rauhen, dschangelreichen Höhen an, die den Westen durchziehen, infolge der reichlichen Bewässerung durch den Mahanadi, Brahmana und Baitarani und zahlreiche kleinere Flußläufe ziemlich fruchtbar, reich an wilden Tieren und Giftschlangen. Die Bevölkerung besteht zu vier Fünfteln aus Urijas, der Rest aus kolarischen Stämmen, von denen wir wenigstens zwei, die Santals und Khonds näher kennen lernen wollen, um so mehr, als sonst im Lande nicht viel zu sehen ist. Das gilt besonders von der Hauptstadt Katak (Cuttack), die übrigens durch ihre kunstvollen Gold- und Silberfiligranarbeiten bekannt ist. Der bekannteste und vielbesuchteste Ort ist der weitberühmte, im Delta an der Küste gelegene Wallfahrtsort Dschagganāth Puri (Juggernauth Pooree), zu dem alljährlich, besonders aber bei Gelegenheit der

alle 12—13 Jahre gefeierten Hauptbadefeste und Wagenfeste gewaltige Scharen von Wallfahrern zuwandern, nach einigen Angaben bis zu 40 000, nach anderen über 100 000. Darum bestehen auch die Hauptstraßen der Stadt hauptsächlich aus Pilgerquartieren, in denen die aus allen Teilen Indiens zugeströmte Menge dicht zusammengepfercht wohnt. Kein Wunder, daß trotz der sanitären Maßnahmen der Regierung alljährlich mindestens 10 000 Festpilger in der Stadt und auf der Heimreise an ansteckenden Krankheiten und infolge der Reisestrapazen sterben. Der Badestrand, die swarga dwara, ist nahezu $^{1}/_{2}$ km lang. Alle Hindukulte sind hier und in der Umgebung vertreten, der Buddhismus mit interessanten, bei Kandgiri halbwegs zwischen Puri und Katak gelegenen Höhlentempeln, der Sivaismus mit seinem alten, aus dem Jahre 500 n. Chr. stammenden Tempel bei Bhawaniswar, der Sonnenkult, der seinen Hauptsitz in der „Schwarzen Pagode" von Kanārak an der Küste hat, und der Wischnuismus in der Gestalt des Dschagganāthdienstes, dessen großer Tempel in Puri 10 Millionen Mark Baukosten verursachte. Vor dem Hauptportal desselben liegt ein riesiger polygoner Monolith, der früher in Kanārak seine Stätte hatte. Vier Haupträume sind vorhanden, die Opferhalle, die Säulenhalle der Bajaderen, die Audienzhalle und das turmgekrönte Hauptheiligtum mit dem Bilde des Gottes. Dschagganāths gewaltiger, fünfstöckiger, auf 16 Rädern laufender Götzenwagen ist bei einer Bodenfläche von 81 Quadratmeter 15 m hoch.

Nachdem 1132 die alte sivaitische Dynastie gefallen war, wurde der Wischnuismus als Hauptkult eingeführt; der große Tempel stammt aus dem Jahre 1198 und ist ein mehr imposantes als schönes Gebäude, von gewaltigen Mauern umgeben, deren Portal, vor dem zur Linken eine riesige kannelierte Säule steht, schon etwas an den südindischen Pagodenstill erinnert, während die wunderliche Form des mit einer radartigen Verzierung oben abschließenden Hauptturmes, wenigstens im oberen Teile desselben, einer riesigen bauchigen Vase mit Deckel ähnelt. Die Bauart der ganzen Anlage ist eine sehr gedrängte. Der Tempel ist sehr baufällig, so daß in den neunziger Jahren die Regierung mit Schließung desselben drohte, falls keine gründliche Restauration stattfände. Daraufhin wurde gesammelt, aber die Opferfreudigkeit war nicht groß, so daß sich die Priesterschaft genötigt sah, in der in Katak erscheinenden Urija-Zeitschrift Utkal Dizika folgenden Aufruf zu erlassen: „Reparatur des Dschagganāth-Tempels in Puri. Mehr als 300 000 Rupien sind zur Reparatur des Puri-Tempels erforderlich, aber bis auf diesen Tag sind erst wenig mehr als 100 000 Rupien uns versprochen, von denen die

Hälfte noch außensteht. Es ist zu beklagen, daß nach zweijähriger ununterbrochener Bemühung in ganz Indien nicht mehr als diese Summe aufgebracht worden ist. Warum sollten deshalb die Anhänger anderer Religionen nicht über die Hindus lachen?" — Ob's geholfen hat, weiß ich nicht.

Den Hauptanziehungspunkt des Dschagganāthfestes bildet wie in Sirampur das Ratha Dschatra oder Wagenziehen, die Spazierfahrt des Gottes und seiner untergeordneten Kameraden von Puri nach seinem Landhause Ganditscha und zurück. Zu diesem Zwecke wird das Götzenbild, welches in einem rohgezimmerten und nur oben in eine menschenartige Gestalt auslaufenden Klotze besteht, das Antlitz des oben eckigen, auf einem dicken Wanste aufsitzenden Kopfes eine scheußliche glotzäugige und sichelmäulige Fratze und die vorstehenden Arme rohe Stümpfe ohne Hände, mit Stricken auf den Wagen gehoben, und fort geht es im Sand mit manchem seufzenden ah! und eieioh!, schneckenlangsam, zumal früher, wo alle Augenblicke sich ein brauner Körper vor die Räder legte. Ein scharfes Anziehen unter dem betäubenden Geschrei der Menge und dem wüsten Lärm der Trommeln und Hörner, daß man das Knirschen der Knochen nicht hörte, und Dschagganāth hatte sein zuckend am Boden liegendes Opfer. Freilich bei vielen weither Gepilgerten will das „Dschagganāth swami ki dschāi!" („Ehre oder Sieg sei dem Dschagganāth!") nicht wie ein jubelnder Lobgesang klingen; müde und marode, mit lahmen, wunden Füßen und mit einem Gesicht, dem man die Erschöpfung ansieht, humpeln sie nebenher oder hinterdrein. Orissa wurde 1803 britisch, und das größte Verdienst der Engländer um diese Provinz war die energisch betriebene Ausrottung der Merias, der Menschenopfer bei den Khonds in den Bergen, einer jährlich an die 400 Jungfrauen als Opfer fordernden Unsitte, die so tief eingewurzelt war, daß Güte allein nicht ausreichte, sondern Waffengewalt zu ihrer Unterdrückung angewandt werden mußte.

Die Khonds, von denen man bis Mitte der dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts so gut wie nichts wußte, sind erst durch einen Zufall seit 1836 etwas bekannter geworden. Sie bewohnen die besonders unter dem Namen Malias bekannten Gebirge von Orissa und Gandscham, eine romantische, fruchtbare Gegend mit ausgedehnten, nur hier und da gelichteten Wäldern. Ihre Dörfer bestehen aus zwei Häuserzeilen, deren nach einer Schablone aus Holz und Lehm erbaute Häuser nie repariert, sondern im Notfalle abgerissen und ganz neu aufgebaut werden. Die Khonds zeichnen sich durch große Gastfreundlichkeit, eine gewisse Gutmütigkeit, verbunden mit einem stark entwickelten Rechtsgefühl, durch

große Freiheitsliebe und kriegerischen Mut, aus, den sie allerdings auch mitunter auf Raubzügen betätigen. Leider sind sie dem Laster der Trunksucht ergeben. Die Frauen nehmen eine geachtetere Stellung ein als bei den Hindus, und ihre Stimme wird im Rate der Männer gern gehört. Sie dürfen ihren Mann ohne weiteres verlassen und einen Jüngling aus einer anderen Horde zum Manne nehmen, wenn sie die Morgengabe zurückerstatten. Ihre Religion und Götterlehre, die in vielen Stücken lebhaft an das Alte Testament erinnert, kennt zwei Prinzipe, ein gutes und ein böses. Sie schreiben dem Menschen wunderlicherweise vier Seelen zu, von denen die eine selig wird, während die zweite in einem später geborenen Gliede des Stammes wieder erscheint, die dritte die Strafen der Sünde erleiden muß und die vierte im Tode vernichtet wird. Die Meriaopfer sind uralter Brauch gewesen; man fand bei der „Entdeckung“ der Khonds ganze Dörfer, in denen kein einziges Kind weiblichen Geschlechts mehr zu finden war. Die Merias mußten vom Stamme — meist gegen Kupfergeschirr — erkaufte Opfer oder Kinder von solchen sein und wurden zu dem Zwecke geschlachtet, um das Land fruchtbar zu machen oder sonst einen erwünschten Vorteil zu erlangen. Die Opferfeier war sehr umständlich und feierlich. Am dritten Tage derselben wurde, nachdem der Priester die Entstehung dieses Brauches und die Geschichte der ersten Opferung ausführlich erzählt und das entkleidete Opfer, eine erwachsene Jungfrau, leicht verwundet hatte, dieses von der herbeistürzenden Menge bei lebendigem Leibe zerstückelt. Jeder, der so glücklich war, ein Stück Fleisch zu erlangen, vergrub es in seinem Acker; der Rest der Geopferten wurde verbrannt.

Die weiter nördlich, südlich von Ganges wohnenden Santāls, ebenfalls kolarischen Ursprungs, verehren ein böses Prinzip. Ein gutes Wesen kennen sie wohl, verehren es aber nicht. Ihr Körper ist kurz und kräftig, die Gesichtszüge machen wegen der dicken Lippen und vorstehenden Backenknochen einen unschönen Eindruck. Die Männer tragen wenig Kleidung, während die Frauen ziemlich dezent gekleidet gehen und am ganzen Körper schweren Messingschmuck tragen. In ihren Dörfern, die ähnlich wie die der Khonds gebaut sind, haben sie eine Art Tempelhütte, die zugleich als Versammlungsort dient. Sie bauen ihre Dörfer in zu diesem Zwecke urbar gemachten Waldlichtungen. Sie nennen sich selbst Maudschi oder Hod (Mensch) und sind, leider auch dem Trunke ergeben, sonst fleißige, aufrichtige Naturmenschen. Auch der Sonne und dem Mond bringen sie Opfer dar, indem sie ihnen Böcke schlachten, und haben eine große Furcht vor Zauberern und Dämonen. Leider hat man sie in

gewissenloser Weise ausgenutzt, so daß sie sich endlich in der Mitte des vorigen Jahrhunderts in einem furchtbaren Aufstande gegen ihre Unterdrücker, die blutsaugerischen hinduischen Geldwucherer erhoben und schreckliche Verwüstungen in der Gangesebene anrichteten, ehe man ihnen wehren konnte. Ihre Bravour und Unerschrockenheit erregte allgemein Bewunderung und es währte geraume Zeit, bis ihre trefflich gehandhabten Bogen den überlegenen englischen Büchsen weichen mußten.

Südwestlich von den Santāls und drawidischen Pahāris in der gebirgigen Provinz Tschhota Nāgpur wohnt ein anderer, durch die Mission sehr bekannt gewordener Aboriginerstamm von etwa 1½ Millionen Seelen, meist ebenfalls kolarischen, teilweise jedoch auch drawidischen Ursprungs, die Kols, wie man die einzelnen Stämme desselben mit einem Sammelnamen nennt, die Munda, Larka usw.

Die umfangreiche, noch zu Bengalen gehörende Landschaft Tschhota Nāgpur („Klein Nāgpur") im Süden von Bihār, englisch Chutia Nagpoor, mit ihren sieben Eingeborenenstaaten ist ein Gebirgsland mit hübschen, zum Teil auch gut angebauten Hochebenen und ist reich an wertvollen Produkten, unter denen sogar Diamanten und Gold glänzen. Dort wohnen die gutmütigen, spiel- und tanzfrohen, leider auch den Alkohol liebenden Kols, ein ziemlich dunkelfarbiger, untersetzter und kräftiger Menschenschlag mit platter Nase, breitem Gesicht und großem Mund, in ziemlich anständigen Wohnungen, immer rührig und tätig, gegen alle nicht zum Stamme Gehörenden sehr exklusiv. Dem Sonnengotte Singbonga opfern sie weiße, den bösen Dämonen schwarze Hähne, mitunter auch Ziegen, Hühner und Schweine. Die im Jahre 1844 von Goßnerschen Missionaren in der Hauptstadt Rantschi in Angriff genommene Mission, welche 1850 die ersten Kols (vom Urau-Stamme) taufte, hat trotz vieler großen Schwierigkeiten mit solchem Erfolg gearbeitet, daß die Zahl der christlichen Kols heute gegen 76 000 beträgt, die sich aus Mundas, Uraus, Kharias, Larkas, Hindus, Bengalis und wenigen vom Islam übergetretenen zusammensetzen.

Im Westen von Orissa und Tschhota Nāgpur befinden wir uns so recht im Herzen von Indien. Da dehnt sich das weite Gebiet der Zentralprovinzen, ein mächtiges auf der Spitze stehendes Viereck, mit Berar (Wirata], der Heimat der Koi und Kūrku, das die westlichste Spitze nach Khandēsch zu bildet, im Westen und Norden umrahmt von den Staaten Zentralindiens, die das Plateau von Malwa ausfüllen, von Bandelkhand und Bagelkhand, zwischen deren granitnen Steilkuppen und Tafelbergen hindurch man wie durch gewaltige von der Natur selbst geschaffene Festungen über terrassenförmig sich absenkende üppig fruchtbare Ebenen wieder hinab-

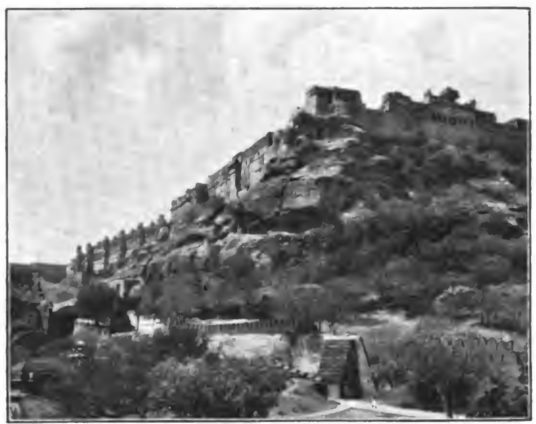
gelangt zur Dschamna, an deren Ufern wir schon weilten. Die schönen, mit prächtigem Hochwald bedeckten Berge des Satpura- und Windhjagebirges durchziehen den ganzen Westen dieser ausgedehnten, bergreichen Binnenlandschaft, deren südliche Grenze gegen Neisämland der heilige Godāwaristrom bildet, während die Fluten des nach Nordosten eilenden Tschambal das üppig fruchtbare Tafelland von Malwa bewässern, dessen ganzes Gebiet in der Zeit, wo der Mohn in Blüte steht, einem großen Blumengarten gleicht; denn hier blüht der leidige Opiumbau wie sonst nirgends in Indien. Marāthische Fürsten stehen an der Spitze der zahlreichen unter der zentralindischen Agentschaft stehenden eingeborenen Vasallenstaaten, unter ihnen besonders hervorragend und auch in Europa bekannt der Holkar von Indur und der Scindia von Gwalior mit seinem stolzen Titel „Der Herr des Landes, der Großmächtige, Hochangesehene, in Majestät Erhabene, der erhabenste Mann der Gegenwart, die Säule der Edlen, der erhabene Radscha, König der Könige, der Hochgestellte, siegreicher Herr der Zeit usw.", deren Staaten ebensowie Bhōgal, Bandelkhand u. a. unter der Zentralindischen Agentschaft stehen.

So groß die landschaftliche Schönheit und so hoch und bedeutend der wirtschaftliche Wert dieser Provinz ist, in deren Grenzen neben dem arischen Hindi, Urija und Marāthi und dem drawidischen Telugu auch kolarische Laute erklingen, während die wilden, teilweise hinduisierten Gōnds im Tafellande von Gōndwāna einen besonderen Drawidadialekt sprechen, so sehr müssen wir eilen hinwegzukommen, da dies von europäischen Reisenden nur wenig betretene, meist nur flüchtig mit der Bahn durchfahrene Gebiet wenig enthält, was für uns von besonderem Interesse wäre.

Die wirtschaftlich bedeutendste und wichtigste Stadt Zentralindiens und der Zentralprovinz, aber zugleich auch eine der häßlichsten Eingeborenenstädte von Indien ist das volkreiche Nāgpur, die Hauptstadt des 1854 definitiv von England annektierten Staates Nāgpur, an der geradezu alles häßlich ist, der stil- und planlos angelegte Palast mit seinen ringsum angeklebten erbärmlichen Lehmhütten so gut wie die engen, schmutzigen Straßen, in denen jedoch infolge des regen Handelsverkehrs — monatlich durchschnittlich fünf Märkte — viel Leben herrscht. Die günstigen Bahnverbindungen haben viel dazu beigetragen, die Stadt zu einer Zentrale des Binnenhandels zu machen.

Ein ganz anderes Bild gewährt Gwalior, die Hauptstadt des Scindiastaates, der schon ihre romantische Umgebung sehr zustatten kommt. Sie besteht aus zwei Städten, dem reichen und starkbevölkerten Neu-Gwalior oder Kaschkar am Südostrande des hohen Gwaliorfelsens

und dem am Nordfuße des Felsens gelegenen ruinenreichen und zu Akbārs Zeiten durch seine Sänger berühmten, viel kleineren Alt-Gwalior. Der in der Nähe der neuen Stadt in prächtiger Lage erbaute umfangreiche Neue Palast des Scindia und sein palastartiges in einem herrlichen blühenden Park gelegenes Lustschloß fallen unter den Gebäuden der Stadt besonders ins Auge, nicht minder die mächtige, auf hohen Sandsteinfelsen angelegte Festung von Gwalior, auf deren Zinnen trotz der seit 1857 darin liegenden englischen Garnison das orangefarbene Schlan-



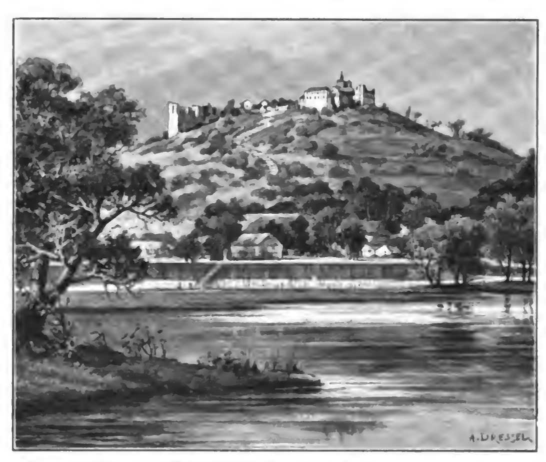
Festung Gwalior.

genbanner von Gwalior lustig im Winde flattert. Von den anderen herrlichen, aus älterer Zeit datierenden Bauten der Stadt, die einst Babers Bewunderung erregten, ist nichts mehr vorhanden als Man Sings großartiger Palast und die hochinteressanten Dschaina-Höhlentempel mit ihren riesigen Tierfiguren.

Noch einmal kehren wir in die Nähe der schönen Bombay zurück, um von da nach der alten Marāthenhauptstadt Puna jenseits der Ghāts hinüberzufahren und weitereilend nach Süden der großen Kapitale des Neisāmlandes und endlich auch Haider Alis Stadt einen Besuch abzustatten. Kalyān heißt die Thana gegenüberliegende Festlandstation, bei der die Bahn sich teilt, um nordostwärts nach Delhi-Agra und südostwärts

nach Madras abzubiegen. Die letztere, über Puna-Schōlāpur führende Strecke ist die unsere, und wir müssen auf ihr zunächst die hohe Scheidewand der Ghāts übersteigen, um aus der dunstigen Atmosphäre der Küste von Konkān in die reine Höhenluft des Dekhān zu gelangen. Ein gewaltiges Hindernis ist es, welches der Zug da, in Schlangenlinien an den Hängen und in den Schluchten des waldreichen Felsengebirges mühsam emporklimmend, überwinden muß. Am Keuchen und Pusten und Stampfen der mächtigen Gebirgslokomotive nimmt man es wahr, wie sauer ihr der Anstieg auf dieser Strecke wird, wo es Steigungen von 1:40 und darüber zu überwinden gibt, und man staunt über die kühne Kraft des Menschengeistes, der vor solchen Schwierigkeiten nicht zurückbebt, sondern die gewaltigen Kräfte der Natur zu ihrer Überwindung sich untertan gemacht hat. Die Bahnstrecke Kalyān-Kandala erinnert in vielen Stücken sehr an die von Kolombo nach Kandy, da hier ebenfalls der Zug sich durch paradiesisch schöne Gebirgslandschaften hoch hinauf in die Berge windet und, bald über schwindelnd hohe Viadukte und durch finstergähnende Tunnel donnernd, bald auf schmalem Felsenvorsprung, zur einen Seite die senkrecht aufsteigende Felswand, zur andern den Hunderte von Metern tief gähnenden Abgrund, vorsichtig dahin schleichend, immer neue, bald grausig schöne, bald entzückend liebliche Landschaftsbilder berührt. Tiefe Durchstiche durchbrechen die Felswände, und ist man hindurch, so geht es wieder am Rande des gähnenden Abgrunds dahin, aus dessen Taltiefe, wie aus einem dunklen Meer von Grün, einsame Dörfer und Weiler heraufgrüßen, während drüben am jenseitigen Berghang die düsteren Felsen aus dem leuchtenden Waldesgrün trotzig hervortreten und silberne Wasserfälle schäumend sich abstürzen ins Tal. Der Genuß wäre ein so vollkommener, daß man in alle Ewigkeit so fortfahren möchte, wenn man nicht immer wieder das Gedankengespenst vor sich auftauchen sähe: wie, wenn jetzt etwas an der Lokomotive oder an den Schienen passierte? Endlich ist der höchste Punkt überwunden und der Zug passiert die hoch am Bor-Ghāt gelegene Gesundheitsstation Kandala, in deren Nähe, dicht unter dem Gipfel des Bor-Ghāt die berühmten Höhlentempel von Karli liegen, die Bhadscha- und Bedsa-Tempel, um von da, das merkwürdige, über einer tiefen Waldschlucht in 500 m Höhe auf schwindelnder Felsenklippe thronende Haus im Rücken lassend, das, wer weiß wer, da oben erbaut hat, von der Höhe hinabzusteigen ins Tal, bis Punas Wahrzeichen, der tempelgekrönte Parvati-Pik, ein mäßig hoher Berg, in der Ferne auftaucht und endlich der Zug donnernd in die Bahnhofshalle der Marāthenhauptstadt einfährt.

Die jetzt über 153 000 Einwohner zählende **Puna** (Poonah), in deren Umgebung sich zahlreich die seltsam geformten Trappfelsen der Ghât erheben, vielfach mit verfallenen Marâthenburgen gekrönt, hat sich in den letzten 50 Jahren bedeutend gehoben und verschönert. Ganze Straßenzüge sind neu entstanden, und die einst kahlen, baumlosen Höhen des nordwestlich gelegenen Stadtteils Kirki sind mit zahllosen schönen Landhäusern und herrlichen Gärten bedeckt. Die Hauptstraßen sind gepflastert



Parvatitempel im Süden von Puna.

und reinlich gehalten. Im übrigen trägt die eigentliche Stadt noch ganz das alte echt indische Gepräge. Puna liegt am Muta, nahe an dessen Zusammenfluß (sangam) mit dem Mula. Der längs des Flusses sich hinziehende „Bund" mit seinen schönen Gärten und die nach Kirki, wo die Artilleriekasernen liegen, nordwestlich hinausführende Straße bilden das Europäerviertel.

Die Native Town hat insofern eine ganz besondere Merkwürdigkeit aufzuweisen, als ihre sieben Stadtviertel nach den sieben Wochentagen benannt sind. So steht beispielsweise der alte Palast der Pêschwas im Schamaar- oder Sonnabendviertel, während im Budhwar- oder Mitt-

wochsviertel die öffentlichen Amtsgebäude liegen. Schreitet man durch die lärmerfüllten Straßen, so sieht man auch hier überall in den kleinen nach der Straße zu offenen Läden im Untergeschoß der meist zweistöckigen und aus Stein, Backsteinen und Holz erbauten Häuser die Händler am Boden zwischen ihren Waren kauern und auf Kunden lauern, wie die Spinne im Netz auf die Fliege. Draußen aber flutet die bunte Menge auf und ab, Marāthen, Brahminen, Banias, Parbhus, Gosains und andere, zwischen den Männern anmutige Frauen mit strahlenden Schwarzaugen und nackte oder halbnackte braune Babys. Besonders lebhaft ist der Verkehr in der großen, breitangelegten und sauber gehaltenen Hauptbasarstraße, der Moti Tschōk. Auch in und vor den Tempeln herrscht reges Leben. Große Götterbilder, wie Sivas Nandistier oder auch der Gott selbst unter seinem Schlangenbaldachin stehen hie und da offen an den Straßenecken, mit ehrerbietigem Salām oder noch ehrerbietigerer Niederwerfung auf den Boden begrüßt, falls die Vorübergehenden Zeit dazu haben. An den Brunnen geht es lebhaft zu; da wird geklatscht, aber nicht nur mit dem Munde, sondern auch mit den Armen, denn immer sieht man mehr oder weniger anmutige Frauengestalten, welche ihre nassen Wäschestücke nach der in Indien allgemein üblichen Methode der „Prügelwäsche" oder „Wäscheprügelei" klatschend auf die Steinplatten schlagen, bis der letzte Rest von Schmutz heraus ist.

Im Süden der Stadt erhebt sich der schon genannte Berg mit dem Tempel der Parvati, die hier in ihrer milden, anmutigen Gestalt als Annapurna verehrt wird. Interessant ist Arnolds Hinweis auf die große Ähnlichkeit, welche zwischen dem Kult der „Berggöttin" Annapurna und dem der „Mater Montana" Anna Perenna (!) im alten Rom besteht, deren Hauptfest auch zur selben Zeit (Id. Mart.) gefeiert wurde, wie das ihrer erlauchten indischen Schwester — es kann überhaupt kaum etwas Interessanteres geben, als einen Spaziergang in das Wunderland der Sprachvergleichung und der vergleichenden Mythologie, vorausgesetzt, daß man einen kundigen Führer wie Lassen, Max Müller u. a. zur Seite hat. Eine breite sogar für Elefanten passierbare Treppe führt in mehreren Windungen an dem mehr breiten als hohen Berge hinauf zum Tempel, dessen breite, auf hohem, festem Mauerunterbau sich erhebende Fronten sich in den Fluten des am Fuße des Berges liegenden Sees spiegeln. Im Tempel befindet sich eine Art Trimūrti (Dreiheit) von Götzen, Vater, Mutter und Sohn, nicht eine „Trinität", wie in anstößiger und unzutreffender Weise in einem Bericht über die 1890er Reise des Prinzen Albert Viktor von Wales nach Indien gesagt wurde. Schackar (Siva)

ist von Silber und wiegt 6734 Tolas (= 1 Rupie); auf seinem Schoße sitzt links seine Gattin Parvati und rechts sein Sohn Ganesa, beide von purem Golde im Gewicht von 1931 Tolas. Alle drei sollen 81 600 Mk. wert sein. Der Tempel hat eine Jahreseinnahme von 36 000 Mk. Unterhalb des Tempels befindet sich ein prächtiger Volkspark, der den stolzen Namen Hira-Bagh, d. i. Diamantengarten, trägt und in dem fast die ganze Flora des Dekhān vertreten ist; prächtige Palmengruppen wechseln mit hohen Bambusgarben, Tamarinden, Mangos und goldblumigen Babuls, so daß man auf den gutgehaltenen Wegen im herrlichsten Schatten wandelt.

Das große Dekhān-College ist ein imposantes Gebäude mit weiten Hallen und geräumigen Lehrsälen.

In der neueren Geschichte von Puna sind besonders wichtig das Jahr 1802, wo laut Vertrag von Bassein eine britische Steitmacht hierher verlegt wurde, und der 5. November 1807, der Tag des Sieges bei Kirki über Badschi Rao, den letzten Pēschwakönig.

Wir eilen dem Herzen des Dekhān zu, dem bedeutendsten unter den Mohammedanerstaaten Indiens, der, obwohl noch verhältnismäßig jung, auch unter den souveränen Vasallenstaaten der Britischen Krone von Indien den ersten Rang einnimmt, dem Lande des Neisām von Haiderābād, aus dem die Engländer natürlich wieder einen „Nizam" gemacht haben, als ob sie in ihrer Sprache kein s hätten. Sein Herrschaftsgebiet ist ziemlich umfangreich, an Größe ungefähr Großbritannien gleichkommend, aber kaum den dritten Teil so viel Bewohner zählend, ein weites Plateau, welches die größere Hälfte des Dekhān, vom Godāwari und Panganga im Norden bis zum Kistna und Tungabadhra im Süden, einnimmt. Der westliche, aus Basalt bestehende Teil hat vortrefflichen schwarzen Weizen- und Baumwollboden, der östliche, großenteils aus Granit bestehende liefert in den Flußtälern gute Reisernten. Wir haben hier eine echte, charakteristische Dekhānlandschaft, besonders auf der Madraser Seite, — flaches, trockenes Plateau, dessen Eintönigkeit aber hie und da von kahlen, aus der Ferne in tiefem Dunkelblau vom helleren Himmel sich abhebenden, von den Fluten des Nordostmonsuns abgespülten und mit alten pensionierten Festungswerken gekrönten Bergzügen unterbrochen wird. Die Dörfer sind hier ausnahmslos mit Mauern umfriedigt, den Schaharpanahs, die besonders weiter südlich und westlich bei Bellari und Satara durch ihre Höhe (7—10 m) und ihre runden Ecktürme auffallen, die sie zu regelrechten kleinen Festungen machen. Dieselben liegen ziemlich vereinzelt, nur wo reichlicher Wasser vorhanden ist,

liegen sie dichter beieinander, und an die Stelle des Dschangels und der über die Ebene verstreuten Dornenbäume treten hochstämmige Wälder, wie wir sie aus Nal und Damajanti kennen.

Drei große Heerstraßen ziehen durchs Land; zwei, von Puna und Nāgpur ausgehend und nach Madras und Bangalur-Maissur führend, durchkreuzen die Hauptstadt, während die dritte, von dieser ausgehende nach Aurangābād, der alten Hauptstadt des Dekhān, führt.

Das Land entbehrt nicht einzelner landschaftlichen Reize, wohl aber der wirklich anmutigen Landschaftsbilder. Eine hervorragende Merkwürdigkeit bilden die zu Tausenden in der Ebene in der Umgebung von Haiderābād und Golkonda, zu Füßen der ringsum finster sich auftürmenden zerrissenen Granit- und Syenitberge verstreuten Logans, gewaltige Syenitblöcke, welche durch die Einflüsse der Witterung im Laufe der Jahrtausende die seltsamsten Formen angenommen haben und oft den Eindruck erwecken, als hätten Titanen riesige Steinquadern tempel- oder festungsartig übereinander aufgeschichtet. Oft machen diese von Regen vielfach ganz sonderbar ausgemeißelten und ausgekehlten Wundergebilde, die ganz frei aus dem roten oder schwarzen Boden aufragen wie gewaltige viereckige Pfeiler oder Minaretstümpfe, einen geradezu unheimlichen Eindruck, der noch durch die schwarze Farbe des Gesteins erhöht wird; denn unzählige von ihnen sind oben noch besonders von einem mächtigen, wohl Tausende von Zentnern schweren Steinklumpen gekrönt, der infolge der stattgefundenen Auswaschung und Verwitterung so beängstigend unsicher aufsitzt, nur auf einem ganz schwachen Reste abgemürbten Gesteins balancierend, daß man meint, es bedürfe nur eines Windstoßes oder der Erschütterung eines Schusses, um den schwarzdrohenden Koloß mit Donnergepolter hinabstürzen zu sehen. Die Erklärung dieses Phänomens erscheint einfach. Diese mächtigen sporadischen oder erratischen Klippen und Blöcke sind vulkanischen Ursprungs und bildeten ursprünglich ein festes Massiv. Der Wechsel der Temperatur verursachte mit der Zeit Risse und Brüche, von denen sie kreuz und quer durchzogen wurden und diese boten der Luft und dem Wasser Raum und Gelegenheit, ihre zersetzende Wirkung auszuüben, so daß allmählich der massive Block sich in eine Menge gewaltiger Schichten, Quadern und Einzelblöcke von verschiedener Gestaltung auflöste, die nun den Eindruck eines riesigen, zyklopischen Mauerwerks machen.

Der Staat Haiderābād ist ebenfalls nur noch dem äußeren Schein nach selbständig; steht er doch unter der ständigen Kontrolle des jenseits der Oliphantbrücke in der Vorstadt Tschaddar Ghāt residierenden eng-

lischen Residenten, dessen schöner, in einem mit herrlichen Bäumen ausgestatteten Park gelegener Palast mit einem Festungswall umgeben ist, seit einmal eine Bande Rohilla-Mob einen Angriff auf die Residenz gewagt hat. Bekanntlich ist die Einfuhr europäischer Waffen in Indien streng untersagt und die englische Regierung sorgt dafür, daß das Gebot streng respektiert wird. So darf denn auch Asafs königlicher Nachkomme wohl Soldaten halten, soviel er Lust hat; er darf sie sogar auf Kamelen reiten lassen und Elefanten, deren er genug besitzt, vor seine alten



Fort von Golkonda.

Donnerbüchsen spannen, aber die Ausrüstung der Truppen mit anderen Waffen ist ihm, soweit er sie nicht als „Auxiliary Force" den Engländern zur Verfügung gestellt hat, untersagt, und seine braunen Kriegsknechte, so martialisch sie auch dreinblicken, wenn sie „hoch zu Kamel" durch die Straßen der Stadt reiten, würden jämmerlich Fiasko machen, wenn sich einmal im Herzen der braunen Hoheit Unabhängigkeitsgelüste regen wollten und das gewaltige englische Heerlager in der nur wenige Kilometer entfernten „Alexanderstadt" Sikanderābād sich telegraphisch veranlaßt sähe, seine großen Volksredner ihren ehernen Mund auftun und ein ernstes Wörtchen mit der „Löwenstadt" Haiderābād drüben reden

zu lassen. Wieviel würde dann wohl von ihr und der ganzen Neisāmherrlichkeit nach einer halben Stunde noch übrig sein, zumal da auch die großen Truppenlager in Trimalgheri und Bolaram noch ein Wort mitzureden hätten? Darauf wird er es nie ankommen lassen, und so ist der arme Neisām trotz seiner vielen Soldaten, trotz seines großen Landes und seiner großen Mittel ein machtloser Mann und seine königliche Gewalt nur ein prunkendes Schattenkönigtum wie die aller „souveränen" indischen Fürsten. Freilich ein schönes Auskommen hat er trotzdem mit seinen ca. 60 Millionen Mark Revenuen und den ausgedehnten Landstrichen, die ihm als Surf-i-khass, als persönliches Eigentum, gehören.

Er ist ein Glied der Asafia-Dynastie, deren Begründer Asaf Schah 1713 von Aurengzib den Titel „Neisām-i-Mulk, Ordner des Staates", erhielt und nach des Kaisers Tode kurzen Prozeß machte und sich unabhängig erklärte. Vor den Moguln stand das Land unter der von Mohammed Kuli begründeten Golkonda-Dynastie, deren Fürsten in der jetzt in Trümmern liegenden, nahe bei Haiderābād im Westen derselben gelegenen Stadt Golkonda, der „Stadt der Toten", wie sie jetzt heißt, residierten, bis sie ihre Residenz im Jahre 1589 nach Haiderābād verlegten. Eine furchtbare Pestepidemie führte das völlige Aussterben von Golkonda herbei, deren großartige, mit prächtigen Kuppeln ähnlich der großen Kuppel der Tādsch gekrönte Königsmausoleen noch heute zu den hervorragendsten Sehenswürdigkeiten Indiens gehören. Mohammed Kulis Sohn Haidar, nach dem die heutige Hauptstadt, die mit ihren 448466 Einwohnern die viertgrößte Stadt Indiens ist, ihren Namen hat, trug viel zu deren Verschönerung bei.

Die völlig mohammedanische Stadt ist mit festen Mauern umgeben und hat zahlreiche Tore; sie bedeckt mit den Vorstädten eine Fläche von $10^1/_2$ Quadratmeilen, und liegt am rechten Ufer des hier etwa 160 m breiten Musiflusses, dessen felsiges, von drei schönen, vielbogigen Granitbrücken überspanntes Bett, außer in der Regenzeit, wenig Wasser führt, so daß der Fluß durchwatet werden kann. Der im Norden der Stadt in einer Entfernung von etwa 3 km liegende 11 km Umfang haltende Miralamsee liefert das Trinkwasser.

Zwei breite Hauptstraßen führen durch die Stadt; dieselben kreuzen sich unter dem Tschahar Minar („Vier Türme") oder Tschar Kaman, einem malerischen quadratischen Palastbau, dessen vier dekagone Minartürme die respektable Höhe von ca. 60 m haben und von altersher das gelbe Banner von Haiderābād mit der kreisrunden, ein Brotlaib darstellenden Kultscha in der Mitte trugen, welche fälschlich als Mond oder

Schild gedeutet worden ist. Ein alter Brauch der Neisāms hat zur Aufnahme des Bildes ins Banner geführt. Durch die 25 m weiten und 31 m hohen Bogengänge, welche das gewaltige Untergeschoß des mit zierlich ausgehauenen Rosen und Festons geschmückten merkwürdigen Gebäudes durchkreuzen, und deren stolze Eingangsbogen den 60 m breiten Fronten desselben ein großartiges Aussehen verleihen, flutet der starke Basarverkehr der Hauptstraßen hin und wieder, deren eine, im Westen der Stadt vom Afzal- oder Delhitore ausgehende am Barah-Dari („Zwölftor"), dem Palaste Sir Salar Dschangs, an der großen Mekka-Moschee mit der Grabstätte der Neisāms, vorüber zum Neisāmpalaste, der dem Palaste in Teheran ähnelt, aber schöner und großartiger ist, und endlichzum größten der Neisāmpaläste, dem Schams-ul-Umara, führt, der einen prächtigen Überblick über die Stadt gewährt. Von den zwei übereinanderliegenden Galerien des Tschar Kaman und von den steinernen Balkonen des als Dach dienenden Tiwaß hat man einen prächtigen Einblick in das interessante Straßenleben dieses „indischen Damaskus", wie man die eigentliche, durch die erwähnten schönen Granitbrücken mit der jenseits des Flusses liegenden Hinduvorstadt verbundene Stadt genannt hat, die, ganz und gar mohammedanisch, mit ihren zahlreichen Moscheen, deren schlanke oft mit schöner Steinhauerarbeit geschmückte Minarets sich überall



Bettler in Haiderābād.

aus dem Häusermeere zum blauen Himmel erheben, mit ihren weißgetünchten Häuserfronten, auch durch die Bauart der Häuser, deren Untergeschosse nach der Straße zu aus sarazenischen Bogen bestehen, diesen Namen verdient. Wohin man blickt, lauter mohammedanische Namen auf den Firmenschildern, lauter arabische und persische Inschriften auf den Aushängeschildern, zu denen die weißen Turbane der „Rechtgläubigen" und die grünen Kaftane der Mekkapilger das ergänzende Pendant bilden. Daneben tritt Indien auf seine Weise in sein Recht; denn alle Augenblicke begegnet man einem Elefanten, und fast alle Arten von Kostgängern, die Indiens Götter auf der indischen Erde haben, wimmeln in den Straßen durcheinander, nicht nur kurzgedrungene Araber, die mit ihren silberbeschlagenen Flinten und Dolchen prunken, nicht nur schmutzige, langhaarige finsterblickende Afghanen, die sich auf ihre langen Doppelflinten etwas zugute tun, nicht nur hellfarbige Perser und Bocharer, auch bräunliche Marāthen, stolze Parsis, geschwätzige Telugus und edle Tamulen, Kanaresen und Malajalen, schildbewehrte Söhne der Rādschputāna, den Speer in der Hand, von ihren Flinten unzertrennliche und im blauen Langkittel einherstolzierende Rohillas und noch andere Söhne der indischen Erde. Große Scharen von Bettlern, die sich hier noch ganz und fast ganz in adamitischem Kostüm sehen lassen dürfen und oft außer einem strickartigen Lendentuche und ihrer Bettelschale nichts an und bei sich tragen, lungern auf den breiten Treppen herum oder halten den Shop-Inhabern an der Straße stumm ihre Bettelschale unter die Nase. Ganz besonders auffallend ist dem die Straßen Haiderābāds durchfahrenden oder durchreitenden Fremden der Umstand, daß hier eigentlich alles, was bereits aus den Kinderschuhen heraus ist, Waffen trägt und viele geradezu bis an die Zähne bewaffnet gehen. Und was für eine Auswahl von Waffen kann man da erblicken, Schilde, Flinten, Pistolen, Speere, Säbel, Dolche und Messer aller Art; besonders von den letzteren, Dolchen und Messern, erblickt man auf den Straßen und in den Werkstätten der Waffenschmiede eine große Mannigfaltigkeit. Ich glaube nicht zu übertreiben, wenn ich sage, daß man wenigstens zehn verschiedene Arten von hier gebräuchlichen Dolchen und Messern, von ganz verschiedener Form und mit verschiedenen Namen, und ebensoviele Flintenarten mit verschiedenen Namen, zum Teil poetischen Schmucknamen, aufzählen könnte. So „starrt" also auch Haiderābād wie Sikanderābād drüben von Waffen, nur daß die dort aufgestellten Kanonen und aufgehäuften Granaten einen weniger dekorativen als vielmehr bitter praktischen Zweck haben. Ein feuriger Hauch aus der ersteren Munde würde die grau-

weißen Mauern der Neisāmstadt wie Kartenhäuser über den Haufen blasen.

Der außerhalb der Mauern fließende Musifluß, in dessen flachem Uferwasser nicht nur die ganze Stadt große Wäsche hält, auch hier in der beliebten indischen Manier, sondern gelegentlich auch die königlichen und in Privatbesitz befindlichen Elefanten, deren Toiletteartikel außer einigen zuletzt in Aktion tretenden Farbentöpfen in mächtigen Besen und Kokosschalen, Sand und Asche bestehen, hält in der heißen Zeit so wenig Wasser, daß nur noch Pfützen im steinigen Flußbette stehen. In der Regenzeit freilich schäumen seine Wogen brausend über die Felsen dahin und an den granitnen Brückenpfeilern empor.

Die vornehmeren Wohnhäuser und Paläste der Stadt, deren glänzende Einrichtung keiner besonderen Erwähnung bedarf, haben im großen und ganzen dieselbe Bauart und Anlage und bestehen aus großen viereckigen Gebäuden inmitten grüner Palmengärten und schönen offenen Säulenhallen, durch die wohl die Luft erfrischend durchstreichen kann, aber das grelle Tageslicht und der neugierige Blick des Lauschers dringt nicht ins Innere.

Die sehr umfangreichen Vorstädte, unter denen sich die südöstlich gelegene Sarur Nagar durch schöne Jagdgründe auszeichnet, sind reich an volkreichen Basaren, Palästen, Moscheen und an wertvollen und schönen Gartenanlagen, in denen die Melone und die Ananas in einer Güte gedeihen, wie in wenigen Gegenden Indiens. Die wichtigsten Schulen und Colleges und das Hospital liegen zwischen der britischen Residenz und dem Afzaltore.

Einen besonders hervorragenden Anziehungspunkt von Haiderābād bilden die zu Füßen des auf einem Granitrücken erbauten alten Forts in der Ebene zwischen den Trümmern der alten Stadt verstreuten und zum Teil selbst in Ruinen liegenden Königsgräber von Golkonda, der alten Hauptstadt, der „cité des morts“, wie Jacolliot sie nennt. Eine solche ist sie ja tatsächlich, seit die furchtbare Pest in ihren Mauern wütete und Aurengzib sie verwüstete. Die noch erhaltenen Königsgräber, an denen besonders die wundervollen, stark an die Hauptkuppel der Tādsch erinnernden Kuppeln auffallen, sind ganz hervorragende, meist quadratische oder oblonge, zweistöckige Bauwerke mit prächtigen, großen Säulenhallen im Untergeschoß, dessen Bogeneingänge nicht wie die des Obergeschosses zugemauert sind, sondern zwischen den Säulen hindurch den Einblick in die Halle gestatten. Das Obergeschoß ist eine Verjüngung des Untergeschosses; die Dachgalerien beider Geschosse

sind mit schönen, durchbrochenen Balustraden umgeben, und über dem ganzen im schönsten Ebenmaß prangenden Bau, der auch reich ist an kunstvoller Skulptur- und Einlegearbeit, wölbt sich majestätisch die herrliche Kuppelbekrönung. Wir sind schon so viel durch Gräber und Mausoleen, Säulenhallen, Bogen und Kuppeln gewandert, daß wir auf eine eingehende Beschreibung der überdies von anderer Seite schon oft genug ausführlich beschriebenen Gräberstadt verzichten können, in deren Umgebung, im vulkanischen Gestein und in den Flußbetten die schönsten Diamanten Indiens gefunden worden sind — auch der Koh-i-nor — denen es Golkonda verdankt, daß sie außer dem Namen der „Stadt der Toten" auch den der „Diamantenstadt" trägt.

Achtes Kapitel.

Im drawidischen Indien.

Schon in Haiderābād sind wir mit den Bewohnern des drawidischen Indien flüchtig in Berührung gekommen, im folgenden werden wir nähere Bekanntschaft mit ihnen machen. Wir wenden uns zunächst dem Königreiche Maissur (Mysore) zu, welches durch einen Streifen der Madras-Provinz vom Gebiete des Neisām getrennt ist und an Größe ungefähr dem Königreiche Bayern gleichkommt. Die Hauptstadt dieses Vasallenstaates ist nicht die größte Stadt des Landes, Bangalur, sondern das kleinere Maissur, welches fast 100 000 Einwohner weniger hat.

Die Geschichte des Landes und seiner Dynastie ist interessant, hat es doch Zeiten gegeben, wo man in Madras vor einem seiner Herrscher, dem „tigerartigen" Haider Ali zitterte. Sie ist auch insofern nicht ohne Interesse, als sie eins von den gewiß seltenen Beispielen bietet, wo das allezeit annexionslustige England sich wirklich einmal die Gelegenheit, mit vollem Fug und Recht ein wertvolles Stück Land zu verschlucken, freiwillig entgehen ließ.

Die Sache verhält sich so. Der Gründer der Maissurischen Königsdynastie ist der Wadiar von Hadona und Karupalli, Vijeiah, der zu einer Zeit lebte, wo das heutige Maissur aus einer großen Zahl kleiner Miniaturstätchen bestand und jede Stadt im Lande noch eine Festung darstellte und ihren eigenen König hatte. Jahrhunderte sind vergangen, ehe die Konsolidierung dieser kleinen Herrschaften zu einem großen Staate herbeigeführt war, wie ihn das heutige Maissur darstellt.

Der Name Maissur, um dies gleich vorauszuschicken, ist aus Mahisch-Asura entstanden, der Bezeichnung für ein büffelköpfiges Ungeheuer, welches, von Kali getötet wurde, die noch heute die Schutzgottheit der Dynastie ist und unter dem Namen Tschāmundi (Besiegerin) ihren Tempel auf einem Berge vor Maissur hat. Heute trägt sie eine Kette von Menschenschädeln um den Hals, während die alten Könige, wenn sie von einem Siegeszuge heimkehrten, sie mit einem Kranze von Nasen und

Ohren zu schmücken pflegten, die sie ihren Feinden abgeschnitten hatten. Aus Mahisch-Asura wurde Mahischur, und daraus endlich Maissur, nicht Maisur, wie man, offenbar durch das englische „Mysore" verführt, vielfach schreibt. Die Verlegung der Residenz nach Maissur fand schon 1524 statt.

Damals war das Reich noch so klein, daß der König Timmu, als er eine Wallfahrt nach dem nur neun Meilen entfernten Mandschangudi antreten wollte, dazu die Erlaubnis zweier Nachbarkönige brauchte, deren Gebiet er durchwandern mußte. Durch fortwährende Eroberungen unter ihm und seinen Nachfolgern wuchs das Herrschaftsgebiet der Maissurkönige zu seiner heutigen Größe heran.

Der mächtigste und vielgenannteste Herrscher war der 1722 geborene Haider Ali, der aus ganz armen Verhältnissen hervorgegangen sich in den Kämpfen gegen die Feinde des Reiches so hervortat, daß er zu immer höheren Ehren aufrückte und es durch seine Rücksichtslosigkeit und Verschlagenheit endlich dahin brachte, daß er sich an Stelle des von ihm gefangen gesetzten Königs die Herrschaft anmaßen konnte. Die bei der durch List und rücksichtslose Gewalttat bewirkten Eroberung des Reiches Budenur erbeuteten 120 Millionen Rupie setzten ihn in den Stand, seine Macht immer weiter auszubreiten, indem er alle Hindernisse und die gegen ihn gerichteten Komplotte mit furchtbarer Grausamkeit unterdrückte. Nach Tscham Radschas Tode (1775) geriet er nach langen Verhandlungen wegen angeblicher Bundbrüchigkeit derselben mit den Engländern in Krieg, schwang die Geißel der Verheerung über ganz Südindien bis hinauf vor die Tore von Madras und eroberte endlich auch die Hauptstadt seines Todfeindes, des Nabob Mohammed Ali. In diesem Kriege starb er im Alter von 60 Jahren und ruht nun in dem herrlichen Mausoleum zu Seringapatam. Sein Sohn Tippu Sahib wurde Nachfolger. Derselbe starb 1799 nach der Eroberung von Seringapatam durch die Engländer.

Der Thronfolger war noch ein fünfjähriges Kind, und Tippus früherer Finanzminister Purniah, ein gewandter Brahmine führte elf Jahre lang die Regentschaft so vorzüglich, daß der Staatsschatz in dieser Zeit auf 20 Millionen Rupie anwuchs. Seit der Übernahme der Regierung durch den 17jährigen Mahārādscha Krischnarai Wodegar Bahadur begann eine so greuliche Mißwirtschaft, daß schon nach fünf Jahren (1807) Sir Thomas Munro an den Generalgouverneur von Madras berichten mußte: „Der König von Maissur ist indolent und verschwenderisch. Er hat nicht bloß die laufenden Staatseinnahmen, sondern auch die 20 Milli-

onen Rupie verschwendet, die der verstorbene Regent aufgespart hatte. Er ist gemein, listig, rachsüchtig und grausam. Er nimmt nicht das Leben, aber er belegt mit den schändlichsten und unmenschlichsten Strafen Männer jeden Standes in den entferntesten Distrikten, wo er hofft, daß es den Europäern nicht bekannt werden wird. Und obgleich er noch jung ist, wird er doch schon von seinen Untertanen verabscheut". Das Land geriet immer tiefer in Schulden und der Steuerdruck wurde immer unerträglicher, so daß Empörungen entstanden, die von den Engländern unterdrückt werden mußten. Eine Weile sahen es dieselben noch mit an, bis sie endlich kurzen Prozeß machten und den Radscha mit einer höchst noblen Rente von monatlich 75 000 Rupie absetzten. Der von dem König vor seinem Tode adoptierte sechsjährige Knabe, ein Verwandter, wurde von der englischen Regierung als Thronerbe anerkannt und 1881 im Alter von 18 Jahren nach sorgfältiger Erziehung unter großartigen Festlichkeiten in Maissur und Bangalur vom Gouverneur von Madras feierlich als König von Maissur installiert mit dem Titel: „Mahā Rādscha Tschamaradschandra Wodegar Bahadur, Mahārādscha von Maissur". Er hatte einen schweren Anfang, aber das Land hat sich unter seiner Regierung wieder gehoben.



Der Mahārādscha von Maissur.

Der Staat Maissur ist ringsum von dem Gebiete der Madras-Provinz umschlossen und erfreut sich wegen seiner Höhenlage von 700—1000 m über der See eines gesunden, nicht zu heißen Klimas. Vereinzelte massive Felsenberge, die Durgs oder Drugs, steigen häufig bis zu einer Höhe von 1300—1600 m empor, von alten, fast uneinnehmbar erscheinenden Forts gekrönt. Der gebirgige Westen ist sehr waldreich, auch Sandelholz, dessen Verwertung Staatsmonopol ist, kommt hie und

da vor. Die Hauptstadt ist Endstation der von Madras über Arkonam und Bangalur führenden Bahnlinie.

Die landschaftlichen und sonstigen Verhältnisse sind vielfach ganz andere als im benachbarten Tamillande, wo die Städte und Dörfer ganz offen und ungeschützt daliegen, während hier jede Stadt, ja jedes Dorf Mauern und überdachte Tore hat, wie zu Haider Alis Zeiten, größere Städte mehrere Tore, kleinere nur zwei, Dörfer nur eins. Die Häuser der zahllosen, in den Hirse-, Baumwolle-, Tabak-, Safran-, Rizinus-, Reis- und Getreidefeldern verstreut liegenden kleinen Dorfschaften sind mit Palmblattgeflecht gedeckt. Wo Wasser vorhanden ist, wohnt die Bevölkerung dicht zusammengedrängt. Sehr häufig erblickt man unter einer Gruppe von heiligen Feigenbäumen Gruppen aus Stein gehauener Pferde; mitunter sieht man in einer solchen Einhägung 20—30 solcher kolossalen Pferdebilder aus Granit oder Basalt aufgestellt. Die Wagen der Feldbauern sind plumpe, aber wenig haltbare und tragfähige Karren mit massiven Holzrädern ohne Felgen und Speichen.

Das Land ist reich an Gold, welches im Osten von Bangalur in der Nähe der Bahnstation Kolar Road gefunden wird, nicht weit von dem schnell emporgeblühten Städtchen Bowringpett, das seinen Namen von dem früheren Residenten am Hofe von Maissur, namens Bowring, hat. Von Kolar Road ist das weiter nördlich liegende Städtchen Kolar-Stadt zu unterscheiden, wo sich das Grabmal des Vaters Haider Alis befindet. Die 11—19 km von Kolar Road gelegenen Goldminen sind mit der Station durch eine Zweigbahn verbunden. Die Verhältnisse daselbst sind durchaus geordnete; jeder „Camp" hat seinen Kapitän, dem die Ingenieure, Maschinisten und Arbeiter unterstellt sind. Ringsum sind Kaufläden und Warenbuden entstanden, und auch für den Durst ist so reichlich gesorgt, daß leider die Trunksucht sehr überhandgenommen hat. Es werden da gewaltige Massen von Arak vertilgt.

Die besten unter den in den Minen arbeitenden etwa 10 000 Mannschaften sind die Italiener und die aus Malabar stammenden Tier, von denen wir später noch mehr hören werden. Es wird Tag und Nacht ununterbrochen gearbeitet und die Arbeitsverhältnisse sind völlig geregelte. Richter und Magistrate, Polizei- und Postbeamte, Arzt und Hospital, Beamten- und Arbeiterwohnungen, Gottesdienstlokale, Lese- und Billardzimmer — alles ist vorhanden.

Die Bevölkerung von Maissur besteht aus Brahminen, Waischias, Sudras, Marāthen und Mohammedanern, welche letzteren gegen die im Norden einen etwas heruntergekommenen Eindruck machen und gleich



Blick auf die Hauptstadt Maissur.



den Marāthen erst in neuerer Zeit naturalisiert worden sind. Die mit dem Gemeinnamen Kumati belegten Waischias treiben ausschließlich Handels- und Geldgeschäfte. Am zahlreichsten sind die ackerbau- und gewerbetreibenden Sudras vertreten. Außer dem vorwaltenden Kanarese werden noch andere Drawidadialekte, wie Télugu und Tamil, gesprochen, von den Marāthen und Mohammedanern Marāthi und Hindustāni.

Hier in Maissur ist die schreckliche Hungersnot von 1877 ganz besonders verheerend aufgetreten, so daß von den im Jahre 1871 gezählten 5055412



Arbeiter in den Goldminen von Kolar Road.

Bewohnern 1881 nur noch 4183990 vorhanden waren; so hatten der Hunger und in seinem Gefolge Typhus und Cholera aufgeräumt. Gundert gibt die Verluste von 1877 auf rund 1350000 an.

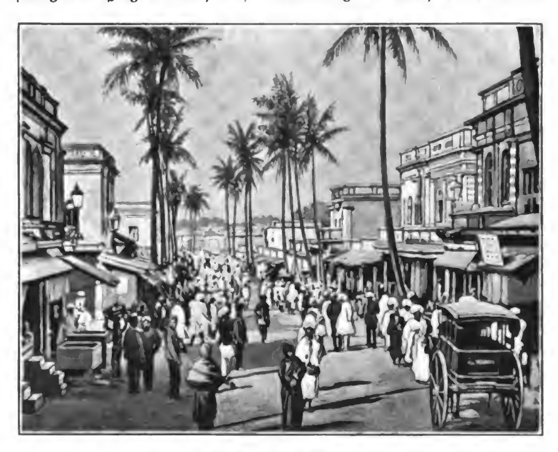
Eine merkwürdige Unsitte, die heute noch nicht ganz ausgerottet ist und deren auch Ploß in seinem Buche „Das Weib" erwähnt, war früher allgemein unter den Frauen der etwa 2000 Familien zählenden, in der Gegend von Tschikka Balapura nahe bei Bangalur hausenden Sudrakaste der Morasu Wakeligu verbreitet. Die Frauen ließen sich zwei Finger der rechten Hand auf barbarische Weise verstümmeln, indem sie sich zu bestimmten Zeiten, bei der Geburt ihres zweiten Kindes oder bei der Ver-

lobung des ersten von jedem ein Glied abnehmen ließen. Die Frau legte die Hand auf einen Holzblock, der Ortszimmermann setzte seinen Meisel auf das Gelenk des ersten Gliedes und trennte dasselbe durch einen Schlag mit seinem Schlägel ab. Eine religiöse Mythe von Mahadeva und dem Rakschasa Briki liegt diesem von der Regierung nur mit Mühe unterdrückten unsinnigen Brauche zugrunde.

Es ist ein herrliches Stück Erde, das schöne, gesunde Plateau von Maissur, in dessen ungefährer Mitte, in einer Höhe von 700 m, die große, 14 Quadratmeilen bedeckende Bangalur (Bangalore) liegt, und wenn irgendwo das vielgebrauchte Wort von einem „ewigen Frühling" am Platze ist, so ist es hier. Allerdings herrscht auch hier oben während dreier Monate echt indische Hitze, aber dieselbe wird nicht so drückend empfunden und wirkt nicht so entnervend, wie unten in der schwülen Tamulischen Tiefebene, und die Pracht der Blumen in den reizenden Gärten, welche die Stadt umgeben, verdirbt auch in diesen heißen Tagen nicht, wo unten in der Ebene alles verbrennt, was nicht direkt am Wasser oder darin steht. Neun Monate lang herrscht ununterbrochen das herrlichste italienische Klima, und die Laubbäume verlieren ihren prächtigen Schmuck nicht eher, als bis neuer Ersatz für die überständigen Blätter da ist, so daß der Anblick eines völlig kahlen Baumes den Bewohnern der Gegend etwas völlig Unbekanntes ist und jahraus, jahrein die schönen Laubkronen der Frucht- und Blütenbäume zwischen den immergrünen Palmen sich prangend und schattenspendend wölben, die auch in den sauberen, immer belebten Straßen der großen Stadt ihre schlanken, sanftgebogenen Schäfte mit der graziösen Federkrone allenthalben erheben, hoch über die Dächer der meist nur zweistöckigen Häuser emporstrebend, so daß die Stadt aus der Ferne den Eindruck eines lichten, mit zahllosen Gebäuden angefüllten Palmenhaines macht.

Da die Stadt sich einer so gesunden Lage erfreut und auch sauberer gehalten ist, als viele anderen indischen Städte, so ist es doppelt verwunderlich, daß gerade hier die Pest seit 1898 so furchtbar gewütet hat, daß die Einwohnerzahl in verhältnismäßig kurzer Zeit um etwa 20 000 Seelen gesunken ist. Am 12. August 1898 brach sie plötzlich aus, indem zwei kranke Flüchtlinge aus Hubli, welche die Polizeiwache hintergangen hatten, der Seuche erlagen. Bald hieß es: die Altstadt (City) ist verseucht! Mitte September schon trat die Krankheit im Cantonment, dem reichbevölkerten Militärviertel, auf, und in kurzer Zeit stieg die Zahl der Toten auf täglich 200 und darüber. Schon nach zwei Monaten waren 110 000 Einwohner, 60 000 aus der Altstadt und der Rest aus der Militär-

stadt, geflohen. Fast sämtliche Geschäfte wurden geschlossen, und der Ausbruch einer Hungersnot wäre demzufolge unvermeidlich gewesen, wenn nicht die Munizipalität selbst noch rechtzeitig den Verkauf von Getreide, Fleisch und Feuerholz in die Hand genommen hätte. Die Situation wurde mit der Zeit immer bedenklicher, denn das Volk wurde sehr aufgebracht gegen die Regierung, deren wohlgemeinte Maßnahmen das direkte Gegenteil von Verständnis und Anerkennung fanden; wurde doch durch diese strengen Maßregeln allein, nach der Meinung der Leute, die Stadt ent-



Straßenbild aus Bangalur.

völkert, weil dieselben nicht nur die religiösen Anschauungen und die Sitten und Gebräuche der Hindus vielfach empfindlich verletzen mußten, sondern notgedrungen auch vieles Elend in die Familien brachten, da die Häuser, in denen die Seuche auftrat, natürlich sofort geschlossen und die Familien auf zehn Tage in die Beobachtungslazarette gebracht wurden. So fanden denn schließlich Zusammenrottungen von Tausenden aufgeregter Menschen statt, und nur den selbstverleugnenden Bemühungen der obersten Beamten und der zahlreichen Missionare — auch Leipzig hat in Bangalur eine Station — ist es zu verdanken, daß es nicht zu offenen Gewalttätigkeiten kam. Wieviele Menschen tatsächlich in den ersten

Jahren der Seuche erlegen sind, wird nie genau festzustellen sein, da zahlreiche Fälle aus Angst verheimlicht und die Toten heimlich zu den Brennplätzen geschafft oder auf die Straße, in fremde Häuser, Gärten und Teiche geworfen wurden. Im Jahre 1902 kam — fast unglaublich in einer Stadt von Bangalurs Lage — noch eine große Malariaepidemie hinzu. Auch für die Europäer war die Gefahr der Ansteckung eine sehr große, da die Seuche leicht durch Wäscher, Schneider, Ausfegerinnen, ja sogar durch das Geld ins Haus getragen werden konnte. Die höheren Kastenleute ließen in kindischer Furcht Haus und Amt im Stich, um sich und ihre Familien auswärts in Sicherheit zu bringen; die geringeren Klassen ergaben sich mit stumpfer Resignation in ihr Geschick und verabsäumten dabei die einfachsten und selbstverständlichsten Vorsichtsmaßregeln. So konnte man, wie Missionar W., der Stationarius der Leipziger Mission erzählt, Bäckerjungen sehen, die europäische Häuser mit Brot zu versorgen hatten, und ihre Körbe aus Bequemlichkeit in Wagen stellten, in denen Pestkranke befördert wurden, und Frauen, welche auf solchen Wagen die nackten Beine eines Pestkranken beiseite schoben, um ihr Kind von der Hüfte nehmen und es auf den freigewordenen Platz setzen zu können und dann, mit echt indischer Sorglosigkeit und Behaglichkeit mit dem Fuhrmann plaudernd, nebenherzugehen.

Die Stadt, deren Bevölkerung der Mehrzahl noch aus trägen, schwerbeweglichen Kanaresen, einem gegen die anderen Drawiden, vor allem gegen die Tamulen, geistig etwas zurückstehenden Zweige der Drawidafamilie, besteht, blickt auf ein hohes Alter zurück und besteht aus den beiden schon genannten Hauptteilen, der im Südwesten gelegenen City (oder auch Pat genannt), der lediglich von Eingeborenen bewohnten Altstadt, und der bedeutend größeren Militärstadt, dem Cantonment, in der außer dem Regierungspalast und dem „Neuen Palast" das College, der Lustgarten Lal Bagh und der schöne Kabbon-Park mit den öffentlichen Amtsgebäuden liegen. Bangalur enthält allein 15 protestantische Kirchen, so daß man ihr in dieser Hinsicht nur noch das kirchenreiche Madras an die Seite stellen kann. Überragt wird sie von einer schönen Felsenfestung auf einem etwa 1000 m hohen malerischen Granitberge, die der 24 km weiter westlich gelegenen Bergfeste Savandrup oder Magadi ähnelt, deren zwei Berggipfel, der „schwarze" und der „weiße" Pik, einen hochromantischen Anblick bieten. Der ebenfalls hinsichtlich seiner landschaftlichen Schönheit hervorragende 1400 m hohe kegelförmige Felsenberg von Sivaganga im Norden ist mit Tempeln bedeckt und wird merkwürdigerweise von den Eingeborenen, trotzdem nicht das geringste

tertium comparationis, außer der Heiligkeit des Ortes, vorhanden ist, das „zweite Benares" genannt.

Durch Südost-Maissur rauscht, streckenweise in donnerndem, brausendem Gefälle, der Kawēri, so voll Verlangens nach dem Anblick der reichen Tamulischen Tiefebene, daß er sich jenseits der Grenze von Koimbatur in prächtigen Fällen bei Siwasamudram über die Felsen der Ostghāts hinabstürzt, die er durchbrechen muß. Schon bei der alten, wenn auch kleinen, so doch interessanten maissurischen Inselstadt Seringapatnam kommt's über ihn wie ungeduldige Unrast, und schäumend empört er



Schulkinder in Bangalur.

sich über die Felsen, die seinen Lauf erschweren. All die Schönheiten, die er oben im bergigen Kodagu, seiner Geburtsstätte, schaute, sind vergessen, und schon schwärmt er von Tritschināpallis ragendem Tempelfelsen und Kumbakonams und Tandschaurs schimmernder Pagodenpracht; daher sein ungestümes Dahinstürmen in brausenden und gischtenden Stromschnellen und endlich sein donnerndes Abstürzen im großen Fall von Gangan Tschicki, im Mares Tail (Roßschweif-Fall) und in den Barr Tschicki-Fällen bei Siwasamudram an der Grenze des Koimbatur-Distrikts.

Nur wenige Meilen südlich von Seringapatnam ragt der felsige Tempelberg von Tschamundi, und zu seinen Füßen dehnt sich die Landes-

hauptstadt Maissur, von der leider nicht viel mehr zu sagen ist, als daß sie eben die Hauptstadt von Maissur ist. Dort sitzt der Rādscha, wenn er feierlich Darban hält, auf seinem angeblich von Aurengzib einst an Tschicka Dewa Rādscha geschenkten, mit Elfenbein überkleideten Throne aus Feigenbaumholz, in seinem im Fort gelegenen Palaste, zu dem von Westen her aus freier Bergeshöhe das Fort Nasirābād herüberblickt, und sinnt über die Licht- und Schattenseiten des königlichen Vergnügens nach, ein Nachfolger des großen Schuldenmachers Krischnarai Wodegar Bahadur, dazu ein souveräner Rādscha und zugleich ein allzeit devoter Vasall Sr. Majestät des Kaisers von Indien zu sein, dessen Regierung sich leider auch in seinem Reiche das wichtige Salzmonopol und zugleich einen Teil seiner schönen Stadt Bangalur vorbehalten hat.

Eine besondere Sehenswürdigkeit in der Umgebung von Maissur sind die in richtigen Proportionen ausgeführten kolossalen Felsenfiguren, unter denen die hervorragendste und bekannteste die des reichaufgezäumten, ähnlich dem großen schwarzen Nandistiere in Tandschaur hingelagerten Stieres Bassava ist.

Srirangapatna („Stadt des Wischnu"), das ist der ursprüngliche Name der mitten im Kawēri auf einer langgestreckten Insel nördlich von Maissur gelegenen Stadt Seringapatnam, deren Vorstadt Dschahar Gandscham das obere, westliche Ende der Insel einnimmt.

Seringapatnam hat einst glanzvollere Zeiten als heute gesehen, als Haider und Tippu noch hier residierten, welch letzterer, auf seinem hier befindlichen Grabsteine als „Märtyrer des mohammedanischen Glaubens" gefeiert, im Jahre 1799 bei der Erstürmung der Stadt an der Nordseite der großen Bastion fiel. Lehmmauern bezeichnen die Stätte, wo der alte Palast stand. Die schlanken Minarets, welche die Front des Maissurtores schmücken, machen einen recht ansehnlichen Eindruck, wenn man sich der Stadt von Süden nähert. Außerhalb des Fort liegt Tippus Lieblingsgarten Darija Daulat-Bagh, an dessen Mauer sich alte Karrikaturgemälde befinden, welche u. a. Baillies Niederlage bei Kāndschipuram darstellen und, von Tippu bei Beginn der Belagerung zerstört, schon zweimal restauriert worden sind. Das schon früher erwähnte Mausoleum Haidar Alis mit elfenbeinausgelegten Doppeltoren, nach Buchanan eins der schönsten Bauwerke von Südindien, liegt am unteren Ende der Insel.

Große Flächen von Maissur unterliegen dem sogenannten trockenen Feldbau, der sich auf den Anbau von Linsen, die hier lediglich als Futter für Pferde, Kamele, Ochsen und Elefanten benutzt werden, und verschie-



Tempel auf dem Berge Tschamundi.

dener Hirsenarten beschränkt, während sich auf genügend bewässertem Boden zwei gute Reisernten erzielen lassen. Außerdem ist viel „Bargut-“ oder Gartenland vorhanden, worunter man sich jedoch nicht Gemüse- und Blumengärten in unserem Sinne vorzustellen hat, sondern eingefriedigte Anpflanzungen von Kokos- und Arekapalmen und Betelpfeffer, welch letzterer, an Stangen sich emporrankend wie unsere Bohnen, denen er auch ähnelt, hier viel gebaut wird. Als Zugtiere dienen vornehmlich Büffelochsen, langsame, aber zugfeste und ausdauernde Tiere, die unendliche Quantitäten von Wasser vertilgen und in der heißesten Tageszeit oft viele Stunden lang bis an die Schnauzenspitze im Wasser liegen, einen drollig dummen Anblick bietend. In den westlichen Bergen ist Meister Petz zuhause und trägt hier statt des braunen ein schwarzzottiges Kleid. Abgesehen von seiner Vorliebe für weiße Ameisen ist er reiner Vegetarier, der wohl Vergnügen daran findet, dem Menschen, der ihm zu nahe auf den Leib rückt, mit einem wuchtigen Tatzenschlage das Lebenslicht auszublasen, aber zum man-eater sich noch nicht degradiert hat, wie sein blutdürstiger Nachbar drüben in den Ghāts, den er übrigens nicht fürchtet. Athletische Kämpfe, aus einer Mischung von Ring- und Faustkampf bestehend, waren in Maissur von jeher sehr beliebt. Inwieweit diese von einer besonderen Kaste geübten, oft recht rohen und unästhetischen gymnastischen Übungen, die besonders am „Tage der Großen Neun“, dem neunten Tage nach dem ersten Mondviertel im September unter großem Zudrang abgehalten wurden, noch heute gestattet und üblich sind, habe ich nicht in Erfahrung bringen können.

Das im Norden von Madras bis hinauf nach Orissa und landeinwärts bis nach Haiderābād sich erstreckende Télugugebiet streifen wir nur mit einem flüchtigen Blicke, da hier in Gandscham und dem nach Süden hin bis Berhāmpur sich anschließenden Küstenstriche in der Tat wenig zu finden ist, was besonders hervorgehoben zu werden verdiente.

Wisākhapatnam (Vizagapatam) und das im vorigen Jahrhundert von einer verheerenden Sturmflut heimgesuchte Matschilibander oder Masulipatnam, sowie das am Eingang des Godawāribeltas gelegene Rādschāmandri oder Rādschāmahendri (Rajamundri) sind verhältnismäßig unbedeutende Orte. Die zuerst genannte Wisākhapatnam, die „Stadt des (Kriegsgottes) Wisākha, ist durch ihre schönen Silber-, Elfenbein-, Horn- und Holzarbeiten und feinen Kleiderstoffe bekannt. Seit der Ermordung der dort ansässigen Europäer im Jahre 1689 ist die Stadt, in der die Ostindische Kompagnie schon frühe eine Faktorei begründete, mit einem Fort versehen worden. Masulipatnam, die

„Fischstadt", das Maisulia der Griechen, war die erste Niederlassung der Kompagnie auf der Ostküste, die Vorgängerin von Armagon und Madras, und Rādschāmahendri, der alte Herrschersitz der Orissakönige, hat in den Kämpfen der Engländer mit den Franzosen um die Mitte des 18. Jhrhunderts eine Rolle gespielt.

Unser Ziel ist das Tamilland, welches die ganze Koromandelküste von Berhāmpur, 10 Meilen nördlich von Madras, bis Kumāri und hin-



Das Fort von Seringapatnam: Die Stelle, wo Tippu Sahib am 4. Mai 1799 fiel.

über zu den Ghāts einnimmt und eins der interessantesten Gebiete Indiens ist, jedenfalls die Krone Südindiens. In meinem Buche „Südindien, Land und Volk der Tamulen", 1899 bei Bertelsmann erschienen, habe ich diesen Teil der Madras-Präsidentschaft, in dem die Leipziger Mission ihr wichtiges Arbeitsgebiet hat, eingehend beschrieben. Hier muß ich mich natürlich kürzer fassen und auf das Wichtigste beschränken.

Einige kurze geschichtliche Notizen dürften willkommen sein. Der Name Tschōlamándalam (Reich der Tschōla), welchen das ganze Küstengebiet einst trug, auf dem die Tamulen (Tamil = Dramila = Drawida) wohnen und der von den Portugiesen in Koromandel verwandelt wurde, bezog sich

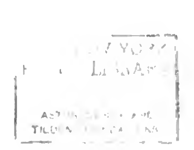
nur auf die ebene, im Norden wellige, steinige und sandige Küstenfläche, die sich, nach Westen zu sanft ansteigend, bis an die Grenzen des alten Tschērareiches, bis zum „Gap", jener merkwürdigen Unterbrechung der Ghāts hinter Koimbatur, erstreckt, durch welche der Ponanifluß seinen Weg hinab zum Arabischen Meere sucht. Den Süden nahm das mächtige, bis zum Kap Kumāri hinabreichende Pāndiareich ein, das, 1324 durch die Mohammedaner erobert, unter der moslimischen Herrschaft von seiner Höhe als hervorragendster Sitz der Tamilgelehrsamkeit herabsank und nur von 1420—1727 unter der Herrschaft der Najiker noch einmal aufblühte. Der Norden bildete einst einen Teil des Karnatakareiches. Die englische Herrschaft wurde unter heftigen Kämpfen mit den Franzosen seit der Mitte des 18. Jahrhunderts begründet.

Diese schöne, vom edelsten Zweige des Drawidastammes und einigen Resten der Urbevölkerung, den Todas, Badagas und Kurumbas in den blauen Bergen und anderen kleineren Stämmen, bewohnte Landschaft sollte von Indienreisenden nicht, wie fast immer geschehen ist, zuletzt oder nur flüchtig „auf der Durchreise" besucht werden, denn es gibt kaum etwas Interessanteres als das reichgegliederte Volksleben dieses Teils von Indien, ganz davon abzusehen, daß mancher alte, stolze Tempelbau, so ganz anders als die Hindutempel des Nordens, eingehender Besichtigung wert ist.

Wenn man das Tamilland das „märchenhafteste Indien" genannt hat, so trifft diese Bezeichnung nicht für das ganze Gebiet zu, in dem das „süße" Tamil erklingt. Es gibt manchen kümmerlichen, schwach bevölkerten Landstrich, in dem die Büffel und Wild- und Stachelschweine im blütenreichen Dschangelbusch hausen, wo auf den trockenen Höhen oder am flachen, eintönigen Sandufer die „sternkronige Königin" Palmyra einsam oder in kleinen Trupps und Hainen steht und Ausschau hält, ob nicht endlich die schwarzen, schweren Wolken im Nordosten aufsteigen und die Stöße des Monsunsturmes ihre stolzen Fächer zu durchwühlen anheben, Striche, wo das ganze Land „gen Himmel schaut". Aber einzelne Distrikte, wie die von Kudelur (Cuddalore), Sidambaram (Chellumbrum), das reiche Deltagebiet des Kawēri und die entzückenden Berglandschaften der Serwarajas (Shevaroy-Hills), der Nilgiris und der Pālnis (Pulney-Hills), prangen, erstere besonders nach dem Eintritt des Monsun, in wahrhaft paradiesischer Schönheit und üppigster Fruchtbarkeit. Da wogen die Reisfelder in ihrer grünen und goldenen Pracht; da schimmert im dunklen Laube die köstliche Mango, und dankbar neigt die riesenblätterige Banane den segenschweren Fruchtkolben zur Mutter



Groß Kändschipuram.



Erde, deren nahrungspendender Schoß sie zur von Tausenden gesegneten Segensspenderin macht; da recken die Palmen ihr königliches Haupt über die Hütten und Paläste der Menschen und all die lieblichen und großartigen Wunder der Schöpfung empor, in urwüchsiger Kraft und vollendeter Grazie, bis zur halben Höhe der schwerfällig und überladen sich auftürmenden Gópuram-Kolosse, als wollten sie den Erbauern derselben zurufen: Das nennt ihr Schönheit? Das nennt ihr Grazie? Und doch — auch sie, bei all ihrer oft so bedrückenden Schwerfälligkeit und schwerwuchtenden Massenhaftigkeit, bei all ihrer Überladenheit mit oft so grobem und wenig ästhetisch wirkendem Bild- und Farbenwerk — machen sie nicht einen ganz imposanten und oft ganz märchenhaften Eindruck, die stolzen Behausungen der brahmanischen Götter und ihrer zahlreichen Offenbarungsformen? Man gehe nur nach Mádura, der „Perle des Südens", man gehe hinüber nach Srirangams, des hochheiligen Stromeilandes, in grüner Waldespracht versteckten Tempelwundern und trete ein in Ramēswarams säulengewaltige, schier endlose Mudaralingam-Kolonnade, in die tausendsäulige, skulpturenstrotzende Pracht der Mandabams von Mádura, Sidámbaram, Kándschipuram und Tiruwanāmalei — wie im Traum wird man dahinschreiten, fast verwirrt und betäubt von der Macht der von allen Seiten einstürmenden wunderbaren, märchenhaften Eindrücke. Wer den Tempelfelsen von Tritschināpalli, verklärt und duftig umwoben vom Widerschein des in allen Flammen und Nüancen von Rot und Gold brennenden Morgen- und Abendhimmels, gesehen hat, dem wird das Bild ebenso unvergeßlich bleiben wie der Anblick, der sich ihm bot, hoch oben von der tempelgekrönten Felsenspitze, wo Ganesas Tempel in die Ebene hinausschimmert, über die große, volkreiche Stadt und die weite tamulische Tiefebene im Süden und Osten und hinüber nach dem blitzenden Strome und Srirangams und Tiruwáneikáwels schimmernden Tempeltürmen im Norden. Und mitten unter diesen fremdartig schönen Wundern lebt ein Volk, das jeder, der es näher kennen lernte, auch lieben lernte, trotz seiner Versunkenheit in die Nacht heidnischen Aberglaubens und heidnischer Sittenlosigkeit, ein Volk, das man unbedenklich für die Krone des indischen Volkstums erklären kann, ansprechend in der äußeren Erscheinung, edel von Anstand und Manieren, reich an Geist und Gemüt, gewiß noch zu hohen Dingen berufen, wenn erst einmal das neue Wesen des Christentums an Stelle des alten heidnischen Wesens getreten sein wird. Welch eine herrliche, reiche, durch weichen vokalschönen Wohllaut ausgezeichnete, den tiefsinnigsten philosophischen Gedankengängen die rechten Worte und

Ausdrücke bietende Sprache hat dies Volk, das Volk der Tamulen, welch eine reichhaltige und wertvolle Literatur, unter der sich wahre Perlen befinden! Und daneben doch auch wieder bei den armen Parias und ihresgleichen — welch eine tiefe materielle und sittliche Verarmung! Indien, das Land der Wunder und — Gegensätze! Das tritt uns auch hier im Tamillande wieder so deutlich und klar entgegen, wie nur irgendwo in Bhāratas Erdteil.

Eine ganze Anzahl zum Teil stattlicher Flüsse, die, von den Ghāts herabkommend, dem Lande auch noch einen Teil des Südwestmonsuns zugutekommen lassen, bewässern das Land und ergießen ihr köstlich befruchtendes Naß in Tausenden von Kanälen über seine sonnigen Gefilde, der König unter ihnen, der in breitem Bette dahinziehende, hochheilig gehaltene Kawēri, der schon so manche Sünde in Kumbakōnam und Māiáveram abwaschen mußte und nach seiner künstlich herbeigeführten Spaltung oberhalb von Tritschināpalli in weitem Delta dem Bengalbusen zuströmt, der reißende nördliche Hauptarm Kollūdam (Coleroon) eigensinnig in seinem von schilfreichen Sandbänken umsäumten Bette beharrend und in der Regenzeit mächtig gegen die Pfeiler der großen Eisenbahnbrücke hinter Sidámbaram andonnernd, der Südarm in viele Nebenarme sich auflösend und uneigennützig so viel von seinen Wassern verschenkend, daß er endlich als kleiner Fluß das Meer erreicht. Er ist es, dem das Deltaland es zu verdanken hat, daß in seinen zahllosen Dörfern und Städten bis zu 20 000 Menschen auf der deutschen Quadratmeile leben können. Tausende ja Hunderttausende segnen ihn, die als Pilger, von der Heiligungskraft seines Wassers aus allen Provinzen Indiens herbeigelockt, alljährlich zu den großen Badefesten herzueilen und den stolzen Zweigeborenen manches erwünschte Pilgeropfer zuwenden. Dorf reiht sich hier an Dorf, die Dorfschaften der Sudras im Grün der Palmen und Obstbäume, der Banianen und Bananen versteckt, die elenden Paria-Tschēris schattenlos und dem glühenden Sonnenbrande preisgegeben mitten in den Reisfeldern ihrer Arbeits- oder Pachtherren.

Die Kaste besteht hier im Tamillande noch in ihrer ganzen starren Exklusivität; die Zersplitterung der Sudrakasten ist eine ungeheure, mitunter geradezu lächerliche. Die Mohammedaner spielen hier eine viel untergeordnetere Rolle als im Norden. Hinsichtlich der Kaste muß ich auf die allgemeinen Mitteilungen im Ersten Teile hinweisen, da ein Eingehen auf einzelne Erscheinungen des Kastenwesens, wie sie uns speziell im Tamilgebiete entgegentreten, viel zu viel Raum beanspruchen und vielleicht auch lediglich die Freunde der tamulischen Missionen in höherem



Tritschinápalli vom Tempelfelsen gesehen.

Maße interessieren würde, die andere genügende Quellen haben, und wäre es nur in dem betreffenden Kapitel meines oben genannten Buches über Südindien.

Ob es wahr ist, daß Madras, die große Kapitale Südindiens am kleinen, träge fließenden Kûmflusse, von deren zu 8% christlichen Bewohnern beiläufig nur 58% Tamil und volle 23% Télugu sprechen, ihren Namen von Madrasah (ein mohammedanisches College) hat, erscheint mir mehr als zweifelhaft. Die Mohammedaner haben ja mit der Gründung der Stadt gar nichts zu tun und in derselben nie viel zu sagen gehabt und machen noch heute nur knapp den zehnten Teil der Bevölkerung aus. Wie sollen sie dazu gekommen sein, der Stadt einen mohammedanischen Namen aufzuprägen? Über die Deutung des bei den Eingeborenen gebräuchlichen, vielfach in „Páttanam" abgekürzten Namens „Sennapáttanam" bestehen verschiedene Ansichten. Unsere lutherischen Tamulenmissionare erklären denselben auf sprachlich vollkommen zulässige Weise für gleichbedeutend mit „Große Stadt", während englische Gewährsmänner ihn von Tschenappa, dem Najik von Sengelpat, herleiten, nach dessen Namen die zu gründende Stadt vertragsmäßig benannt werden sollte, wenn es wahr ist, daß die 1746 bei der Einnahme von Madras durch die Franzosen verloren gegangene goldene Tafel, welche die Rechtsurkunde über den abgetretenen Baugrund enthielt, unter anderen Bedingungen auch diese aufwies.

Die Ausdehnung der Stadt, die sich über sieben Meilen weit an der Küste hinabzieht und landeinwärts sich $3^1/_2$ Meilen weit erstreckt, beträgt 27 Quadratmeilen. Nicht weniger als 36 Dörfer sind allmählich in das Stadtgebiet aufgenommen und jetzt meist in Stadtteile verwandelt. Im Jahre 1639 wurde die Handelsniederlassung der Ostindischen Kompagnie zu Armagon im nördlich gelegenen Nellur-Distrikte hierher verlegt, an die ungeschickteste Stelle der Ostküste. Sie bildet den Kern des dicht bei der portugiesischen Stadt S. Thomé errichteten Forts St. Georg. Das Hauptaugenmerk richtete man auf die ovale vom Kûm gebildete Insel, die noch heute als „Island" einen Teil des Forts bildet und damals mit Befestigungen umgeben und die „Weiße Stadt" genannt wurde, während die Niederlassung der eingeborenen Handwerker nördlich vom Fort die Black Town, die „Schwarze Stadt" hieß. Im Jahre 1749 wurde S. Thomé der Stadt Madras einverleibt, die anfänglich mit einer Lehmmauer, später mit einer Steinmauer umgeben wurde, nachdem 1702 die Truppen Aurengzibs und 1741 die Marâthen sie belagert hatten.

Die wichtigsten Stadtteile des heutigen Madras, deren Aufzählung zum Zweck der allgemeinen Orientierung ratsam erscheint, sind, von Norden nach Süden an der Küste entlang gehend: Rájapuram und westlich davon Tondiarpet, die Black Town, westlich davon das schöne Europäerviertel Egmore sowie Nangambakam und Perambur, letzteres mit großen Maschinenwerkstätten; ferner, von der Schwarzen Stadt durch eine weite unbebaute Fläche getrennt, auf der sich der Leuchtturm befindet, das Fort St. Georg, eine Anzahl Eingeborenenviertel, S. Thomé, Tiruwallikēni (Triplicane), die Eurasierviertel Vepery und Pudupet und weiter landeinwärts Pursebākam, und endlich im äußersten Süden die besten Europäerviertel Adijār-Mailapur und Tanampet. Die Endsilbe „pet" ist eine Verkürzung aus „pettah" und „pötei".



Tamulenjüngling im Festschmucke.

Die ans Meer stoßende nördlichen Vorstadt ist also Rájapuram, wo der große Zentralbahnhof liegt, ein imposantes Gebäude, von dem die Elektrische Straßenbahn ihren Ausgang nimmt und in den die Linien von Bombay, Kalikut und Maissur einmünden, während die hinab nach Tutugudi (Tuticorin) führende Südindische Eisenbahn ihren eigenen Bahnhof im Stadtteile Pudupet hat. Hier in Rájapuram finden wir die großen Eisenbahnwerkstätten und Güterhallen: für uns (evangelische) Deutsche ist dieser Stadtteil insofern von Interesse, als hier unsere Leipziger Lutherische Mission, die ja das ganze Tamilland besetzt hat, gegenüber dem prächtigen, in den achtziger Jahren vorigen Jahrhunderts neu angelegten Robinsonpark eine schöne neue Kirche,

die „Morgensternkirche“ besitzt. Das stattliche Missionsgehöft liegt nicht hier, sondern in der großen Muttergemeinde Pursebäkam, wo auch die große, 1856 erbaute lutherische Adeikalanaderkirche sich befindet.

Die „Schwarze Stadt“ nördlich von Küm muß jeder berühren, der zu Schiffe ankommt und vom Hafen in die westlichen oder südlichen Stadtteile gelangen will. Sie ist, wie schon der Name andeutet, das innerhalb der alten Umwallungen gelegene dichtbevölkerte Eingeborenenviertel von Madras, in dessen großen, sich kreuzenden Hauptstraßen und engeren, von üblen Gerüchen erfüllten Nebenstraßen ununterbrochen ein ungeheuer lebhafter und geräuschvoller Menschen- und Wagenverkehr hin und wieder wogt. Die dichtgedrängt stehenden, meist einstöckigen Häuser der großen zwischen den Hauptstraßen liegenden Häuserblocks, sind meist ganz unscheinbare Gebäude und auch die zahlreichen Tempel sind nicht hervorragend. Die primitiv eingerichteten, aber reichhaltigen Basarläden bieten alles, was das Herz eines Hindu entzücken und seinen Gaumen und Magen befriedigen kann. Es ist eine auffallend lebensfrohe, tätige, genügsame und wohlgekleidete Menschheit, welche im dichten Häuserlabyrinth der Schwarzen Stadt wohnt und in ihren Straßen sich bewegt, und die hellbunten, gar dezent und kleidsam um den etwas untersetzten Körper der schwarzäugigen, schmuckbeladenen Tamulinnen geschlungenen seidenen oder baumwollenen Püdaweis stechen höchst effektvoll von den auffällig dunklen Gesichtern ab. Am Saume der Black Town stehen in langer Reihe der Justizpalast, die großen Handels- und Bankkontore, das großartige Christian College und die Schulen der Schottischen Freikirchlichen Mission. Von der Höhe des Leuchtturms hat man einen vortrefflichen Überblick über die ganze Stadt, die mit ihren 39 Kirchen den Eindruck einer christlichen Stadt machen würde, wenn die Tempeltürme nicht wären, die sich überall aus dem Häusergewirr erheben. Übrigens hat sich der Blick vom Leuchtturm auf die Schwarze Stadt und den Hafen in den letzten Jahren infolge zahlreicher Neubauten sehr verändert. Das Gleiche gilt auch von dem weiter hinten abgebildeten Tritschifelsen.

Zu der langgedehnten sandigen Beach, der Strandpromenade von Madras, pflegen allabendlich Hunderte von Engländern und reichen Eingeborenen hinauszufahren, um angesichts des Forts St. Georg und der prachtvollen Regierungsgebäude in der milden Abendluft zu promenieren und den Klängen der Militärmusik und dem Rauschen der Brandungswellen zu lauschen und dann erfrischt heimzueilen zum Dinner und zum Genuß der Nachtkühle auf den Dächern und in den Veranden der



Pagode in Triplicane (Madras).

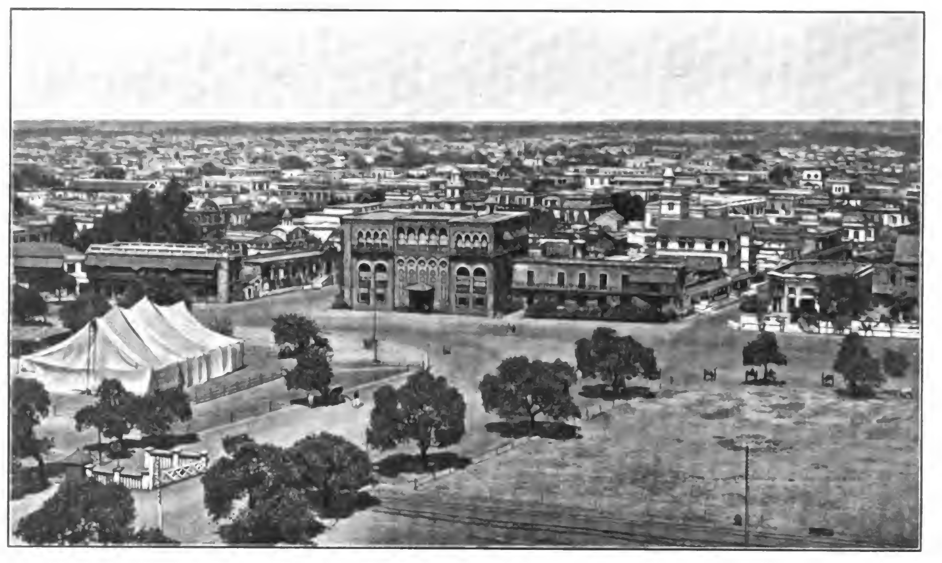
vornehmen Gartenpaläste, deren Parktiefen allnächtlich geheimnisvoll und zauberisch schimmernd aufleuchten, wenn die Myriaden von Leuchtkäfern in dem herrlichen Blumenwerk der Beete, im buntfarbigen Blattwerk der Croten und in den dunklen Kronen der hohen Parkbäume ihr Gaukelspiel treiben.

In dem längs der See durch eine geradlinig sich am Strande hinziehenden, auf der Landseite von einer fast halbkreisförmigen bastionenreichen Mauer umschirmten, aber einem modernen Artillerieangriff durchaus nicht gewachsenen Fort, den „Lungen von Madras", wie es wegen seiner schönen Inselanlagen genannt wird, befindet sich inmitten eines wundervollen Parkgartens das große Regierungsgebäude; die gesamten Regierungsbureaus, die Zivil- und Militärsekretariate, die Kasernen, das Arsenal, die Marienkirche, eine der ältesten protestantischen Kirchen Indiens, auch ein großer Basar — sie alle liegen innerhalb des Forts, dessen große Esplanade als Paradeplatz dient. Das ganze ziemlich umfangreiche „Island" ist mit den herrlichsten Anlagen bedeckt.

In der soeben erwähnten Marienkirche kann man noch heute das von der englischen Handelskompagnie dem großen lutherischen Tamulenmissionar Chr. Fr. Schwartz, dem „Vater Schwartz" und „Königspriester von Tandschäur", als der er noch jetzt im Gedächtnis der Tamulen lebt, im 18. Jahrhundert errichtete Marmormonument sehen. Auch in der alten, von Schwartz selbst erbauten, jetzt englischen Missionskirche von Tandschäur, in der sich das Grab des großen Missionars befindet, ist ihm, dem um den König von Tandschäur und sein ganzes Land so hochverdienten Manne, von seinem dankbaren Fürsten, dem Radscha Sërsödschi, eine Gedenktafel gestiftet worden, deren vom Könige selbstverfaßter Text in deutscher Übersetzung lautet:

„Fest warst du, weise, demütig,
Redlich, rein, unverstellt gütig,
Vater der Waisen, der Witwen Stütze,
Tröster in jeglicher Trübsalshitze;
Denen in Finsternis helfend zur Klarheit,
Wandelnd und weisend die Wege der Wahrheit,
Segen den Fürsten, den Völkern und — mir!
Daß ich, mein Vater, nachwandele dir
Wünschet und bittet dein Serfödschi hier!"

Die Hauptstraße von Madras, die 1795 angelegte Mount Road oder Bergstraße, welche vom Fort nach S. Thomé hinabführt, ist eine großartige durchaus vornehme Geschäftsstraße, an der sich die feinsten



Die Schwarze Stadt von Madras.

Geschäfte der Stadt befinden. Sie wird von der nach der St. Georgs-Kathedrale benannten Cathedral-Road gekreuzt. Zwischen den prächtigsten Gärten und Parkanlagen, Springbrunnen und Denkmälern liegen hier in langer, unabsehbarer Reihe die palastartigen Geschäftshäuser, in deren weiten, vornehm ausgestatteten Hallen die feinsten europäischen Luxuswaren und Gebrauchsgegenstände in reicher Auswahl ausgebreitet liegen. Die feinen, geschäftig hin und her eilenden englischen und indischen Kaufleute haben natürlich ihre Preise nach dem Geldbeutel der hohen englischen Beamten zugeschnitten, die monatlich 5—10 000 Rp. Gehalt beziehen, und gar großartig, in den elegantesten Equipagen, mit ihren Damen vorfahren. Für einen gewöhnlichen Sterblichen hängen und liegen da eitel „saure Trauben".

Das große neue Zentralmuseum, welches von den Eingeborenen mit Vorliebe besucht wird, bietet eine reiche Fülle von Anregungen und Genüssen für Geist und Auge. In dem großartigen, mit buntschillerndem Mosaikboden ausgestatteten Treppenhause, dessen wie polierter Marmor glänzende chunnam-Wände und prächtig gemalte Decke äußerst vornehm wirken, und in den schier endlosen, mit immer wechselnder Prachtausstattung versehenen Sälen und Hallen kommt man aus der Bewunderung nicht heraus. Eine unerschöpfliche Fülle indischer Raritäten und Kunstgegenstände, toter und lebender Tiere, eine großartige, sorgfältig zusammengestellte Prachtsammlung von Fischen, Vögeln, Schlangen, Götzenbildern aus Gold, Silber, Elfenbein, Holz, Alabaster und Stein, von Waffen, Juwelen, Erzeugnissen des ganzen indischen Kunsthandwerks, besonders der Holzschnitzerei, Prachtweberei, Gold- und Silberschmiedekunst, Einlegearbeit und Malerei nehmen immer von neuem das lebhafteste Interesse in Anspruch, das deutlich auf den hell- und dunkelbraunen Gesichtern der Eingeborenen geschrieben steht, die in dichten Scharen die Säle durchwandern. Hier kann man indisches Volkstum studieren, wer Verlangen danach trägt!

Auch die neue Staatsbibliothek, die sich vor unseren größten Universitätsbibliotheken nicht zu verstecken braucht, enthält reiche Schätze, von denen viele dazu angetan sind, den Bibliophilen zu entzücken, nicht nur moderne Bücher, sondern auch wertvolle alte indische Manuskripte. Das Gebäude selbst ist ein wahres Meisterwerk der Baukunst, und die innere Ausstattung dementsprechend. Der geräumige, stets besetzte Lesesaal, der mit seiner hohen, kunstvollen Decke und den bunten Glasfenstern den Eindruck eines wunderbaren Domes macht, dürfte in Europa seinesgleichen suchen. Unten zu ebener Erde stehen, in die Wände eingelassen,

die zahlreichen Bücherschränke, auf das kunstvollste in allerlei verschiedenen Mustern geschnitzt, und oberhalb derselben befindet sich ein ebenfalls in kunstvoller Schnitzerei prangender Rundgang, ein Meisterwerk tamulischen Handwerksfleißes, der den Zugang zu einer zweiten Reihe reichgefüllter Schränke gestattet. Unten in der Halle aber sitzen sie, viele die Brille im intelligenten Gesicht, sogar einzelne Hindudamen unter ihnen, vertieft in die Lektüre, die lerneifrigen Tamulen, die sich entweder auf ein Examen vorbereiten oder überhaupt nur ihren ohnehin schon ziemlich weiten Wissenshorizont noch erweitern wollen. „India does not change!" sagt der englische Dichter E. Arnold, der eifrige Verhimmler des Buddhismus in seinem „Light of Asia". „Indien ändert sich doch!" wird jeder sagen, der das Indien von früher kennt und derartige Bilder des ganz im Drange nach Aneignung europäischen Wissens aufgehenden Jungindien beobachtet. Freilich, gerade der Tamule ist nicht nur der intelligenteste und begabteste, sondern auch der „gemeinste", d. i. vorurteilsfreieste Sohn der indischen Erde, wie er auch unter allen Hindus eine der sympathischsten Erscheinungen darstellt.

Westlich vom Zentralbahnhofe befindet sich der große Volkspark, in dem häufig große Volksfeste abgehalten werden, bei denen es bunt und lärmend genug hergeht. Was kann man da nicht alles zu sehen bekommen! Da wimmelt es von Schaubuden aller Art, Theatern, Affentheatern, Trinkbuden, Karussels, Wettläufern und Gauklern aller Art, welche die haarsträubendsten und unbegreiflichsten Kunststücke vorführen, die man in dieser verblüffenden Vollkommenheit bei uns selten oder gar nicht zu sehen bekommt. Der Park enthält auch eine schöne Menagerie mit prächtigen Exemplaren aller möglichen indischen Tierarten vom gewaltigen Rhinozeros bis zum zierlichen Zwerghirschchen aus dem Tarai. Ein zahlreiches, buntzusammengewürfeltes Publikum lustwandelt auf den schönen breiten Parkwegen, die durch schattige Baumgruppen und schimmernde Rasenflächen und Blumenanlagen führen, vorüber an blanken Teichen, auf denen die schwarzen und weißen Schwäne gleiten.

Eine schattige Landstraße führt von der Station Thomas Mount im Südwesten von Madras, vorüber an Exerzierplätzen, Hospitälern und Kasernen an den Fuß des Großen Thomasberges, auf dessen nicht übrig hohem Gipfel sich, von hohen Bäumen überragt, die Marienkirche — die katholische — erhebt, ein langes, weißgetünchtes Gebäude, welches, abgesehen von den Bogenfenstern und der kleinen Glocke auf dem Vordersims, von außen gar nicht den Eindruck eines gottesdienstlichen Gebäudes macht. Der Berg ist ziemlich steil, aber leicht zu ersteigen, da eine

schon vor 200 Jahren erbaute Treppe in vielen Absätzen auf den Gipfel führt. Man muß nur hübsch verständig hinaufgehen und nicht, wie die zahlreichen zum Berge pilgernden katholischen Wallfahrer oft tun, im glühend heißen Sonnenbrande knieend hinaufrutschen. Hat man das obere Ende der Treppe erreicht, so erblickt man durch völlig wild aufgewachsenes Baum- und Strauchwerk altes, verfallenes Gemäuer und Säulenwerk und am Ostabhange eine alte Warte. Das langgestreckte Torvorgewölbe der Kirche ist ohne jeden Schmuck; die uralten, von armenischen Christen hierher gebrachten Bilder sind von albernen Nonnen übermalt und verhunzt. Über dem schlichten Altare befindet sich hinter einem Vorhange das interessanteste Stück der ganzen Kirche, ein oblonger, etwa $^3/_4$ Quadratmeter haltender Stein mit einem in Hochrelief ausgemeißelten Kreuze, welches auf einem dreistufigen, von einem geflügelten, regenbogenartigen Bogen überwölbten Sockel steht, und dessen Enden in eigentümliche Blattwerkverzierungen auslaufen, während über dem oberen Ende, den Kopf nach unten gerichtet und das Kreuz mit der Schnabelspitze berührend, ein taubenartiger Vogel schwebt. Die schmale, rundbogenförmige Umrahmung des Kreuzes enthält eine ganz sauber ausgearbeitete, scharf und deutlich hervortretende Inschrift in ganz fremdartigen Schriftzeichen, deren Enträtselung viel Kopfzerbrechens verursacht hat. Wunderliche und den Stempel der Unglaubwürdigkeit und Wundersucht an der Stirn tragende Legenden knüpfen sich an die Geschichte der Auffindung des Steines, welche am 22. März 1547 erfolgte. Eingeborene „Gelehrte", die zu Rate gezogen wurden, lieferten ganz verkehrte, lügnerisch aus der Luft gegriffene Erklärungen, deren Hauptinhalt eine für die Kürze der Inschrift viel zu ausführliche Geschichte von der Ermordung des Apostels Thomas durch den Lanzenstich eines Brahminen an der Fundstelle bildete. Erst die Fortschritte der Sprachwissenschaft in unserer Zeit führten zu der Entdeckung, daß es sich um eine in der Reichssprache des sassanidischen Persien, dem Pehlevi, verfaßte Inschrift handelt, deren Inhalt Dr. Haug in München folgendermaßen festgestellt hat: „Wer an den Messias glaubt und an Gott in der Höhe, und auch (!) an den Heiligen Geist, der ist in der Gnade dessen, der den Kreuzesschmerz getragen". Die Inschrift ist offenbar nestorianischen Ursprungs und dürfte 15—1600 Jahre alt sein.

Den Dienst des zu Signalzwecken und zur Beobachtung nachts vorüberfahrender Schiffe früher auf dem Thomasberge angezündeten Nachtfeuers versieht jetzt der große elektrische Scheinwerfer auf dem Turme des Obersten Gerichtshofs. Auch die auf dem benachbarten



Der Hafen von Madras.

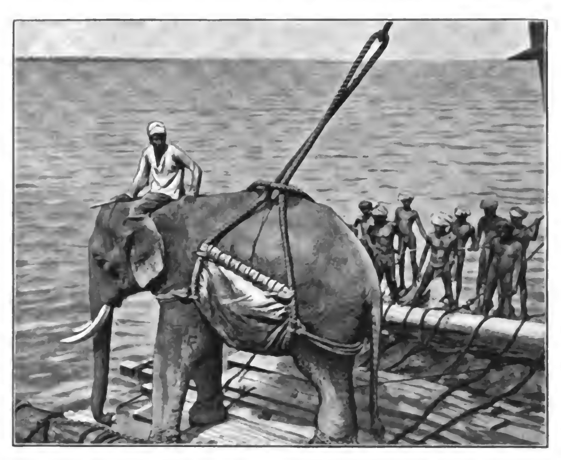
Kleinen Thomasberge befindliche Kirche hat man in Beziehung zum Apostel gebracht, der oft in der kleinen unterirdischen Halle derselben, in die ein nur ³/₄ m breiter Felsspalt hineinführt, geweilt haben soll, und über die dem Besucher allerlei legendenhafte Geschichten erzählt werden. Die Wahrheit ist, daß Thomas, der in Persien gepredigt hat und in Edessa begraben liegen soll, höchstwahrscheinlich gar nicht nach Indien gekommen ist.

Der Hafen von Madras bietet jetzt den größten Seeschiffen genügenden Ankergrund und Raum und, was das Wichtigste ist, Schutz vor den die Koromandelküste so oft umbrausenden Stürmen aus Nordost. Die gewaltigen draußen in der See nach innen umgebogenen und so nur eine schmale Einfahrt freilassenden Dämme dieses großen in den achtziger Jahren vorigen Jahrhunderts erbauten Kunsthafens, aus mächtigen, ins Meer versenkten Steinblöcken unter großen Schwierigkeiten hergestellt, schließen jede Gefahr für die im Hafen ankernden Schiffe aus, und die Landung der Passanten vom großen eisernen Pier geht flott und ohne Gefahr und Beschwerde vonstatten. Das war früher eine schreckliche Wirtschaft, vor der jedem in Madras Landenden graute, als man noch auf der Reede im Süden an Land ging; da mußten die Schiffe weit draußen in der See Anker werfen, und die Fahrgäste wurden in den jetzt noch in Gebrauch befindlichen eigentümlich konstruierten Masulahbooten und das letzte Stück auf den nackten braunen Schultern der Eingeborenen durch die schwere Brandung an Land gebracht, was gewöhnlich den Zuschauern am Lande mehr Spaß machte als den Landenden.

Die genannten Masulahboote unterscheiden sich in ihrer äußeren Gestalt nicht sonderlich von einem gewöhnlichen Boote, sind aber dadurch bemerkenswert, daß sie nur aus lose zusammengefügten, mit Stricken festverbundenen und darum beweglichen und leicht nachgebenden Planken gebaut sind, so daß das Fahrzeug weniger Gefahr läuft, in der wilden Brandung oder beim Aufstauchen auf den Grund zu zerschellen; auch das Kentern gehört fast in den Bereich der Unmöglichkeit, da die Boote unten sehr flach sind. Es erfordert große Geschicklichkeit und Erfahrung, sie an Land zu bringen, Eigenschaften, über welche die Masulahleute in hohem Maße verfügen. Neben den Masulahs erblickt man an der Küste von Madras auch sehr zahlreich die winzigen, floßartigen Katamarans, die aus drei miteinander verbundenen, vorn spitz zulaufenden Balken aus leichtem Holz bestehen. Der nackte Ruderer hockt rücklings auf seiner winzigen Nußschale und treibt das Fahrzeug mit seinem kleinen Doppelruder voran, einem kurzen Stabe, an dessen beiden Enden sich je eine Patsche befindet, die nicht viel größer ist als die Fläche eines Schöpflöffels.

Eine wirklich großartige Anlage ist der Palast des Nabob, der Tschipāk (Chepauk)-Palast im großen, herrlichen Tschipāk-Park, der bis ans Meer reicht, einer von den vielen schönen Gartenanlagen der Stadt.

Der Süden der Stadt, Adijār-Mailapur, Nangambakam und Guindi, ist besonders schön und reich an prächtigen Straßen. Dort, am Ufer des kleinen Adiāru, bietet sich ein ganz eigenartiger Anblick. Da prügeln Tag für Tag Tausende von Wäschern und Wäscherinnen —



Elefantenverladung im Hafen von Madras.

die Kaste der Dhobies — die Wäsche der großen Stadt rein, so daß man schon aus weiter Entfernung wie fernen Donner das dumpfklatschende Getöse vernimmt, welches das Aufschlagen der nassen Wäschestücke auf die Steinplatten verursacht. Das ganze sandige Ufer ist mit Tausenden von bunten Kleidungsstücken bedeckt, die zum Trocknen dort ausgebreitet sind. Eine solche Generalwäsche auf einem Fleck zusammen bekommt man wohl sonst nirgends in der Welt zu sehen, selbst im übrigen Indien nicht.

Der Hauptstadt des Tamillandes möge mit dem Gesagten ihr Recht widerfahren sein. Wir wenden uns nun dem Tamillande selbst noch

einmal zu, um, soweit dies hier noch möglich und zum Verständnis der beigegebenen Bilder dienlich ist, noch einige Umschau in seinen Grenzen zu halten. Es ist eine eigene Aufgabe, über ein Land, über das man bereits ein umfangreiches Buch geschrieben hat, für das man sich von Kind auf besonders begeistert hat, das überdies voll ist von keineswegs alltäglichen Wundern der Natur und Baukunst, ja bei dessen Anblick das entzückte Auge dem eilenden Fuße zurufen möchte: „halt an und verweile, daß ich mich satt sehen kann!", mit einigen kurzen Seiten hinwegzugehen. Aber es muß sein, nachdem der allgemeine Charakter des Landes bereits oben seine Würdigung gefunden hat; Kāndschipurams, der „Goldenen", Tempeljuwele und Tiruwanāmaleis großer prachtstrotzender Tempelcompound müssen ebenso übergangen werden, wie Tirupattis und Kumbakōnams große Pagoden und Tiruweiāru's bilderreicher Hochturm, einer der skulpturenreichsten in ganz Südindien, soweit meine Erkenntnis reicht. Wie auch die Feder begierig ist, im fliegenden Hingleiten über das Papier ihr wunderreiches Märchenbild zu zeichnen, der ökonomisch haushaltende Verstand muß ihr notgedrungen Halt gebieten. Das Unglück ist ja auch nach dem bereits im Ersten Teile im allgemeinen über die südindischen Tempel Gesagten nicht so groß; die tamulischen Tempel sind in der Hauptsache, der ganzen Anlage und auch in der künstlerischen Ausstattung alle mehr oder weniger nach einer Schablone, im charakteristischen südindischen Pagodenstile, erbaut und nur im Detail und in sonstigen Einzelheiten sind Abweichungen vorhanden. Auch an den von Dr. Böck so prächtig beschriebenen „steinernen Wundern von Mawilipuram, den „Seven Pagodas" im Süden von Madras, müssen wir vorübergehen. So mögen denn nur den Tempeln von Sidámbaram, Tandschāur, Srirangam, Ramēswaram und Mádura noch einige besondere Worte gewidmet werden.

Wenn wir von Madras auf der Southern-India-Railway an der lautumbrandeten, sandigen und hügeligen Küste südwärts fahren, so gelangen wir, vorüber an dem von vielen Wallfahrern passierten, von einem an das Siebengebirge erinnernden Kranze von Bergkegeln umgebenen und an einem großen See gelegenen **Sengelpat** (Chinglput) nach der französischen Kolonie **Pondichéry** (tam. Pudutscheri), die durch eine Seitenlinie an die Hauptlinie angeschlossen ist. Der Anblick, welchen Pondichéry von der Seeseite bietet, ist ein überaus reizvoller. In Terrassen erheben sich die Häuser der Stadt, die bunten Pagodentürme und anderweite Monumentalbauten aus einem Meere von schimmerndem Grün, einen überaus anziehenden Anblick bietend, den

Jacolliot als begeisterter Franzose „feenhaft" nennt. Das von den lautbrüllenden Brandungswellen des Ozeans unaufhörlich gepeitschte und umschäumte Gestade, dessen Brandung wie früher bei Madras der Landung schwere Hindernisse entgegensetzt, ist leicht halbmondförmig ausgebuchtet und von Quais umzogen. Wie eine vom Sonnenlichte verklärte Krone legen sich die silbernen, gischtenden Wogenkämme der starken Brandung um die freundliche Kapitale, während im Hintergrunde, landeinwärts, wohin man nur den Blick wendet, alles grünt und



Tempel von Sidambaram mit Tempelteich. Nördlicher Torturm.

blüht, ein Wald von Palmen, Lorbeer, Akazien, Baobabs, Tamarinden und im herrlichsten Schmuck der schönen Tulpenblüten schimmernden Puarasubäumen, in dessen Pracht die Stadt gebettet liegt.

Wir fahren zurück nach Wülapuram und von da auf der Hauptlinie hinunter nach der kleinen, aber in wahrhaft paradisisch schöner Umgebung am palmenreichen, von Kasuarines umsäuselten Gestade gelegenen Stadt Kúdelur (Cuddalore) und endlich nach der zwischen Wöllāru und Kollüdam in reicher Ebene sich äußerst wirkungsvoll präsentierenden Tempelstadt Sidámbaram, die von den englischen Namenverunstaltungskünstlern natürlich Chellumbrum geschrieben wird. Diese

englische Namenverhunzung, der übrigens in neueren englischen Werken bereits entgegengearbeitet wird, ist, zumal für Nichtengländer eine wahre Kalamität.

Wer über Indien schreibt und nicht selbst dort gewesen ist, der läuft tatsächlich bei jedem dritten Namen Gefahr, zu stolpern und in der Schreibweise inkonsequent zu werden, weil es oft geradezu unmöglich ist, aus dem Wirrwarr von fünf bis acht und mehr verschiedenen Schreibweisen desselben Namens den rechten, mit deutschen Buchstaben wiederzugebenden Klang herauszufinden. Unsere deutschen Missionare haben sich durch ihre neuerdings meist phonetisch korrekte Schreibweise indischer Namen ein nicht zu unterschätzendes Verdienst erworben, auf das ich schon früher hinwies, ebenso Gunderts „Evangelische Mission".

Eine „Tempelstadt" kann man die nur 18640 Seelen zählende Brahminenstadt insofern nennen, als der große Sivatempel das Zentrum der nach ihm benannten Stadt bildet, die in konzentrischen Quadraten allmählich um denselben herum entstanden ist, und deren Verkehr sich hauptsächlich auf den 18 m breiten, um die Tempelmauern herumführenden Hauptstraßen abspielt. Etymologisch ist der Name Sidámbaram herzuleiten aus Tschit-Ambalam, d. i. „Geisteshalle". Diesen Namen verdankt sie, um dies gleich vorauszuschicken, nicht ihrer geistlosen Priesterschaft, sondern dem „Kostbarsten", was ihr Tempel birgt, dem unsichtbaren Atschāsa- oder Äther-Lingam, einem der fünf großen Lingams von Indien, welches im Allerheiligsten des Tempels als Tschidambra-Rahasya, als „Geheimnis von Sidámbaram", verehrt wird, fast an den „unbekannten Gott" der Athener erinnernd. Das einzige, woraus man vielleicht nähere Aufschlüsse über das geheimnisvolle Zugstück des Tempels erlangen könnte, ist die mit einem Vorhange vor profanen Blicken verhüllte Inschrift, welche sich an einer Innenwand des Allerheiligsten befinden „soll" und vor der auch Opfer dargebracht werden „sollen" — die bettelhaften Dikschatārbrahminen zeigen für Geld schließlich alles; warum hat kein Tempelbesucher den Vorhang wegziehen lassen, um dem „soll" und „sollen" ein Ende zu machen? „Sie zeigen alles", sagte ich. Und doch nicht alles! Was beispielsweise der französische Indienschriftsteller L. Jacolliot in seiner bereits erwähnten „Voyage aux Ruines de Golconde" p. 264 ff. von den Baiaderen von Sidambaram Pikantes erzählt, das glaubt ihm niemand, der die Tempelverhältnisse Südindiens auch nur einigermaßen kennt, trotzdem diese Tempeldirnen gewiß keine Tugendspiegel sind und die Dikschatār den Klang des Geldes lieben. Bei dieser Gelegenheit möchte ich mich zu-

gleich zur Ehrenrettung unserer feingebildeten und hochverdienten evangelischen Missionare energisch gegen das verwahren, was er p. 256 von den Missionaren im Anschluß an seine Bemerkungen über die große Tempelbibliothek von Sidámbaram schreibt: „der (fanatische) Eifer der Missionare aller Bekenntnisse (sectes), die unfehlbar jedes Sanskritwerk verbrennen, das ihnen in die Hände fällt, ohne sich irgendwie Gedanken über den wissenschaftlichen Wert der Bücher zu machen, die ihr Vandalismus vernichtet, erschwert heutzutage sehr den Zugang zu den Tempelbibliotheken."

Wer mag wohl diesen baren Unsinn dem Verfasser jenes Buches in die Feder diktiert haben? Dergleichen mag wohl in früheren Jahrhunderten, als die Jesuiten allein in Indien missionierten, geschehen sein. Unsere heutigen Missionare, wenigstens weiß ich das von den evangelischen, sind gerade diejenigen, welche mit besonderer Liebe und Sorgfalt sich in das für ihre Arbeit so wichtige Studium der Sanskritliteratur vertiefen und ihre Erhaltung und Erschließung sich mit größtem Eifer haben angelegen sein lassen, die deutschen sowohl wie die englischen, denen wir eine ganze Menge interessanter und wissenschaftlich wertvoller Arbeiten auf dem Gebiete der Sanskritforschung, überhaupt auf dem Gebiete der Erforschung und Zugänglichmachung der einheimischen Literatur verdanken. Gerade die genaue Kenntnis dieser Literatur bietet unseren Missionaren oft bei ihren Auseinandersetzungen mit gebildeten Hindus die beste Waffe zur Widerlegung. Das beiläufig!

Der Tempel bedeckt ein Areal von 18 ha, ist also eine ganz bedeutende Anlage, wenn auch gegen Srirangam, den größten Tempelkomplex Indiens, ganz verschwindend. Er hat stürmische Zeiten erlebt, besonders in den Kämpfen der Franzosen mit den Marāthen und Engländern, die großen Wert auf den Besitz der kleinen Stadt gelegt zu haben scheinen, die Franzosen und Engländer offenbar wegen ihrer wichtigen Lage zwischen Pondichéry und Tritschināpalli. Zweimal mußten seine für damalige Verhältnisse sehr starken Mauerbefestigungen den Franzosen als Stützpunkt gegen die Engländer dienen, die Sidambaram 1759 und 1789 ohne Erfolg belagert haben.

Der Tempel gleicht in der Tat mit seinem doppelten Mauergürtel, dessen äußere Mauer aus behauenen Granitblöcken besteht und mit altertümlichen Zinnen gekrönt ist, während die innere nur aus gebrannten Backsteinen hergestellt und offenbar neueren Datums als jene ist, von außen gesehen einer Festung. Die Dicke der Mauern entspricht ihrer Höhe, welche mehr als 10 m beträgt, während die vier großartigen Gōpurams

über den Portalen der inneren Mauer nicht unter 60 m Höhe haben, eine Höhe, die wegen der Breite der Basis und der Massenhaftigkeit des Turmkörpers gar nicht so in die Augen fällt wie die der schlanken Minarettürme der nordindischen Moscheen und Mausoleen. Gewiß ist dieser Tempel eins der bedeutendsten Bauwerke Südindiens. Wie imponierend treten, wenn man ihn von ferne in der flachen Ebene auftauchen sieht, seine mächtigen Turmkolosse aus dem wogenden Palmenmeere hervor, wenn der Abendsonne Strahl die Schmalseiten und Breitseiten mit rötlichem Goldschimmer umduftet, wie ihn kein Pinsel wiederzugeben vermag! So abstoßend und unästhetisch der überladene Figurenschmuck in der Nähe wirkt, so vorteilhaft trägt er, zumal unter dem Einfluß dieser Beleuchtungseffekte, zur Belebung des Bildes bei, welches die schimmernden Fronten der Türme gewähren, die hier in ebenso heiterer, lebenswarmer Pracht erstrahlen, wie sie bei behangenem Monsunhimmel düster und schwermütig trotzen und trauern.

Und nun hinein in den Tempel! Schon im Torwege fesselt uns der Anblick der riesigen, $1^1/_2$ m dicken und über 10 m hohen massiven Granitblöcke, aus denen die reich mit Figuren geschmückten Wände desselben gefügt sind, als ob Riesen die Baumeister gewesen wären und nicht zartgliedrige Tamulen. Unwillkürlich fragt man sich, zumal wenn man hernach noch die im Innern des Tempelhofes gehäuften Granitmassen erblickt: wie war es bei den mangelhaften Transportmitteln jener alten Zeiten, in denen der Tempel entstanden ist, möglich, diese Riesenlasten von den Ghâts herüber, vielleicht von Tiruwanâmalei, über die hindernden Flußläufe mit ihren oft steilen Ufern zu schaffen? Südindien gibt uns mehr als ein solches Rätsel auf. Der bergeversetzende Glaube der Hindus, deren Götter, wenn sie gerade Laune dazu haben, à la Hanumân einfach ganze Berge aufheben und dahin tragen, wo man sie eben braucht, ist um eine Erklärung gewöhnlich nicht in Verlegenheit, aber wir sind nun einmal keine Hindus, die an solche hanumanische Kraftleistungen glauben. Wie gewaltig muß die religiöse Begeisterung in jenen Tagen gewesen sein, wo man derartige Bauten aufführte, oder wie maßgebend der Wille der Machthaber, die ohne weiteres über Hunderttausende von Menschenkräften zu solchen Zwecken verfügten! Solche Gedanken erweckt auch der riesige, aus einem schwarzen, fernhergeführten Monolithen gemeißelte Nandi-Stier im Tempel von Tandschâur und der imposante Schlußstein des dortigen gegen 70 m hohen Hauptturmes, dessen Gewicht man auf 10000 Zentner schätzt. Was sind dagegen unsere modernen Bauten! Wer wundert sich da noch, wenn die Hindus, die



Badende im Kawēri bei Kumbakōnam.

unsere großen Dome und Münster nicht kennen, beim Vergleich ihrer Tempel mit unseren kleinen Missionskirchen oft gar überlegen und verächtlich die Achseln zucken?

Der weite Tempelhof ist mit verschiedenartigen Steinen, deren Heimat zum Teil in weiter Ferne zu suchen ist, gepflastert. Einen besonders imponierenden Eindruck macht das „tausendsäulige" Mandabam, dessen schweres Granitdach sogar auf 1100 eckigen, aus einem massiven Block bestehenden Granitsäulen ruht, außer den 70 in der Front stehenden, respektiv zum Teil umgestürzten runden Säulenmonolithen.

Alle südindischen Tempelteiche sind schön. Der 1650 Quadratmeter haltende „Goldene Teich" von Sidambaram macht keine Ausnahme; auf drei Seiten wird er von schönen Säulenhallen eingefaßt und hohe Freitreppen von 20 Stufen führen von allen vier Seiten hinab zu seinen tiefen grünen Wassern.

Vom östlichen Torturme, welcher bestiegen werden kann, hat man einen prachtvollen Überblick über den Tempel und die Stadt. Im Osten dehnt sich in leuchtendem Blau die unermeßliche Fläche des Ozeans, davor und im Süden sieht man den Kollüdam und den Wöllāru hinabziehen zum Meere; im Westen aber schimmert das langgestreckte Wasserbecken des großen Wirānasees, welcher den halben Distrikt mit Wasser versorgt, zuzeiten jedoch auch durch Überschwemmungen großen Schaden anrichtet. Als eigentlicher Erbauer des Tempels ist Aditya Varma, ein alter König von Tschōlamandalam und Tschēra, anzusehen, welcher die Umfassungsmauern und die vier Gōpurams, angeblich auch das tausendsäulige Mandabam und verschiedene Nebentempel, wie den der Kaliammen errichtete. Als Zeit der Erbauung geben Fergusson und andere Forscher das 10. bis 11. Jahrhundert n. Chr. an.

Außer der schon genannten Tschit-Sabha, der pavillonartigen Halle, in der sich der unsichtbare „Herr der Halle" Sabha Nājachen und unter weithin glänzendem Golddache das „Äther-Lingam", nahe dabei auch die schönen aus Bochum stammenden Stahlglocken befinden, enthält der Tempelplatz noch vier weitere Sabhas, auch einen Tempel des Wischnu und des Püllenar, von denen der letztere eines der größten Ganesabilder von Indien aufzuweisen hat.

Die oben erwähnten Dikschatār, die Tempelpriester von Sidambaram, sind eine zu interessante Erscheinung, als daß wir sie übergehen dürften. Man begegnet ihnen in ganz Südindien, denn da der Tempel nicht wie andere Tempel über einen großen Grundbesitz oder wertvolle

Gerechtsame verfügt, sondern ganz auf die „Frömmigkeit", d. i. auf die offene Hand der Leute angewiesen ist, so müssen sie bettelnd im ganzen Lande umherziehen, wobei jeder sich hütet, in einem Hause vorzusprechen, in dem eine andere Familie das — übrigens vererbliche — Bettelvorrecht hat.

Die eigentümliche Art der Tempelverwaltung bezeichnet Missionar Dworkowicz als eine Art demokratischer Hierarchie oder hierarchischer Demokratie, da nach ihm alle männlichen verheirateten Dikschatār gleichen



Der Nandistier im Tempel von Tandschaur.

Anspruch auf die Leitung und Kontrolle des Ganzen haben. Der Tempel ist nämlich, eine höchst interessante Erscheinung, direktes Eigentum einer besonderen Abteilung der Brahminenkaste, der heute noch in der Gegend von Allāhābād seßhaften hellfarbigen Kanodscha- oder Kanojia-Brahmanen, deren eigentümliche Sitte, den Kudumi, den Haarzopf, vorn über die Stirn herabhängend zu tragen, wir bei den Nair in Málabar wiederfinden werden. Sie dürften wohl die bettelhaftesten und tolerantesten unter allen Tempelbrahminen Indiens sein. Das auf ihren Bettelzügen durchs Land Erbeutete ist ihr persönliches Eigentum, ebenso die gewöhnlichen im Tempel dargebrachten Tagopfer in Gestalt von Geld,

Reis und anderen Naturalien während der Dauer ihres persönlichen Dienstes. Der Tempeldienst der gegenwärtig etwa 350 verheirateten Dikschatār, ist nämlich so geordnet, daß immer 20 von ihnen gleichzeitig 20 Tage lang denselben besorgen, um sodann von den nächsten 20 abgelöst zu werden. Dafür erhalten sie die erwähnten Tempelgeschenke auf die Dauer ihrer Dienstzeit, während die an besonderen Festtagen eingehenden Opfer sowie die sogenannten Selbstopfer und Gelöbnisopfer, die Abischēchams und Pāvādeis, der Gesamtheit zugute kommen. Freunde der Buchführung sind die mit Familiengliedern jetzt nur noch etwa 1000 Seelen zählenden Dikschatār, deren ursprünglicher Name Tillai Mūvayirattār hieß, nicht; die Regierung mußte da neuerdings erst Ordnung schaffen. Diejenigen, welche gerade keinen Tempeldienst haben, beschäftigen sich während ihrer langen Ferien, falls sie nicht Bettelgastrollen von Madras bis Kumāri geben, mit Nichtstun.

Kurz hinter Sidambaram überschreitet die Bahn den breiten Nordarm des Kawēri und hier befindet sich der bedeutendste Brückenbau der 443 Meilen langen Südindischen Eisenbahn, mit 14 „Augen", wie die Tamulen sagen; denn außer den mächtigen Brückenköpfen sind 13 riesige Pfeiler vorhanden, welche das schwere Eisenwerk der Brücke tragen. Diese Pfeiler, welche in Abständen von zirka 50 m stehen, mußten wegen des tiefsandigen Flußbettes sehr sorgfältig fundiert werden; die Fundamente reichen bis zu einer Tiefe von 13 m hinab, und zwar sind davon 10 m Sand und 3 m fester Tonboden. Jeder Pfeiler besteht aus zwei großen mit Kalk und Steinen gefüllten Brunnen.

Sobald wir die Brücke hinter uns haben, betreten wir die paradiesische Deltalandschaft des Kawēri, in der das Land überall vom Segen Gottes trieft. Ganz versteckt im herrlichsten Baumgrün und umgeben von weiten Flächen des üppigsten Reislandes liegen hier die Dörfer, und reiche Bananengärten und stattliche Palmenhaine, in denen die Kokos und die Areka überwiegen, bringen im Verein mit den graziös sich auseinander neigenden Bambusgarben, welche überall den Lauf der zahllosen Kanäle und Flußarme einsäumen, und den prächtigen Banianen, Tamarinden und Tulpenbäumen, welche die Landstraßen beschatten, die reizvollste, formen- und farbenreiche Abwechslung in die grüne Eintönigkeit der Reisebene. Wir eilen vorüber an der durch ihr großes Badefest berühmten Māiāveram, an den hochragenden Tempeltürmen der ganz im Grün der Palmen und Gärten verschwindenden Brahminenstadt Kumbakōnam (Combaconum), in der ebenfalls alle 12 Jahre ein bedeutendes, von nahezu hunderttausend Menschen aus allen Teilen



Partie aus dem Tempel von Srirangam von Raja Gôpuram aus gesehen.

Indiens besuchtes Badefest, das Mahmachamfest, gefeiert wird, zu dessen Feier sich die Leute deswegen so drängen, weil nach Angabe der Brahminen der große, nahe beim Tempel befindliche Mahmangakulam, ein riesiger, von hohen Treppenfluchten und kleinen Säulenpavillons im gewöhnlichen Pagodenstil umgebener Teich, sich im betreffenden Monat auf unterirdischem Wege mit Gangeswasser füllen soll. Ein Riese unter den südindischen Gōpurams grüßt der große Hauptturm der alten Sivapagode von Tandschâur, der letzten Hauptstadt der Tschōladynastie, aus dem kleinen Fort dieser altberühmten Königsstadt herüber, seinen Namen Periakowil, d. i. „Großer Tempel" mit Recht tragend, und daneben im großen Fort der alte Königspalast. Hier in Tandschâur befindet sich der schon einmal erwähnte schwarze Nandistier, eins der größten und berühmtesten Kolossalbilder des Sivastieres in ganz Indien, unter der Granitbedachung einer offenen Säulenhalle dicht beim großen Turme.

Die Städte liegen hier im reichbevölkerten Deltalande dicht beisammen; so währt es denn gar nicht lange, bis wir am Horizonte den imposanten Tempelfelsen von Tritschinâpálli aufsteigen sehen. Ja, so heißt die ansehnliche Stadt am Eingange des Delta, nach Madras und Mádura die größte Stadt des Tamillandes, in der verhältnismäßig viele Mohammedaner ansässig sind, die auch eine stattliche Moschee mit vergoldeten Kuppeln haben. Ursprünglich ist die Form des Namens Tirisirâpalli, d. i. „Stadt des Dreihäuptigen", unter dem der häßliche dreiköpfige und dreibeinige, achtzähnige, grünäugige und mit häßlichem weißen Aussatz bedeckte Gott des Reichtums, Kuvēra, zu verstehen ist. Die Engländer haben daraus Trichinopoly und kurzweg Trichy gemacht, und Unkenntnis der etymologischen Ableitung hat sogar die Form Trichinopolis entstehen lassen, was jedoch so schlimm nicht ist, da palli und πόλις offenbar dasselbe Wort sind. Das gewaltige Wahrzeichen der Stadt, der hohe Gneißfelsen, der auf dem mächtigen Rücken, im Innern der den unteren Teil des Berges umziehenden Riesenmauern, einen großen Sivatempel trägt, ist oben auf der höchsten Spitze von einem Ganesatempel gekrönt, dessen weiße Säulen weit ins Land hinausschimmern. Steigt man durch die scheinbar aus massivem Stein ausgehauenen, in Wahrheit aus riesigen Quadern an den Felsen angebauten Treppenhallen, zuletzt auf freien, schwindelnd steilen Stufen zur Spitze empor, so ist es schwer, einen lauten Ausruf des Entzückens zu unterdrücken. Nach Süden zu dehnt sich tief zu Füßen das schier endlose Häusermeer der industriereichen Stadt mit ihren krummen Straßen und Gassen, ein unentwirrbares Durcheinander von flachen Dächern, Kuppeln und Tür-

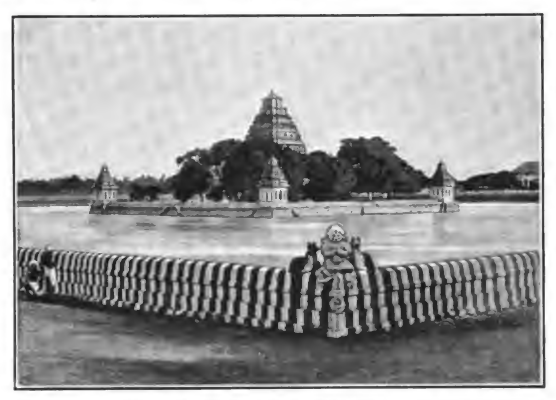


Sanitarium Kōdaikānel.

men, Gärten und Teichen, Palmen und Banianen, dahinter die unermeßliche, von Dörfern und Baumgruppen anmutig belebte Ebene. In dichtem Gewirr umdrängen den Fuß des Felsens die engen Straßen des alten Forts. Auch im Westen, Osten und Norden wird derselbe noch von Häusern, Teichen und Gärten umschlossen, hinter denen sich die Ebene in farbig wechselnden Lichtern dehnt. Hie und da steigt ein Rauchwölkchen aus den Palmen auf — es ist die mit Holzklötzen geheizte Lokomotive eines von Iröd, Tandschäur oder Dindigal kommenden Zuges, der schließlich vor dem langgestreckten Stationsgebäude im Westen hält. Und nun der Blick nach Norden! Zu Füßen die letzten weißen Häuser der Stadt, schöne Gärten und Kunstteiche, Reisfelder, Bananengärten und Palmenhaine, dazwischen die armseligen Lehmhütten eines Dörfchens, dahinter der breite Strom mit seinen weißschimmernden Sandbänken, mit seinen Riesenarmen das herrlich bewaldete Tempeleiland von Srirangam umschließend, dessen bunte und weiße Turmriesen, 21 an der Zahl, aus einem Meer von Grün stolz emporstreben; hinter Srirangam der schmale, blitzende Streifen des in breitem Bett dahinbrausenden Kollüdam und endlich die weite, in lilafarbenem Duft verschwimmende Ebene, durch welche die alte, früher in der bahnlosen Zeit so wichtige Hauptverkehrsstraße nach Madras führt, bei Tritschi den Kawēri und den Kollüdam auf zwei mächtigen, 880 resp. 1100 Schritt langen Brücken überschreitend.

Ranganātha Swāmi's großen, von Tiruwāneikāwels („Heilige Elefantenwache") Türmen durch die nach Norden führende Landstraße getrennten Tempel zu beschreiben würde eine Aufgabe sein, so dankbar wie nur möglich, aber allein den Raum eines kleinen Buches in Anspruch nehmend. Ich habe mich beim Durchlesen von indischen Reisebeschreibungen oft geärgert, daß das Tamilland so ganz en passant mit wenigen flüchtigen Worten gestreift wurde. Jetzt geht es mir selbst so, daß ich eins seiner größten Wunder mit wenig mehr als der bloßen Namennennung abfinden muß. Einen schöneren Badeplatz als den von Srirangam hätten sich der große Ranganātha Swāmi und seine brahmanischen Priester nicht wählen können. Weithin überblickt man da den majestätischen Strom mit seinen ewig grünen Ufern, die immer von frommen Badegästen wimmeln, zumal an den Tagen, wo der große Gott selbst hinabsteigt in die heilige Flut, unter dem lauten Schall der Trommeln und Hörner und der bei den Tamulen so beliebten Flöten, deren eine stets denselben Ton aushält, während die anderen sich mit ihren Tönen um diesen Grundton herumschlingen. Gewaltige Elefanten und große Scharen von Musikanten und Brahminenpriestern geben der auf ein

Kissen festgebundenen, nur 1/2 m hohen, ganz mit Seide umhüllten und mit Juwelen bedeckten Puppe das Geleite. Srirangam ist die größte Tempelanlage von ganz Indien, das größte wischnuitische Heiligtum, das es gibt, durch dessen heilige Pforte, die „Himmelspforte“ genannt, sich alljährlich um die Zeit unseres Weihnachtsfestes, wo ein großes Götzenfest stattfindet, zahllose Pilger durchdrängen, um sich den Himmel zu verdienen. Und doch hat gerade dieser gewaltige Tempel unter der Mißwirtschaft der Brahminen wiederholt Beweise gegeben, daß die religiöse Kraft des Hinduismus zu erlöschen begonnen hat.



Tirumala Naiks Grabmal im Teppa-Tank (Mâdura).

Kurz hinter der 45-bogigen Kawēribrücke biegt der Weg links in den herrlichen, die ganze Insel bedeckenden Laubwald ein, um nach kurzer Zeit nordwärts umzubiegen. So gelangt man schließlich zum Riesenportale des gewaltigen Tempellabyrinthes, das aus sieben konzentrischen Mauerquadraten mit dazwischen liegenden weiten Tempelhöfen besteht, welche mit Hallen, Tempeln und Kapellen, Pavillons und sonstigen Bauwerken aller Art angefüllt sind und zahlreiche Brahminenwohnungen und Basarläden enthalten. Wir befinden uns also in einer förmlichen Tempelstadt, die von zum Teil abschreckend häßlichen und obszönen Götzenbildern wimmelt und an den Mauerfronten mythologische Reliefs und widerliche Malereien in großer Menge enthält, so daß es dem

Besucher fast unmöglich ist, ein einzelnes Bild im Gedächtnis festzuhalten, zumal da die begleitende bettelhafte Menge mit betäubendem Geschrei ein längeres Verweilen vor den Götterbildern hindert. Da findet man reiche Gelegenheit sein Geld los zu werden, und wäre es nur, um die großen Elefanten nicht fortwährend zur Seite zu haben, die mit brüllenden Seufzern und langausgestrecktem Rüssel Gaben heischen. Die eine große Haupthalle, deren Granitdach mit plumper Schwerfälligkeit auf den niedrigen Granitsäulen lastet, dürfte wohl an die 2000 Säulen enthalten. Da die über den Portalen der Mauerfronten sich auftürmenden riesigen Göpurams alle genau in der Mitte dieser Fronten stehen, so bildet die ganze Anlage ein großes Kreuz von schimmernden Tempeltürmen, von denen es jeder dem nächsten an Größe und Skulpturenreichtum zuvorzutun sucht. Es wird einem ganz wüst im Kopf, wenn man durch dieses lärmerfüllte Wirrsal von Türmen und Hallen und Bildern hindurchschreitet, und zwischen den das Sonnenlicht und die Sonnenwärme reflektierenden und widerstrahlenden Steinmassen herrscht eine Glut, daß man trotz des abscheulichen Fledermausgestanks ordentlich aufatmet, wenn man in eine der kühlen Hallen eintritt.

Jenseits der schönen Pālniberge, deren in prächtiger Höhenlage angelegtes Sanitarium Kōdaikānel schon manchen von der entnervenden Gluthitze der Ebene völlig erschlafften Beamten und Missionar wieder wunderbar aufgerichtet hat, schimmert die „Perle des Südens", Mádura oder Mádureï, die schönste Stadt des Tamillandes, die an Größe Tritschi nur um höchstens 1000 Seelen übertrifft, aber den Vorzug vor dieser in der „Bratpfanne Indiens" gelegenen Kawēristadt voraus hat, daß ihre Bauart netter und regelmäßiger, ihr Klima angenehmer und ihr großer Haupttempel eins von den hervorragendsten „Wundern Indiens" ist. Sie liegt am Weicheifluſſe, der natürlich wieder einmal identisch ist mit dem Veigah, Veigei, Vigay, Veigai und Weichāru, die man auf den Karten und in Berichten an seiner Stelle findet. Es erscheint verwunderlich, daß von dieser wichtigen Missionsstadt, in der neben der alten Katholischen und der Amerikanischen Board-Mission auch unsere Leipziger Mission seit 1808 eine erfreulich emporgeblühte Station hat, in der dicht neben dem großen Minātschitempel eine stattliche gotische Kirche — nicht die einzige in Mádura — sich erhebt, ein deutscher Professor, der sie 1889 besuchte, verkündet: „Kein Europäer wohnt in dieser Stadt".

Der Name Mádura hat von jeher einen guten Klang gehabt; hier haben die alten Pāndiakönige ihren Sitz gehabt, und als Hauptsitz tamulischer Kunst und Wissenschaft sowie des südindischen Brahmanismus

Große Kolonnade in Ramēswaram.

stand sie von altersher in hohem Ansehen. An die mohammedanische Herrschaft erinnert die Bauart der Häuser, die sich insofern von der gewöhnlichen Hindubauweise unterscheidet, als die Veranden fehlen. Viele erklären Mádura für die schönste Stadt des Tamillandes, und sie verdient diesen Namen ganz abgesehen von dem guten Eindruck, welchen die sauberen Straßen und netten Häuser machen, schon durch ihre reizende Lage und durch die entzückende Pracht ihrer Großbauten, von denen ein guter Teil aus der Zeit der Najiker, besonders des Tirumāla Najik stammt, dessen herrliches, im großen Pagodenstile des Südens gehaltenes Grabmonument auf einer Insel inmitten eines großartigen Kunstteiches liegt. Dieser Teich, welchen eine mit breiten, buntfarbigen Vertikalstreifen bemalte Mauer umschließt, gehört zu den hervorragendsten Sehenswürdigkeiten der Stadt. Ob der wundervolle, von der Regierung restaurierte Königspalast, der in seiner Bauart an die großen Palastbauten der Mohammedaner in Nordindien erinnert, ganz von Tirumāla erbaut oder nur von ihm erweitert worden ist, kann nicht mit Bestimmtheit gesagt werden. Jedenfalls ist es dankbar anzuerkennen, daß die Engländer diesen Wunderbau mit seinen gewaltigen Säulen und herrlichen Bogen nicht dem gänzlichen Verfall überlassen haben.

Der wahrhaft riesige und in der Einzelausführung viel feinere Arbeit als andere derartige Tempelanlagen aufweisende Tempel der fischäugigen Göttin Minātschi und ihres Gemahls, des Sokkalingam, ist die Perle unter den südindischen Tempelbauten. Schon der wundervolle Portalturm ist ein ganz herrliches Bauwerk. Und ist man durch die sechs skulpturenreichen Säulenreihen des aus schwarzgrauem Granit erbauten großen Mandabam, das sich besonders durch seine Bildhauerarbeit auszeichnet, in den eigentlichen Tempelhof, vorüber an den besonders in die Augen fallenden Steinbildern Tirumalas und seiner sechs Frauen, hinausgetreten, so steht man in einem wahren Labyrinth von Hallen und Höfen, großen und kleinen Heiligtümern, so daß man schon einen der neun in bunter, figurenreicher Pracht sich zu gewaltiger Höhe emportürmenden Gōpurams besteigen muß, um aus der schwindelnden Höhe auf das die Tempelhöfe durchdrängende Gewühl von Menschen und Elefanten herabschauend sich ein ungefähres Bild von der Anlage des Ganzen machen zu können. Auch hier starren von den Schmalseiten der Turmbedachungen die greulichen Teufelsfratzen mit großen Glotzaugen, entsetzlichem Gebiß und lang heraushangender Zunge herab. Der von schönen gemalten Hallen umgebene heilige Lotosteich ist leider dicht mit grünen Wasserlinsen bedeckt. Wahre Wunderstücke der Steinmetzarbeit,

zum Teil in Spielereien ausartend, werden hier gezeigt und der Geldwert der Tempeljuwelen, unter denen sich die kostbarsten Prachtstücke befinden, und der zahlreichen aus dickem Gold- und Silberblech gearbeiteten Götzen, Stiere, Pferde und Pfauen, ja sogar Elefanten, muß ein ganz unermeßlicher sein. Doch wo anfangen und wo aufhören, wenn man es unternehmen will, die ganze Märchenpracht und den ins Ungeheure sich verlierenden Gestalten- und Formenreichtum dieser Wunderbauten und ihrer immer neues Staunen hervorrufenden Einzelheiten eingehender zu beschreiben?

Zahllose Pilgerscharen wallfahrten auf der berühmten, zuerst durch ziemlich öde Gegend, später durch interessante Mimosen-, Euphobien- und Palmenwälder führenden, teils tiefsandigen, teils schauderhaft gepflasterten Pilgerstraße über Mádura und Ramnād hinüber nach der Insel Pāmben mit dem im Geruche der höchsten Heiligkeit stehenden Tempel von Ramésvaram, dessen großartige Kolonnade schon erwähnt wurde und der im übrigen alle die Schönheiten der Einzelausführung und Mängel im Entwurf aufweist, wie sie dem südindischen Pagodenstile eigen sind, so daß wir uns eine eingehende Schilderung desselben schenken dürfen. Schon der Eingang in Ramésvaram hat etwas ungemein Großartiges, Imponierendes; zu beiden Seiten der langen und breiten, von Westen nach Osten führenden Zugangsstraße sind große Säulenhallen, Bangalows und Priesterwohnungen erbaut. Der den Haupteingang krönende Gōpuram erscheint den von Mádura herüberkommenden Besuchern allerdings unbedeutend und niedrig, aber beim Betreten des Vorhofes bekommt man einen Begriff von der Größe und Einzigartigkeit der Anlage, wenn man die um das Innere des Tempels herumlaufende gewaltige Säulenhalle erblickt, die durch einen mitten durchführenden Gang in zwei Schiffe von je fünf Säulenreihen geteilt ist, während ein anderer mächtiger Säulengang vom Hauptportal ins Tempelinnere führt, jene viereckige Säulenhalle kreuzend. An der Kreuzungsstelle hat man nach allen Seiten hin einen geradezu überwältigenden Anblick, zumal wenn in den Schreinen der Götzenbilder die Lampen brennen. Europäer dürfen nur bis an den Rand des zweiten Vorhofes vordringen und bekommen so das Hauptheiligtum, das von König Rama selbst gestiftete Lingamzeichen nicht zu sehen, wohl aber ein großes rotes Bild des Affengottes Hanumān, das in einer Ecke aufgestellt ist.

Durch die seichte Meerenge, welche die Insel Ceylon vom Festlande trennt, zieht sich, die Palksstraße vom perlenreichen Golfe von Manaar

scheidend, eine schmale Sandbank, die sogenannte Adamsbrücke, offenbar der Überrest eines früheren Isthmus, welcher im Jahre 1480 erst durch einen furchtbaren Orkan zerstört worden sein soll. Das Volk freilich weiß es anders, denn nach einer alten Legende soll bei Ramas Zug nach Lanka der Affengott Hanumān gewaltige Felsen ins Meer geschleudert und so die „Brücke" erbaut haben.

Südlich von Mádura führt die Bahn durch das weite flache Baumwollengebiet von Süd-Mádura und Nord-Tinnewēli. Auch der Besuch des großen, dem Siva und der Parvati geweihten Tempels von Tinnewēli, einer hübschen Stadt von 40 469 Ew., ist wegen seines einheitlichen, für Südindien typischen Bauplanes, seiner interessanten Inschriften und seiner hervorragenden Steinmetz- und Bildhauerarbeiten, von denen leider viele durch einen häßlichen gelben Anstrich verdorben sind, sehr lohnend. Das Christentum hat in Tinnewēli eine große Ausbreitung gefunden, wie kaum irgendwo in Indien außer Malabar. Je näher wir dem Meere kommen, desto mehr überwiegt die stolze Palmyra, die hier im ziegelroten Sande üppig gedeiht und den hier hausenden tamulischen Palmbauern, den Schánār (Einzahl: Schánān), reiche Erträge an Palmschnaps und Palmzucker liefert. Schon blitzt es zwischen den glatten schwarzen Stämmen hindurch wie flüssiges Silber, und jetzt taucht sie im Westen auf mit ihren freundlichen europäischen Häusern und schönen, mit herrlichen Blumenbäumen bepflanzten Promenaden, die kleine, früher holländische Hafenstadt Tutugudi (Tuticorin), von der uns eine Nachtfahrt hinüber bringt ins immergrüne, köstlich duftende und blühende Paradies von Ceylon, dessen palmenreiches Gestade wir betreten werden, nachdem wir die Westküste Indiens gesehen haben.

Neuntes Kapitel.

Jenseits der Ghāts.

Wir betreten nun, dem tempelreichen Tamillande den Rücken kehrend, ein Gebiet, welches viele für den schönsten Teil Indiens erklären, die den Ghāts vorgelagerte Westküste, von der uns besonders der südliche Teil, die Malabarküste, interessiert. Für den Reisenden, der von Bombay südwärts fahrend zur palmenreichen Küste hinüberblickt oder von Kotschi auf den „Backwaters" südwärts nach Triwandram steuert, bilden die Ghāts mit ihren hohen, urwaldbedeckten Zügen und den oft turmartig ins Blaue emporstarrenden rötlichen Felsenhäuptern einen überaus wirkungsvollen Hintergrund des schönen Landschaftsbildes, welches der vorgelagerte schmale Küstensaum im Schmucke seiner wunderbaren Vegetation bietet. Die zahlreichen Küstenflüßchen, die vom Gebirge herab in tief ausgewaschenen Talschluchten dem Meere zueilen, führen in der Regenzeit gewaltige Wassermengen und eine Fülle fruchtbaren Schlammes mit sich, welche den Reisfeldern sehr zustatten kommen. Wer an der Küste über ihre breiten Mündungen setzt, der ist erstaunt über die Wassermenge, welche trotz der Kürze ihres Stromlaufs manche dem Meere zuführen. Der nördliche Teil der Küste gehört zu Bombay, der südliche zu Madras. Hier im Süden haben wir das vielgenannte „Pfefferland" Indiens zu suchen, das sich durch die Schönheit und den Reichtum seiner Natur ebensosehr auszeichnet, wie durch seine eigenartige Bevölkerung, so daß man beim Betreten dieses paradiesischen Landstrichs überrascht ist von der Fülle neuer Eindrücke und Erscheinungen. Wie träumend pflegt man im Anfang in diesem Wundergarten einherzugehen, dessen smaragdener Gürtel sich an der Küste entlang zieht. Wie ein grünsamtenes mit leuchtenden Blumen und blitzenden Silberfäden durchwobenes, mit schimmernden Steinen besetztes Gewand, so breitet sich die entzückende Vegetation über das ganze Ufergelände, von den hohen, urwaldbedeckten Berghängen und dem zu ihren Füßen liegenden fruchtbaren Hügellande bis an den sandigen Küstenstreifen, in dessen Grunde die Königin der Palmen

in einer Üppigkeit wuchert, die Hütten der Fischer und Palmbauern freundlich beschattend, wie man es in den bevorzugtesten Gegenden Indiens kaum beobachtet.

Man sieht hier nur wenig Tempel, die oft gar nicht den Eindruck von solchen machen. Dieselben sind dem Europäer bis heute völlig verschlossen, was im Interesse der Wissenschaft zu bedauern ist, da sie viele noch unentzifferte Inschriften und Urkunden enthalten sollen. Viele erinnern durch ihre Bauart an chinesische Tempel, so der ansehnliche Tempel von Tritschur (Trichoor), dessen Hauptheiligtum ein vergoldetes Dach trägt. Der Anblick verfallender Tempel ist hier im Westen viel häufiger als im Osten; auch das namam, das Götzenzeichen, sieht man an der Stirn der Eingeborenen lange nicht so häufig, wie im Tamillande, so daß man durch dies alles den Eindruck empfängt, als ob die Bewohner der Westküste weniger religiös seien als die der Koromandelküste. Sehr groß ist die Zahl der Christen. Das Christentum ist schon 200 Jahre n. Chr. von Alexandrien aus hier eingeführt worden und erlangte, durch den Zuzug syrischer und persischer Christen sich immer mehr ausbreitend, sogar eine hohe Stellung in der malabarischen Kastenordnung. Später kamen auch noch zahlreiche Nasrani oder Suriani (Nestorianer, Thomaschristen) hinzu. Die Nachkommen dieser alten Christen, die syrischen und malabarischen Christen, bilden heute mit den durch die Arbeit der evangelischen und katholischen Missionen neuerer Zeit gewonnenen Christen einen ganz bedeutenden Prozentsatz der Bevölkerung von Malabar (in Tráwankór 23½%, in Kotschi 24,4%). Eine auffallende Erscheinung ist die: fragt man einen Tamulen nach der Zahl seiner Kinder, so wird er in der Regel nur die Zahl der Söhne nennen; legt man einem Malabaren dieselbe Frage vor, so nennt er die Zahl seiner Töchter. Den Grund werden wir später erfahren.

Abgesehen von dem Umstande, daß die Breite des Küstenstrichs, bedingt durch das mehr oder weniger nahe Herantreten des Gebirges an die Küste, vielfach wechselt, wodurch der Charakter der Uferlandschaft eine Beeinflussung erfährt, und daß im Süden die längs der Küste sich hinziehenden lagunenartigen Backwaters das Landschaftsbild charakteristisch beeinflussen, ist der landschaftliche Charakter der ganzen Küstenstrecke fast der gleiche. In Konkān und Kanāra treten die Berge viel näher ans Meer heran als südwärts von der berühmten Ghātspalte, die der Ponani durchströmt. Das fruchtbare, angebaute Vorland nimmt deshalb dort in Kotschi und Tráwankór einen viel breiteren Raum ein als nördlich von Kalikut, und nährt eine entsprechend zahlreichere Bevölke-



Die Gersoppe-Wasserfälle in Süd-Kanára.

rung. Allenthalben auf der ganzen Küste ist der Einfluß der Brahminenkaste ein so maßgebender, alles beherrschender, wie sonst nirgends in Indien, eine Folge der Abgeschlossenheit des Landes vom übrigen Indien, vermöge deren sich hier überhaupt ganz eigenartige Bevölkerungsverhältnisse gebildet und erhalten haben. In ganz Indien ist das Sprichwort bekannt: „Tráwankōr — man könnte auch sagen Malabar — ist der Brahminen Himmel, der übrigen Kasten Hölle".

Von Koimbatur im äußersten Westen des Tamillandes bis zur Westküste hat man nur sieben Stunden Bahnfahrt, aber eine Fahrt, die an Schönheit ihresgleichen sucht. Dicht am Saume der Nīlagiris geht es dahin, immer die hohen schönbewaldeten Berge zur Seite, aus deren Urwaldgrün in ewig, wechselnden Formen die mächtigen Felshänge hervorschimmern. Frische Bergwasser rauschen, oft in silbernen Kaskaden vom Felsen herabspringend, zu Tale; die Niederungen am Fuße der Berge sind auf weite Strecken mit mächtigen, pappelhohen Bambusdickichten bedeckt und stellenweise mit einem tropischen Schlingpflanzengewirr von unglaublicher Üppigkeit überzogen — alles ein wogendes Meer von Grün, über dem die stattlichen, schöngeformten Berge in erhabener Ruhe thronen, oft mit einer schimmernden Nebelkappe bedeckt, die ihre Spitzen einhüllt. Besonders in der Monsunzeit bieten sie häufig diesen Anblick, wo Abend für Abend die lauten Donnerschläge im Gebirge widerhallen und flammendheiße Blitze fast ununterbrochen die Landschaft in Glut und Flammen tauchen, ein imposantes, grausig schönes Naturschauspiel gewährend. Fährt man bei Nacht, so kann man hie und da, in der trockenen Jahreszeit, ganze Berghänge in Flammen sehen, da die Bewohner sich die Arbeit der Urbarmachung durch Niederbrennen zu erleichtern suchen. Ein anmutiges, in Indien seltenes Bild bieten die am Fuße der Berge auf saftiggrünen Weideflächen friedlich grasenden Viehherden. Stellenweise treten die Berge so nahe an die Bahn heran, daß man deutlich die gelblichen Blüten der stattlichen Teakholzbäume erkennen kann. Endlich treten sie mehr zurück, und die Gegend nimmt den Charakter einer offenen, welligen Hügellandschaft an, mit terrassenförmig übereinander angelegten Feldern, deren Bebauung und Instandhaltung nicht geringe Mühe verursacht, die aber reichlich lohnt, da der Boden allenthalben außerordentlich ertragfähig ist und auch die Bewässerungsverhältnisse fast durchweg günstige sind. In den Talsenkungen gedeiht der Reis vorzüglich, und wo sein Anbau nicht möglich ist, gibt das Land in anderer Gestalt reichlich sein Gewächs, so daß die ganze Gegend mit ihrer reichen und prächtigen Vegetation und den zwischen den Feldern und Obstgärten und

Palmenhainen zerstreut liegenden schmucken Bauerngehöften einen überaus frischen und anmutigen Eindruck macht. Größere Dörfer fehlen ganz; die Ansiedlungen der Feldbauern liegen vereinzelt und fast vor jedem Wohnhause befindet sich ein laubenartiger Vorbau, aus dem steinerne Stufen zu den tiefer liegenden Terrassenfeldern hinabführen.

Die Malabaren haben bei weitem nicht den feinen, intelligenten Gesichtsausdruck, der im allgemeinen dem Tamulen von Kaste eigen ist. Sie sind auch nicht so lebhaften Geistes und Wesens und kleiden sich nicht so malerisch und apart, wie die besseren Klassen des Tamillandes. Einen geradezu lächerlichen Eindruck macht ihr Haarzopf, den sie nach vorn tragen, so daß er wie ein gedrechseltes Hörnchen über die Stirn herabhängt, während das ganze Hinterhaupt glatt rasiert ist. Besonders die Kleidung der Frauen sticht sehr von der ihrer Schwestern auf der Ostküste ab; sie ist viel dürftiger, bei weitem nicht so schmuck und dezent, wie bei den Tamilfrauen. Die Frauen der niederen Kasten, besonders der in den Bergen hausenden Stämme, gehen fast unbekleidet, während im übrigen die Frauen wenigstens den Oberkörper völlig entblößt tragen, auf Grund der 43sten der 64 Anatscharams oder „Mißbräuche", deren Beobachtung in Malabar von altersher Gesetz ist und in denen die Rechte und Pflichten der brahmanischen und der nichtbrahmanischen Bevölkerung zugunsten der ersteren festgelegt sind.

Die Gegend wird, je näher dem Meere, immer ebener und bildet zuletzt einen einzigen großen, von Reisfeldern und anderen üppig gedeihenden Pflanzungen unterbrochenen Palmenhain, in dem die Kokos und die schlanke Areka vorwalten. Schon bei Kódakâl vernimmt man, aus der Ferne gedämpft herübertönend, den nie ruhenden Gesang der Meereswogen, die zumal in der Zeit der Monsunstürme gar majestätisch gegen die sandige Küste donnern. Den Anblick des Ozeans selbst genießt man erst bei der Endstation Beypur, die von Kalikut (eigentlich Kâlikâdu) durch den hier dicht vor der Mündung sehr stattlichen, von prächtigen Uferlandschaften eingeschlossenen Beypurfluß getrennt ist.

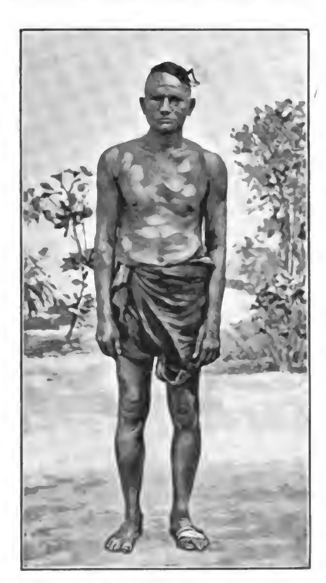
Die Stadt Kalikut, einst die gefeiertste Stadt des Ostens, hatte früher als Handelsstadt eine große Bedeutung. Der ganze Handelsverkehr vom Arabischen und Persischen Meerbusen und von Malakka und Pegu hatte hier seinen Mittelpunkt. Auch als prächtige Residenz des mächtigen Tamutiri (portugiesisch Zamorin), des „Männerfürsten und Herrschers über Hügel und Welle", stand sie in hohem Ansehen. Jetzt zeugen nur noch kümmerliche Ruinenreste von jener alten Herrlichkeit, die seit der Ankunft der Portugiesen 1498 bald verfiel. Zwar zählt die Stadt noch immer

75 510 Ew., aber Bombays und Kalkuttas Emporblühen hat der alten Fürstin der Meere gewaltigen Abbruch getan. Der Hafen ist sehr versandet, aber die Ausfuhr von Landesprodukten ist immer noch ziemlich bedeutend. Das Innere der Stadt bietet keine besonderen Sehenswürdigkeiten. Mitten auf einem großen freien Platze, den die Eingeborenen „das Herz von Kalikut“ nennen, prangt ein gewaltiger Teich, der die Bewohner der Stadt mit vorzüglichem Trinkwasser reichlich versorgt. In den Gärten wachsen, strotzend von Fruchtbarkeit und beladen mit den köstlichsten Früchten, eine Fülle der edelsten Fruchtbäume und Fruchtstauden, Zitronenbäume mit melonengroßen Früchten, ganze Dickichte von köstlich duftenden Ananas; die Banane zeichnet sich hier durch einen so saftigen und riesenhaften Blätterschmuck und durch so saftreiche, schmelzendaromatische Früchte aus, wie kaum anderwärts im Lande.

Von besonderem Interesse sind die Bevölkerungsverhältnisse der Westküste, im besonderen der Malabarküste. Die zahlreichen Christen entstammen fast ausschließlich den niederen Kasten und bilden eine besondere Kasteneinheit für sich, die einen günstigen Platz in der Rangstufe der Kasten einnimmt, so daß die Angehörigen der unteren Kasten, wenn sie Christen werden, dadurch in der Kastenordnung aufrücken. Anderwärts, wie z. B. im Tamillande, führt der Übertritt zum Christentum zum Ausschluß aus der Kaste mit allen seinen äußerlichen Nachteilen, ein Umstand, der viele Sudras, von den Söhnen von Brahminen gar nicht zu reden, trotz besserer Erkenntnis abhält, die Taufe anzunehmen. Auf der Westküste liegen also die Verhältnisse insofern für die Mission viel günstiger, als die Christen eine eigene große Kastengemeinschaft darstellen, die hinsichtlich ihrer sozialen Bewertung mit dem Europäer auf einer Stufe rangiert, so daß nur für die höchsten Kasten der Übertritt zur christlichen Gemeinschaft, nicht etwa den Ausschluß aus der Kaste überhaupt, sondern nur eine Herabsetzung in der Rangordnung der Kaste mit sich bringt.

Die absolut dominierende Kaste der Brahminen, die hier im Westen, wenn auch nicht reiner, so doch starrer dasteht als anderwärts und sich mit einem Nimbus ohnegleichen umgeben hat, ist trotz der zahlreichen Berührungen mit den Völkern des Westens, Europäern, syrischen Christen und persischen Manichäern, Arabern und Juden vom Christentum, wie vom Islam fast völlig unbeeinflußt geblieben. Für unser Gefühl und unser sittliches Denken ebenso verwunderlich wie empörend ist es, daß den Brahminen von Malabar alle Türen zur Wollust angelweit offenstehen, und zwar ebenfalls zufolge der Bestimmungen der 64 Anatscharams oder „Verkehrtheiten“, von denen schon die Rede war, und die in

einzelnen Sätzen geradezu die Unzucht sanktionieren, so daß uns nirgends in Indien eine solche Zerrüttung des Familienlebens entgegentritt, wie in dem „Lande, wo der Pfeffer wächst" und der Weizen der Brahminen blüht, in Malabar. Das auf der ganzen Westküste bis hinauf in die Königsfamilie geltende Neffen- oder Schwestersohns-Erbrecht hängt damit zusammen. Um das Familiengut nicht zu zersplittern, darf nur ein Sohn der Familie heiraten, und erst wenn dieser ohne Nachkommen stirbt, hat der nächste Sohn das Recht dazu. Bezüglich der zur Ledigkeit verurteilten Söhne sagt der vierte Paragraph der Anatschärams: „Die übrigen Brüder heiraten nicht, sondern leben nach Gefallen mit Weibern der Kasten vom Kschatrija bis hinab zum Sudra; denn diese haben nicht als Kulastri (Hausweiber), sondern als Parastri (Fremdweiber) zu leben". Im 59sten Anatscharam heißt es dann weiter: „Die Weiber der Kschatrijas, Waischias und Sudras sind in Kerala den Brahminen zugänglich, daher in jedem Sudrahause eine kleine Hintertüre und ein metallenes (den Brahminen nicht verunreinigendes, nur von ihm zu benutzendes!) Trinkgefäß vorhanden sein muß. Auch die Könige haben keine Ehe, wie im Auslande, denn nur Brahminensame kann Kerala wirksam regieren". Kerala ist der alte Name für das westliche Küstenland. Die anderwärts vorhandene Spaltung der Brahminen in Saiwas und Waischnawas ist auf der Westküste fast nicht wahrnehmbar; dieselben stehen hier als geschlossene Korporation da, deren außerordentliche Machtstellung auch

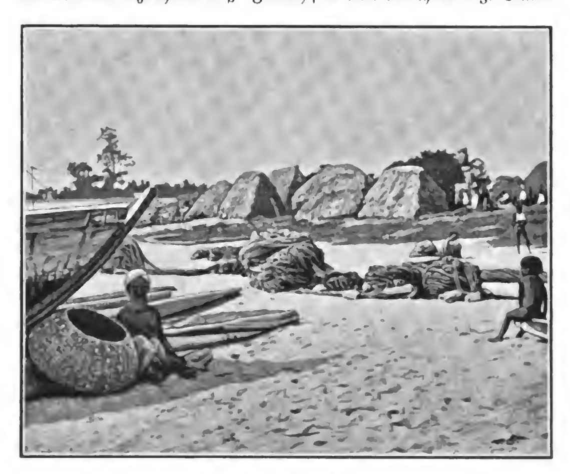


Najer mit Hautlepra.

darin ihren Grund hat, daß nur Brahminensöhne auf den Thron (in Trâwankōr) gelangen können und demnach die Brahminenkaste die höchste weltliche und die höchste geistliche Gewalt in sich vereinigt. Die zwischen den Kasten befestigte Kluft ist in Malabar eine sehr tiefe, so daß die Zahl der Kasten, deren Berührung den Brahminen „verunreinigt“, ja deren bloße Nähe ihm eine sogenannte „atmosphärische Verunreinigung“ verursacht, sehr groß ist. Am angesehensten sind die im Lande selbst heimischen Brahminen, welche Landbesitz haben und mit ganz besonders hohen und feierlichen Ehrennamen angeredet werden müssen. Sie tragen ihre Haarlocke nach vorn und unterscheiden sich dadurch auf den ersten Blick von den aus Osten und Norden, vom Tamillande und aus Konkān zugewanderten und viel geringer angesehenen sogenannten Pattarbrahminen, welche die Locke hinten tragen und, ohne Grundbesitz, entweder dem Handel obliegen oder sich als Diener, Köche u. dgl. an dem Fürstenhofe von Trâwankōr oder in Brahminenhäusern vermieten, wenn sie es nicht vorziehen, es so zu machen, wie viele Tausende ihrer Kastengenossen im übrigen Indien, und als schmarotzende Vagabunden von Tempel zu Tempel, von Fest zu Fest zu wandern und als träge Faulenzer und Tagediebe sich den Magen mit Reis und Butter füllen zu lassen. Einen Schnurrbart dürfen die Brahminen der Westküste im Gegensatz zu denen der Ostküste nicht tragen, eine wunderliche Beschränkung der persönlichen Freiheit.

Die Sudras folgen auch hier im Westen im Kastenrange gleich auf die Brahminen. Sie haben sich im Laufe der Zeit in über 400 Kasten zersplittert, von denen sich annähernd der fünfte Teil streng gegeneinander abschließt. Obenan steht die hochangesehene und eine Art „Landadel“ bildende Kaste der Najer (auch Naiker, von dem Sanskritworte nâjaka = „Fürst“ oder „Führer“), der Gutsbesitzer, die gleich den brahmanischen Grundbesitzern das Stadtleben nicht lieben und am liebsten auf ihren Erbgütern hausen. Viele von ihnen mögen noch von der Urbevölkerung des Landes abstammen, die sich den einwandernden Brahminen unterwarf; andere mögen aus dem Osten zugewandert oder aus einer Vermischung von Brahminen mit Kschatrijafrauen hervorgegangen sein. Ihre Töchter sind von altersher völlig dem Belieben der ledigen Brahminen preisgegeben gewesen; daher eben das noch heute bestehende Neffenerbrecht, wonach die mit Brahminen erzeugten Kinder der Schwester das Erbgut des Oheims ererben, der seinen eigenen ehelichen Kindern nur bewegliche Habe vermachen darf. Man hat das von jeher nicht als eine Entwürdigung, sondern als eine der Familie vonseiten

der Brahminen widerfahrende Ehre angesehen. Früher waren die Najar ein tapferes, kriegerisches Geschlecht, welches sein Kschatrijablut nicht verleugnete, und heute noch, wo sie statt des bloßen Schwertes nur ein Messer tragen, unterscheiden sie sich durch ihre schönen kräftigen Gestalten und ihr feines Benehmen so wesentlich von den anderen Kasten, daß man sie als den edelsten und charaktervollsten Teil der Bevölkerung von Malabar bezeichnen muß. Freilich sind viele von ihnen arge Trinker



Seefischerdorf in Malabar.

und Prasser, soweit sie es haben können, und infolgedessen gegen früher vielfach körperlich und geistig heruntergekommen und verarmt; begegnet man doch sogar Mandschil- und Palankinträgern, die zur Najerkaste gehören. Dieses Mandschil, das beliebteste Beförderungsmittel in Malabar, ist viel einfacher als der festgebaute Palankin und besteht nur aus einer einfachen Matte, die an einer langen Stange befestigt ist und ein durch eine Schnur nach Belieben zu verschiebendes Schattendach aus Leinwand hat. Die Hauptbeschäftigung der Najer ist der Landbau, doch sind viele auch als Beamte oder als Diener in Tempeln oder Brahminenhäusern tätig.

Die auf die Najer folgenden Handwerkerkasten entsprechen im großen

und ganzen den betreffenden Sudrakasten des Tamillandes. Der Handel ruht in den Händen der besonders an der Küste zahlreichen, von auswärts zugewanderten Vipari, der aus dem Tamillande stammenden Tschettie, der ziemlich zahlreich im Lande angesiedelten Gudscheräti und Konkäni, der Nasrani, Juden und Mohammedaner. Unter den letzteren sind besonders die Mapilla rührige Handelsleute. Sie rühmen sich mit Unrecht rein arabischer Abstammung, da sie nachweislich viel eingeborenes Blut in ihren Adern haben und sich auch heute noch fortgesetzt aus den untersten Bevölkerungsklassen rekutieren, von denen viele zum Islam übertreten. Sie sind ebenso fanatische Mohammedaner wie eifrige Handelsleute, und es ist schwer zu entscheiden, was größer ist, ihre Schlauheit und Rührigkeit im Handel, ihr Hochmut, mit dem sie auf ihre aus dem Mogulreiche zugewanderten Stammesgenossen herabblicken, ihre sprichwörtliche Unreinlichkeit, die wohl hauptsächlich eine Folge ihrer starken Vermischung mit den niederen Hinduklassen ist, oder die Gemeinheit ihres Charakters. Ihre Hauptmoschee haben sie in Ponani.

Auch die Europäer sind als eine besondere Kaste anerkannt und stehen unter den oberen Kasten untenan, ein Bindeglied zwischen diesen und den mittleren und unteren Kasten bildend, an deren Spitze die Weberkaste der Tschalier steht, die wir unter demselben Namen (Salier, die Seidenweber dagegen Sönier) drüben im Tamillande finden.

Überall in Malabar begegnet man den Tijern, die im Schatten der Palmen wohnen und ihren Lebensunterhalt diesem hier in so wunderbarer Üppigkeit gedeihenden Baume verdanken. Sie sind für die Westküste dasselbe, was für den Süden des Tamillandes und Süd-Tráwankör die Schánär sind, und wie bei jenen so gibt es auch unter ihnen neben vielen armseligen Existenzen, die von der Hand in den Mund leben, einzelne ganz wohlhabende Familien und Sippen, neben recht behäbigen, in ihrer Art einen ganz noblen Eindruck machenden Tijern ganz arme Teufel, die kaum einen Fetzen zur Bedeckung ihrer Blöße haben und keinen Palmbaum ihr Eigentum nennen, die sehr zufrieden sind, wenn sie eine Bedientenstelle in einem europäischen Haushalte finden. Die Kaste der Mukajer (Mugajar), der Flußfischer, steht in bedeutend höherem Ansehen als die ihrer auffallend dunkleren, in elenden Hütten dicht am Seegestade wohnenden Berufsgenossen, der Seefischer, die unter ganz anderen Gefahren und Strapazen ihre Nahrung in den Wogen des Ozeans suchen.

Auch auf der Westküste nehmen die Kammäler, unter denen die Vielmännerei stark verbreitet ist, eine bevorzugte Stellung ein, wenn auch nicht in dem Maße wie drüben jenseits der Berge. Die Wichtigkeit ihrer

besonders auch für den religiösen Kult unentbehrlichen Berufe und eine Fülle von abergläubischen Vorstellungen, die damit in Verbindung stehen, bringen das mit sich. Ihre Kundschaft vererben die einzelnen Familien von Geschlecht auf Geschlecht. Der Wannān (Wäscher) nimmt eine viel geringere Stellung ein als sein Namensvetter und Berufsgenosse auf der Ostküste; er gehört zu den niedrigsten Kasten, unter denen die Kaste der Pānār besonders zahlreich ist. Das sind vielseitige Leute, die sich auf alle möglichen Dinge verstehen. Sie besorgen den Bhutendienst,



Reisverkäufer.

führen religiöse Tänze auf, machen als Zauberer und Beschwörer ihren Hokuspokus und flechten, was jedenfalls vernünftiger ist, Körbe und Besen, haben also hinsichtlich ihrer Beschäftigung einige Ähnlichkeit mit den Kūravern der Ostküste. Auch als Baumsteiger im Dienste der Tijer, als wandernde Musikanten, als Erdarbeiter und als Hanswurste suchen sie ihr Brot. Wir würden kein Ende finden, wollten wir auf alle einzelnen Kasten und die zahlreichen in der Ebene und in den Bergen hausenden, zum Teil auf der tiefsten Stufe der Kultur stehenden Kastenlosen eingehen. Das reich gegliederte Volksleben, das uns diesseits und jenseits der Ghāts entgegentritt, verdiente wohl, einmal zum Gegenstande eines besonderen Buches gemacht zu werden.

Das Königreich Tráwankōr (Travancore), dessen Name eigentlich Tiruwankōdu (entstanden aus Tiru-varung-kodu, d. i. „heiliges, beglücktes Königreich") lautet, hat in noch höherem Maße als das viel kleinere, nördlich sich anschließende Kotschi (Cochin; kotschi bedeutet „klein") eine sehr gemischte Bevölkerung, da hier auch eine große Zahl von Tamulen wohnen, besonders Schánār, denen die im Süden sehr häufige Palmyra hier noch besseren Unterhalt gewährt als drüben auf den rotsandigen Küstenebenen von Tinnewēli. Den Hauptstock der Bevölkerung bilden natürlich auch hier die in zahlreichen Kastenabstufungen vertretenen Malajālen. Die Hauptstadt des reich gesegneten, aber von jeher unter einem starken Steuerdruck seufzenden Landes, in dem ein Fünftel der Staatseinnahmen den Brahminen zufließt, ist die ziemlich weit im Süden einige Kilometer landeinwärts gelegene Stadt Tiruwanantapuram (Tiru-w-ananta-puram, engl. Trivandrum). Gewöhnlich sagt man kurzweg Triwandram. Die Gebäude der Stadt liegen zum Teil sehr malerisch auf Lateritfelsen, das Fort, in dem sich die Paläste und Tempel befinden, überragend. Unter den letzteren zeichnet sich besonders, durch seinen für die Verhältnisse der Westküste bedeutenden Umfang, der Tempel des „lotosnabeligen Wischnu" aus, der hier unter dem Namen Padmanabha verehrt wird. Seinen eigentümlichen Namen verdankt der vielgestaltige Avatarengott einem der vielen Kuriosa, die in der indischen Mythologie so zahlreich sind, wie die Fliegen im Sommer.

Jedem Fremden, der die Stadt betritt, fällt zunächst eins auf, daß nämlich die Häuser nicht direkt an der Straße liegen, sondern hinter Mauern, mit denen die Straßen zu beiden Seiten eingefaßt sind. Diese Mauern sind teilweise aus Mauersteinen aufgeführt und oben mit einem weißen Steinsims gekrönt, teils bestehen sie aus rohen Lateritbruchsteinen und sind berappt, weiß getüncht und mit Palmblattgeflecht bedeckt, stellenweise bestehen sie nur aus Erde und sind mit zierlichen Farnen und Moosen bewachsen. Straßenpflaster kennt man nicht, ebensowenig Bürgersteige, trotz des recht lebhaften Fuhrwerkverkehrs. Die Gebäude machen teilweise mit ihren Balkonen und Veranden, ihren schönen, roten Ziegeldächern und glänzendweiß getünchten Fronten einen stattlichen Eindruck; daneben findet man, im Grün der nie fehlenden Bananen versteckt, altmodische, niedrige Hütten mit schmalen Fensterchen, schmalem Türeingang und tief herabhangendem Palmblätterdache. Einzelne Wohngebäude liegen in umfangreichen Gehöften ganz in der grünen Nacht des tiefsten Baumschattens verborgen und würden auch ohnedies

von der Straße aus nicht wahrnehmbar sein, weil die hinter der Mauer dicht beisammenstehenden Kaffeebäumchen, die mit ihren zahllosen schneeweißen Blüten einen reizenden Anblick gewähren, den Blick ins Innere des Gehöfts verhindern. Kaufläden aller Art lösen einander in bunter Folge ab; in einem sieht man in offenen, längs der Veranda aufgestellten Säcken allerlei Halm- und Hülsenfrüchte zum Verkauf ausgestellt und den Geschäftsinhaber zwischen den Säcken hocken, in ruhigem Gleichmut auf Kunden wartend, in anderen ganze Berge von frischen Früchten aller Art, von zahlreichen Kunden umlagert, wieder in anderen, die ihre Waren nicht öffentlich auslegen und nur an dem schwarzen Aushängeschild mit der Aufschrift „Shop" als Geschäftshäuser kenntlich gemacht sind, werden englische Konserven, Weine usw. feilgeboten. Gegenüber dem mit eisernem Gitter umfriedigten großen Gebäudekomplex des Regierungsgebäudes liegt das Telegraphenamt und etwas weiter straßenaufwärts das Postamt.

Zwischen den Häusern gewahrt man allenthalben Gruppen von Palmen, hochstämmigen Kokos, schlanken Arekas und breitkronigen Fächerpalmen, Tamarinden und prächtigen Exemplaren von rotblühenden Poinsettien, Bougainvilleen und zahlreichen anderen schönen Sträuchern. Manche Straßen sind statt mit Mauern mit lebenden Zäunen eingefaßt und mit langen Reihen von zartzweigigen Kasuarinos und anderen Bäumen besetzt, die angenehmen Schatten gewähren und besonders von den armen Kulis gepriesen werden, die während der sengenden Mittagsglut in ihrem Schatten ruhen, die schweren Lasten auf den granitnen Ruhebänken absetzend. Auch „heilige Bäume", die Wohnstätten der früher im Lande allgemein verehrten Dämonen, meist schöne Exemplare der Ficus indica und der Ficus religiosa, stehen hie und da auf den Straßen, umgeben von einer weißgetünchten Plattform, zu der einige Stufen emporführen. An Festtagen geht es da lebhaft zu; große mit rotem Oker bemalte Schundbilder stehen am Stamm; an den vier Ecken der Plattform brennen Lampen und eine große Menschenmenge umwogt den Baum, Feuerwerk zur Versöhnung der bösen Geister abbrennend. Hie und da bemerkt man in der Nähe solcher Bäume in der Straßenfront armselige, schuppenartige Tempelchen mit einigen oben rotgespitzten Steinen, über deren Bedeutung ich nichts Näheres erfahren konnte. Die äußeren Mauerwände sind in roter und blauer Farbe mit rohen Götzenfiguren bemalt.

Die interessantesten Straßen befinden sich innerhalb der Mauern des Forts, wo die Brahminen und die anderen höheren Kasten wohnen. Die

vom stets bewachten Tore ins Innere führende Straße wird jeden Morgen von den Anwohnern ebenso sorgfältig gekehrt, wie die Wohnräume der schmucken Brahminenhäuser zur Rechten und Linken, deren Fensterchen, gerade groß genug, um den Kopf heraus stecken zu können, so hoch über der Straße angebracht sind, daß kein neugieriger Blick ins Innere dringen kann. Jedes Haus hat eine zierliche, etwas erhöhte Veranda, und die auch im Tamillande heimische Sitte, vor der Haustür gewisse Figuren auf den Boden zu zeichnen, findet sich hier überall. Vor jeder Tür befindet sich tagsüber ein schwarzes Viereck auf dem Erdboden, welches durch einen Aufstrich von flüssigem, mit pulverisierter Holzkohle vermischtem Kuhdung hergestellt ist. Wenn diese Auftragung getrocknet ist, so malen die Frauen darauf allerlei zierliche, weiße geometrische Figuren, oft in wunderbar stil- und geschmackvollen Mustern, denn jede sucht es der Nachbarin zuvorzutun. An Festtagen werden diese Zeichnungen, denen irgend ein Aberglaube zugrunde liegt, mit besonderer Sorgfalt hergestellt und wohl auch zur Erhöhung des künstlerischen Effekts mit roten Linien ausgeschmückt. Man findet unter diesen kleinen Kunstwerken, die jeden Abend weggefegt und am Morgen erneuert werden, wunderbar feine und geschmackvolle Dessins.

Die Veranda ist tagsüber der Lieblingsaufenthalt der Männer, die in den verschiedensten Posituren draußen hocken und allerlei Dinge verrichten. Der eine murmelt aus seinem Buche Sanskritgebete her, aber mit der Andacht scheint es nicht weit her zu sein, denn alle Augenblicke blickt er auf und mustert die Vorübergehenden. Ein anderer putzt sich mit einem Akazienzweige eifrig die Zähne, während hellfarbige Schulbuben daneben ebenso eifrig ihre Lektion studieren, und zwar mit lauter Stimme, wie das in Indien beim Lernen üblich ist. Dazwischen tummeln sich in lustiger Ausgelassenheit kleine Knaben und Mädchen, völlig unbekleidet bis auf eine Schnur oder ein Silberkettchen um den kleinen fetten Bauch.

Lebhaft geht es an den Brunnen zu, wo die in braun-, gelb- und rotgemusterten oder auch in dunkelblauen Kleidern prangenden Hausfrauen und die schlichtgekleideten Witwen, diese mit verhülltem Gesicht, mit ihren messingenen Töpfen und tönernen Kusakrügen plaudernd stehen. Noch lebhafter ist es am großen Teiche, zu dem besonders am Morgen eine wahre Wallfahrt stattfindet, nicht nur Männer, sondern auch lange Züge von Frauen, gefolgt von Aufwärtern mit trockenen Kleidern, Handtüchern usw. Obwohl sie in der für sie zum Baden bestimmten Teichecke sich in der Sehweite der gleichzeitig badenden Männer befinden, steigen sie in ihrer gewagten Toilette ungeniert zum Wasser hinab, dicht bei den

heiligen Steinen, auf denen allnächtlich die Lichter brennen. Schon von weitem kündet sich die Nähe des Teiches durch das lustige Plätschern und den lauten Lärm der schwatzenden, lachenden und ihre Gebete murmelnden Badegäste an, in den sich das laute Klatschen der nassen Gewänder mischt, die zum Zweck der Reinigung auf die Steinstufen des Teiches geschlagen werden. Das Trocknen derselben besorgt die indische Sonne in allerkürzester Frist.

Wir gehen weiter, an schönen Gärten mit Bananen, Brotfruchtbäumen, Mangos und anderen blühenden und fruchttragenden Bäumen und Sträuchern vorüber; stellenweise ist die ganze Straße von den weißen Blättern der Jasminblüten besät, die überall in den Gärten duften. Wir kommen vorüber an den rotgeröckten, schwarzbehosten, barfüßigen und gar keinen kriegerischen Eindruck machenden Mannschaften der Sipoywache gegenüber der Residenz des Ministers. Da macht uns ein metallisches Geräusch darauf aufmerksam, daß ein heiliger Mann naht, ein Bettelbrahmine, der, den Reisbehälter am Halse tragend, seine kleinen ehernen Schallbecken zusammenschlägt, um schon von weitem sein Nahen zu verkünden, damit die Leute in den nächsten Häusern ihre Gaben bereit halten und Se. Heiligkeit nicht zu warten braucht. So wechselt Bild auf Bild, eine endlose Reihe charakteristischer Typen, von dem fliegenden Händler mit allerlei Waren und der Frau mit dem großen Buttermilchtopfe auf der Schulter bis zum kleinen fast nackten Streichholzverkäufer.

Triwandram hat auch, außerhalb der eigentlichen Stadt, ein sehr gut ausgestattetes Observatorium mit einer Filiale auf dem Gipfel des Agastya.

Kotschi ist nur den sechsten Teil so groß wie Tráwankór. Beide Reiche bilden den letzten Rest der ursprünglich auf der Küste vorhandenen zwanzig Dynastien. Wir haben hier, trotz der bestehenden englischen Schutzherrschaft noch einen interessanten Rest der Herrlichkeit des alten indischen Radschatums.

In der Hauptstadt von Kotschi, die einen ganz europäischen Charakter trägt, leben viele Juden, „schwarze" und „weiße". Unter den letzteren kann man sehr schöne Gesichter mit echt jüdischem Typus — im edeln Sinne —, der bei den schwarzen nicht so ausgeprägt ist, wahrnehmen. Diese behaupten schon zur Zeit des babylonischen Exils nach Indien gekommen zu sein; ihre Hautfarbe ist von der der Eingeborenen nicht zu unterscheiden. Beide haben ihre eigenen Synagogen und wohnen zusammen in einer Straße, die weißen hüben, die schwarzen drüben. Die Synagoge der letzteren ist nicht so reich ausgestattet, wie die der Weißen, aber älter und interessanter.

Es ist schon wiederholt von den „Back-waters" die Rede gewesen. Diese Binnenwasser, die etwas an unsere Haffs erinnern, sind eine hauptsächlich dem südlichen Teile der Westküste von Indien eigentümliche Erscheinung; als Verkehrswege sind sie sehr wertvoll für das Land. Man findet sie schon oben zwischen Mangalur und Kalikut, die größte Ausdehnung jedoch haben sie südwärts von der Ponanimündung. Sie werden durch das Zusammentreffen der vom Südwestpassat in mächtiger Brandung gegen die Küste getriebenen Meereswogen mit den von den Bergen herabkommenden, von den Monsungüssen geschwellten Küstenflüssen gebildet und sind lagunenartige Wasserflächen von meist nur geringer Tiefe und sehr verschiedener Breite, die zur Schiffahrt fleißig benutzt werden, allerdings nur in Booten mit geringem Tiefgang. Meist sind sie nur durch einen schmalen Landstreifen vom Meere getrennt, so daß man das Brausen der Meereswogen deutlich herüberhört. Die gewöhnlichen Backwaterboote heißen Donis und bestehen aus einem großen ausgehöhlten Baumstamme. Ihre Länge beträgt 6—7 und ihre Breite nur 1—$1^1/_2$ m; oft sind sie noch schmaler, so daß ängstliche Passagiere es vorziehen, sich lang niederzulegen, wenn bei einer unvorsichtigen Bewegung der Bedienungsmannschaft das Boot zu kentern droht, was jedoch äußerst selten vorkommt, da die Bootsleute sehr geschickt in der Handhabung des Ruders und der Stange sind. Ein Mattendach, unter dessen gewölbter Decke man wohl sitzen und liegen, aber nicht aufrecht stehen kann und das man leicht in der Mitte oder an einem der beiden Enden entfernen kann, bietet Schutz gegen die Sonne, während Matratzen dem Reisenden eine bequeme Lagerstatt bieten. Wo das Wasser flach ist, wird das Boot von zwei an beiden Enden postierten Bootsleuten fortgeschoben, an tieferen Stellen wird gerudert, bei günstigem Winde wohl auch ein Mast aufgerichtet und ein aus Matten zusammengenähtes Segel gehißt.

Die Binnenwasser enthalten bald Süßwasser, bald, wo sie nämlich mit dem Meere direkt in Verbindung stehen, Salzwasser.

Es reist sich sehr angenehm auf diesen natürlichen Verkehrsstraßen, die sich bald zu einem See voll kleiner grüner Inseln erweitern, bald nur einem schmalen, von Schilfflächen, Palmenhainen oder Mangrovedickichten eingeschlossenen Kanale gleichen. Wo der Periaru ins Meer mündet, überragt von den Ruinen des alten, die Mündung beherrschenden Forts von Kodungalur, schlägt das Binnenwasser eine westliche Richtung ein, und man gewahrt in der Ferne das Meer, dessen Anblick besonders am Abend ein herrlicher ist, wenn es im Sonnenschein flimmert und glitzert,

daß man die Augen schließen muß. Auch landeinwärts gewähren die jenseits der breiten, spiegelblanken Wasserfläche aus der Ferne in hellem Blau herüberschimmernden Ghâts und die aus dem üppigen Ufergrün hervorblitzenden weißen Kirchen der syrischen Christen einen wunderschönen Anblick. Auf der Insel Vaipin, einem schmalen Eilande, welches durch die Abzweigung zweier Arme des Binnenwassers nach dem Meere gebildet wird, soll nach den ältesten Überlieferungen der syrischen Christen der Apostel Thomas zuerst den Boden Indiens betreten haben.

Bei stürmischem Wetter, wenn Wind und Wellen das schwache Fahrzeug umherwerfen und kurze Sturzwellen den Innenraum überfluten, ist das Reisen auf den Backwaters allerdings kein Vergnügen und unter Umständen sogar mit Gefahr verbunden; aber es gibt kaum etwas Reizvolleres, als bei günstigem Wetter im Glanze der in den Wassern sich spiegelnden untergehenden Sonne oder bei hellem Mondschein in der Abendkühle auf den glatten Fluten zwischen säuselnden Kokoshainen still dahinzugleiten. Die Lust zum Träumen oder zum Singen wird wach, und die Bewohner der Ufer haben schon oft genug verwundert aufgelauscht, wenn aus kräftigen Männerkehlen die Melodie eines schönen deutschen Liedes zu ihnen hinüberdrang über die schweigende Wasserfläche, ebenso wie die Teakholzriesen der Berge von Tráwankör, wenn es von den Wassern zu ihnen hinüberschallte: „Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut so hoch da droben?" — Deutschland allüberall, auch in den Bergen und Wäldern und auf den Wassern des britischen Indien!

Bei Tage begegnet man auf den Backwaters zahlreichen Fracht- und Passagierbooten, großen und kleinen, die nach allen Himmelsrichtungen fahren und hie und da eine kurze Zeit anhalten, um Proviant einzunehmen oder den Bootsleuten Gelegenheit zu geben, ihre Mahlzeit abzukochen. Reizende kleine Rotbartfische erheben sich, oft in ganzen Schwärmen, silberglänzenden Leibes mit elastischem Sprung aus den Fluten und statten wohl gar den Insassen des Bootes einen eigentlich nicht beabsichtigten Besuch ab. Hie und da liegen auf den niedrigen Uferbänken häßlich blickende Krokodile träge in der Sonne, mit weitaufgerissenem Rachen — um Fliegen zu fangen, wie die Eingeborenen sagen.

Wenn aber die Nacht auf weichen Flügeln sich niedergesenkt hat, dann ist alles so ruhig und friedlich still auf den weiten, träumenden Wassern; nur das fröhliche Lachen der Bootpassagiere und die gelegentlichen Begrüßungsrufe der Bootsleute oder vom Ufer herüber das Trommeln und Musizieren der Dorfbewohner oder das Quaken der großen, mit gewaltigen Stimmitteln begabten Frösche, vermischt mit

dem schrillen Zirpen der Zikaden in den Baumwipfeln der nahen Ufer unterbrechen die Stille der Nacht. Droben am Himmel aber leuchten die Sterne des Südens in ihrer wunderbaren Pracht und spiegeln sich zwinkernd in der klaren Flut.

Auch weiterhin bis hinab nach Triwandram ist die Fahrt auf den Backwaters sehr reizvoll — immer zur Rechten hinter den Palmen das brandende Meer und zur Linken die blauen Züge der nach Süden zu immer höher sich erhebenden und endlich im Agastya gipfelnden Träwankör-Ghâts, auf deren Kamm die Landesgrenze hinläuft. Überall liegen die Hütten und Dörfer der Eingeborenen malerisch im Schatten der Kokoshaine und anderer schöner Baumgruppen versteckt; nackte am Ufer spielende Kinder und halbnackte Frauen, welche die Baumpflanzungen bewässern oder sich sonstwie am Ufer beschäftigen, bezeugen es uns, daß wir uns nur im „Pfefferlande" befinden können, wo das Gesetz gilt: „Die Frauen die Brust unbedeckt und die Männer das Schwert ohne Scheide!" Die Frauen der Mohammedaner sind besser, die der Brahminen sogar sehr nett gekleidet. Üppige Mangroven spreizen ihre wunderlich gekrümmten Luftwurzeln hinab in den Uferschlamm, und oben in den Zweigen tummeln sich lautschreiende Schwärme von grünen Papageien. Ganze Reihen von prächtigen Königsfischern lauern auf ihre Beute und aus den nahen Reisfeldern tönt das Gekrächze zahlreicher Krähenschwärme herüber. Während der Regenzeit gleicht das ganze Land, besonders in der Gegend von Kotschi und Alepula (Aleppi), wo das Binnenwasser sich sehr ausbreitet, einem einzigen wogenden See, aus dem die Kokoshaine und die im dichten Zweigwerk fast verschwindenden Dörfer sich als grüne Eilande erheben.

Die eigentlichen Backwaters erreichen nördlich von Triwandram ihr Ende; um zu Boote nach der Stadt zu gelangen, muß man erst noch einen 16 km langen Kanal passieren, dessen sandige Ufer sehr anmutig sind. Überall wuchert der Schraubenbaum (Pandanus), mit zahllosen prächtig duftenden Blüten und roten, leider gänzlich ungenießbaren Früchten bedeckt, die der Ananas zum Verwechseln ähnlich sehen; der Schellenbaum mit seinen langen Blättern und großen, weißen, sehr wohlriechenden Blüten und den grünen, der Mango ähnelnden, aber leider giftigen Früchten, die Barringtonia mit ihren hangenden Blütenranken, an denen die nelkenartigen Blüten wie eine Quaste sitzen; ferner der Elefantenlausbaum voll duftender Blüten und apfelartiger Früchte, an deren Außenseite die braunschwarzen, flachen, höchstens Markstück-großen Nüsse sitzen, die einen vorzüglichen sepiabraunen, durchaus waschechten Farbstoff in



Partie aus den Backwaters.

Form einer dickflüssigen Masse enthalten, und viele andere oft mit Convolvolus und anderen reichblühenden Schlingpflanzen und kletternden Farnen bedeckte Bäume. Im Wasser selbst wuchern prächtige Wasserlilien und andere zum Teil sehr schöne blühende Wasserpflanzen.

Eine eigentümliche Sitte, die seit uralten Zeiten am Hofe von Trawankor ein Stück der Krönungsfeierlichkeiten bildet, sei noch erwähnt, nämlich das Tulabhāram („Gewicht der Schwere“), die feierliche Feststellung des Körpergewichts des Königs. Dieser sonderbare Brauch, der, ganz nach dem Belieben der Brahminen, entweder sogleich nach der Thronbesteigung oder erst später stattfindet, je nachdem das Körpergewicht des Königs noch einer Erhöhung fähig erscheint oder nicht, ist bereits 1596 Jahre alt, stammt also aus dem Jahre 311 der christlichen Zeitrechnung, wo der König Wira Kerala sich im Überfluß seines Reichtums mit purem Golde aufwiegen ließ und dies Gold den Brahminen schenkte. Das war Wasser auf die Mühle der Brahminen; sie machten natürlich aus dem, was Güte ihnen gewährt hatte, sofort einen „Brauch“, und da der Brauch von altersher ein Tyrann in Indien gewesen ist, dessen Einfluß sich niemand entziehen konnte, so haben alle nachfolgenden Könige „von Brahminen Gnaden“, die seit jenem Vorfall den Thron von Tráwankōr bestiegen haben, sich dieser feierlichen und kostspieligen Prozedur unterziehen müssen, und manchem mag der Akt schlecht bekommen sein, denn je öfter ein neuer König gewogen wird, desto mehr Gold und Speise kommt unter die Brahminen, und — der Leibkoch des Königs ist selbst Brahmine!

Schon wochenlang vor der Feier wimmeln die Straßen, die von Norden her nach der Residenz führen, von brahmanischen Pilgern, die unterwegs jede Nacht von Gold, Reis und Ghi träumen. Aus allen Teilen Indiens, aus Zentralindien und Bengalen, aus Gudscharāt und dem Pandschāb, ja aus Kaschmir kommen sie zugewandert, helle und dunklere, aber alle dick mit heiliger Asche bestrichen, in den verschiedensten Trachten oder Nuditätsstufen. Alle sind natürlich des Königs Gäste.

Die religiöse Weihe des festlichen Tages beginnt mit Opfern, die der Oberpriester in der Hauptpagode unter vielerlei umständlichen Zeremonien darbringt. Nach Vollendung des Opfers erscheint der König in feierlicher Prozession, rein gebadet und in der für den wichtigen Akt speziell vorgeschriebenen Kleidung, und betritt, nachdem er angebetet und geopfert hat, das Tulāmandabam, eine besondere Halle in der Südostecke des Tempels, wo er mit Pándschacham (Weihwasser) feierlich besprengt wird. Die vorgeschriebene Reinigungszeremonie wird dadurch

vollendet, daß er in eine andere Ecke des Tempelraumes geht, wo neun verschiedene Samen in neun silberne Töpfe gesät und mit neunerlei Wasser besprengt werden. Darauf werden im Palaste die Kleider gewechselt. Dort werden ihm auch die besonders für diesen Zweck gefertigten, wahrscheinlich nicht allzuleichten Juwelen angelegt; mit diesen geschmückt und das Reichsschwert samt dem aus schwarzem Leopardenfell gefertigten Reichsschilde in der Rechten und Linken kehrt er in den Tempel zurück, den er mit einem Elefanten, Seidenstoffen und Juwelen beschenkt. Nun beginnt das eigentliche Tulābhāram, der Wiegeakt. Dreimal geht er um die zu diesem Zwecke besonders bereitete, mit feiner Seide bedeckte Wagschale herum, wirft sich vor ihr nieder, betet unter allerlei Zeremonien, verneigt sich vor den Priestern und empfängt ihren Segen und nach demselben die Erlaubnis sich wiegen zu lassen. Schwert und Schild im Schoße, das Antlitz nach Osten gewandt, so läßt er sich auf der westlichen Wagschale nieder, fortwährend Mantras murmelnd; mit dem reinsten Golde, geprägtem und ungeprägtem, wird die andere Wagschale gefüllt, so lange, bis sie den Boden berührt; dann steigt der König herab und tut das Geld eigenhändig mit Blumen und Sandelstaub in ein mit Wasser gefülltes Gefäß, meditiert eine Weile über das höchste Wesen und schenkt endlich die ganze Bescherung den Brahminen. Dafür wird er vom Oberpriester des Tempels gesalbt und von neuem mit Weihwasser besprengt. Nach einem feierlichen Staatsaufzug und einer nochmaligen Anbetung im Tempel kehrt er in den Palast zurück, und ein großes Volksfest auf Kosten des Königs beschließt den Tag.

Auch südwärts von Triwandram gibt es noch manches Interessante zu sehen; geht es auch nicht mehr auf den sanftschaukelnden Wogen der Backwaters dahin, sondern auf der harten Matratze des federlosen bullok cart, so nimmt doch ein für Naturschönheiten empfängliches Gemüt die mancherlei Püffe und Rippenstöße gern in Kauf. Welch eine wunderbare Vegetation auch hier längs der nach Süden führenden „Königsstraße“, sobald man den Karmanafluß auf einer schönen, festen Brücke überschritten hat! Herrliche Laubbäume beschatten die Straße, besonders Banianen, häufig mit den prächtigsten Orchideen und Farnkräutern bedeckt, Tulpenbäume mit reichem gelben Blütenschmuck und zahlreiche andere. Die blütenbedeckten Mangos, Tamarinden mit 4—5 m Stammumfang wetteifern an Schönheit mit den im niedrigen Gebüsch zu beiden Seiten der Straße wuchernden Schlingpflanzen, unter denen besonders zwei Arten während der Blüte einen prächtigen Anblick gewähren, die im August und September blühende Gloriosa

superba mit ihren im hellen Sonnenlicht wie gleißendes Gold schimmernden gelben Lilien und die Ipomoea vitifolia, deren Ranken ebenfalls mit glänzend schwefelgelben Blüten bedeckt sind. Die Zäune, welche die Gärten und Pflanzungen einschließen, bestehen aus dornigem Pyrus und Aloes mit hohen Blütenschäften. Je weiter nach Süden, desto mehr nimmt die Vegetation einen anderen, durch den geringeren Regenfall bedingten Charakter an. Euphorbien nehmen überhand und die Palmyra bedeckt weite Flächen. So wechselt die landschaftliche Szenerie, zumal zur Linken der Straße, die von Kulitorai südwärts durch eine ganze Anzahl kleiner Städte und Flecken führt, die historisch und kulturhistorisch interessant sind, gar mannigfaltig. Hie und da treten kahle, vegetationslose Felshöhen nahe an dieselbe heran; dann führt sie wieder über Hochflächen, die mit gewaltigen Granitblöcken besät sind. In der Gegend von Nagerköil bilden dieselben oft beträchtliche Anhöhen von nahezu kegelförmiger Gestalt, die den Eindruck machen, als ob Haufen von großen schwarzen Granitblöcken, abgerundeten Felsklötzen und kleineren Steinen von Titanenhand dort aufgeschüttet worden wären.

Die Stadt Nagerköil ist so recht ein Beweis von dem segensreichen Einfluß der Mission auch auf die äußeren Kulturverhältnisse. Sie ist heute ganz im Gegenteil gegen früher eine saubere, gutgebaute und wohlhabende kleine Landstadt. Ihren Namen hat sie von dem Schlangentempel in ihren Mauern. Eine gewisse Intelligenz und Unternehmungslust zeichnet ihre Bewohner aus, von denen ein großer Teil Christen sind. Die Christenfrauen, die sich früher überhaupt nicht kleiden durften, gehen jetzt wohlgekleidet und verfertigen kostbare Spitzen und Kissenüberzüge. Auch sonst ist mancherlei Industrie vorhanden; viele finden ihr Brot durch den Kaffeebau, der in der Nähe in größerem Maßstabe betrieben wird. Die allgemeine Bildung hat einen großen Aufschwung genommen, was schon daraus hervorgeht, daß in dem kleinen Orte eine englisch-tamulische Zeitung erscheint, während vor nicht allzulanger Zeit noch das Lesen eine seltene Kunst war, wenigstens unter den Schánār.

Immer näher tritt die majestätische Bergmauer der Ghāts, nun in ihren Umrissen ganz deutlich erkennbar, an die Straße heran; ein Ausläufer reicht sogar bis dicht an die Straße.

Der letzte isolierte Bergkegel vor Kap Kumāri (Comorin) wird vom Volke der „Arzeneiberg" genannt, und zwar auf Grund einer alten Sage, die an einen Bericht des Rāmājana anknüpft und nach der Hanumān, der Affengott, einst diesen Berg 1500 Meilen weit aus dem Norden herab in diese Gegend versetzt hat. Ausgesandt, um am Abhange des Berges

gewisse Medizinkräuter zur Herstellung der Toten und Verwundeten aus Ramas Heere zu sammeln, hockte er einfach den ganzen Berg auf und trug ihn auf der Schulter nach dem Süden. Bei solchen Kraftleistungen der indischen Götter ist es allerdings nicht zu verwundern, wenn die Hindus vor denselben Respekt haben.

Das eigentliche Kap Kumāri ist vom Lande aus, falls man nicht unmittelbar davorsteht, nicht sichtbar, sondern nur von der See aus wahrzunehmen. Viele halten irrtümlicherweise den letzten südlichen Ausläufer der Ghāts, einen ansehnlichen, nach der Tinnewēlier Seite schroff ab-



Küste bei Taleitscheri.

fallenden Felsen, der mehrere Kilometer entfernt liegt, für das Kap Kumāri, zu dem eine breite, meilenweit von schönen Bäumen völlig überwölbte Straße führt, auf der die Pilger oft in Scharen nach Süden ziehen, da, weniger bei den Bewohnern der Gegend selbst, als auswärts, das Kap als heiliger Ort gilt, an den sich manche Legende knüpft. Das Ufer ist reich an eigentümlichen Sandarten, von denen die eine, hellrotschimmernde aus abgeschliffenen Stückchen Granat und Rubin, eine andere aus schwarzem, unmagnetischem Titaneisenerz und eine dritte, in Körnerform und Farbe auffallend Reiskörnern gleichende aus Chalcedonquarz besteht; die letztere, von den Eingeborenen „Reissand" genannt, gilt auf Grund einer alten Sivasage als heilig.

Ein kleines Stück vom niedrigen Kap entfernt ragen noch einige kleine schwarze Felseneilande aus dem Meere, gegen welche die See schäumend anbrandet; dann geht es hinaus in den unermeßlichen Ozean.

Tiefzauberische Landschaften sind es, durch die der Weg nach dem Norden der schönen Westküste von Kalikut über Mahé (eigentlich Majjāli), Taleitschēri („Hauptstadt", engl. Tellicherry), und Kannanur nach Mangalur, der Hauptstadt des Tululandes, führt. Immer die waldreichen Bergkegel des Wainādu-Bezirks zur Rechten, gelangt man, ganz hingenommen vom Zauber der Landschaft, wie im Traume nach Mahé, einem lieblichen, überaus sauberen, ganz im Grünen versteckten Städtchen und nach Überschreitung eines kleinen Flusses nach Taleitschēri, der ersten Stadt, die den Engländern auf der Westküste zu eigen wurde, und von da über Hügel und über die breiten Mündungen zweier Flüsse, welche die historisch bedeutsame Insel Dharmapatnam einschließen, nach Kannanur. In den zu beiden Seiten der Straße sich dehnenden Kokoswäldern wuchert die Pfefferrebe so üppig an den Stämmen empor, daß weite Strecken den Eindruck eines dichten Laubwaldes machen, aus dem die Stämme der Palmen sich erheben.

Die ganze Gegend von Goa bis hinab nach Mangalur leuchtet in paradiesischer Schönheit, die uns besonders überwältigend entgegen tritt, wenn wir in die Nähe der moscheen- und tempelreichen Hafenstadt Mangalur, der wichtigsten Stadt im Distrikt von Kanāra, gelangen. Die Häuser und Hütten der Eingeborenen liegen in dem allenthalben wogenden Meer von Grün völlig begraben, das meilenweit, soweit der Blick reicht, die ganze Küstenlandschaft bedeckt und, von einem erhöhten Punkte aus gesehen, den Eindruck eines ungeheuren Waldparks macht, in dessen grüner Pracht die Stadt völlig verschwindet. Mächtige Kokoshaine wölben ihre majestätischen Kronen über die armseligen Fischerhütten, die den Strand bedecken. Überall grünt es und blüht es in den mannigfaltigsten und entzückendsten Farben und Formen. Das Hinterland ist von tiefen, baumreichen Schluchten und windungsreichen Flußtälern durchfurcht, in denen die Reisfelder lustig grünen und reiche Ernten geben. Bäume mit Riesenblättern wechseln mit solchen, die gar keine Belaubung haben, und die ganze Luft ist wie in einem Treibhause geschwängert mit zarten und starkaromatischen Düften. Oft liegt der Boden dicht besät mit Kokosnüssen, die niemand wegträgt, da das Recht des Eigentümers von den Eingeborenen streng respektiert wird. Und blickt man zwischen den Stämmen der Palmen nach Westen, so gewahrt man allenthalben das schöne blaue Meer mit seinem lebendigen, ewig wechselnden Farbenspiel,

den gischtenden, ruhelos dem Gestade sich zuwälzenden Wogenkämmen und ruhig dahingleitenden Dampfern und Vollseglern.

Schon im Mittelalter war Mangalur eine wichtige Handelsstadt, wenn man Ibn Batuta, den berühmten arabischen Weltreisenden, glauben darf, der von Nordafrika aus gegen Ende des 15. Jahrhunderts fast alle Länder der damals bekannten Welt östlich von den Säulen des Herkules bereiste und, ganz Indien durchquerend, zu Lande bis nach China vordrang. Derselbe besuchte auch Mangalur und berichtet von 4000 dort ansässigen Kaufleuten. Auch heute noch ist Mangalur neben Bombay, an deren emporiale Bedeutung sie natürlich nicht entfernt heranreicht, doch die bedeutendste Handelsstadt auf der Westküste, trotzdem die großen Seeschiffe wegen der immer mehr zunehmenden Versandung des Hafens weit draußen auf der See ankern müssen.

Die einst durchgängig sehr wohlhabenden Reisbauern, die neben Brahminen und Palmbauern den Kern der Bevölkerung des Tulugebietes ausmachen, sind heute vielfach recht heruntergekommen und haben das freie Verfügungsrecht über ihre stattlichen Liegenschaften zum Teil verloren, da ihr unsinniger Aufwand bei Hochzeiten und dergleichen Gelegenheiten sie in die Hände der mohammedanischen und katholischen Geldleute in Mangalur geliefert hat.

Von Mangalur bis Goa ist noch ein weiter Weg, zumal wenn man bedenkt, daß auch hier eine Menge von Flüssen und Flüßchen überschritten sein wollen und abgesehen von einer kleinen Strecke nördlich von Mangalur, die noch per Boot zurückgelegt werden kann, die ganze Reise im federlosen Wagen oder im schaukelnden Mandschil zurückgelegt werden muß. Da muß man manchen tiefen Seufzer der rüstig trabenden Mandschilträger in Kauf nehmen. Aber alle Beschwernis der Reise wird reichlich aufgewogen durch den Anblick der immer wieder und in immer neuen, abwechslungsreichen Formen das Auge ergötzenden Riesenbanianen und riesenblättrigen Jackfruchtbäume, der rotblühenden Kadschus, der heiligen Pipals mit ihrem im leisesten Windhauche erzitternden Laube und der zahllosen anderweiten schönen und interessanten Vegetationsbilder, durch deren üppige Mannigfaltigkeit die Reise wie durch ein buntes Lustparadies dahingeht. Wie von Bombay herab, so reichen auch hier im Süden von Goa die Berge in einzelnen Ausläufern bis an die Küste.

Die Stadt Goa liegt landeinwärts, so weit vom Meere entfernt, daß man von der See aus gar nichts von ihr wahrnehmen würde, wenn nicht der Leuchtturm es dem Seefahrer draußen verriete, daß er sich in der Nähe der einstigen Beherrscherin der Meere befindet. Sie besteht aus zwei ver-

schiedenen Städten, Alt-Goa und Neu-Goa oder Pandschim, die an den beiden lachenden Ufern des Mandaviflusses liegen. Von dem eigentlichen alten Goa mit seinen dunklen Kirchen und Inquisitionsgefängnissen ist von der See aus überhaupt nichts zu sehen; aber auch wer den Mandavi hinauffführe, würde beim Betreten der in reizvoller Umgebung liegenden Stadt in dieser selbst wenig Anziehendes finden. Die Zeiten sind vorbei, wo Indiens Fürsten, wie der von Tanur, nach Goa wallfahrteten und ihren Einzug durch die Straßen der meergebietenden Stadt unter der pomphaftesten Prachtentfaltung von beiden Seiten hielten. Die Stadt hat heute jede politische und wirtschaftliche Bedeutung verloren, und gäbe es keinen Arac de Goa, so würde ihr einst so stolzer Name noch viel weniger genannt werden. Nur insofern hat Goa heute noch eine gewisse Bedeutung, als sie, die seit 1542 zum Bistum erhobene, jetzt der Sitz des portugiesischen Erzbischofs ist, der, im Gegensatz zu früher, wo ihm die ganze katholische Christenheit vom Kap bis nach China unterstellt war, nur noch über einige katholische Diözesen Indiens, nämlich über die Suffraganate Kotschi, Daman und St. Thomas von Mailapur unter dem Titel eines Patriarchen Primatsrechte ausübt. Inmitten der Ruinen, die von der einstmaligen Herrlichkeit der alten Metropole zeugen, macht die St. Katharinen-Kathedrale noch heute einen ziemlich imposanten Eindruck. Eine andere Kirche lockt viele Pilger an; es ist die Kirche, in welcher der Leichnam Franz Xavers ruht, der sich 1542 in Goa niederließ und 1552 dort starb. Der Leichnam ist auf $4^1/_2$ Fuß zusammengeschrumpft, und es fehlen ihm zwei gewaltsam ausgebrochene Zähne, die eine reliquienwütige Dame sich einst angeeignet hat. Drei Vierteile der Bevölkerung sind Christen. Auch ein bedeutendes, an St. Peter in Rom erinnerndes Kloster, das des Heiligen Cajetan, befindet sich in der Stadt; zwischen diesem und der Kathedrale liegt das alte düstere Inquisitionsgefängnis.

Neu-Goa, mit dem alten Goa durch eine Chaussee verbunden, liegt am linken Ufer des Mandavi. Der Hafen wird durch die kleine Insel Goa, zwischen den Vorgebirgen Bardez und Salsette, in zwei Ankerplätze geteilt.

Zehntes Kapitel.

Die „Smaragdinsel".

So nennt man sie wegen des grünen Schmuckes ihrer in unvergänglicher Pracht schimmernden Wälder, die sonnenbestrahlt und winddurchsäuselt an den lautumbrandeten Gestaden sich dehnen, wo die Kokos und Areka prädominieren, und die in schönen Konturen sich vom leuchtenden Himmelsblau abhebenden Bergzüge sich in grüngoldene Dämmerung und dunkle Urwaldnacht hüllen. Man muß lange suchen auf Erden, bis man solche grünen Waldparadiese findet, wie auf Ceylon und auf der Malabarküste, an deren Säumen wir unter den Palmen wandelten. Wenn es auch nichts ist mit dem „köstlichen Zimtduft", der den vorübersegelnden Seefahrern von der Küste herüber entgegenwehen soll und der vielleicht seinen Ursprung einigen auf die Dielen des Verdecks geträufelten Tropfen Zimtöl verdankt, — den Duft märchenhaftester Schönheit saugt jeder mit Wonne ein, den sein Weg an die Gestade dieses prächtigen Inseljuwels führt, das wir nun betreten, nachdem wir unseren Rundgang durch den an Wundern aller Art so reichen Erdteil Bhāratas so weit beendet haben. Schon aus der Ferne, ehe der Steamer vor Kolambu (Colombo) Anker geworfen hat, bekommt man einen überraschenden und tiefen Eindruck von der fast überüppigen Fülle und Pracht der Tropenvegetation, welche dieses geradezu schönheitstrahlende Eiland bedeckt, wenn der Blick allmählich die zartfarbige Dunsthülle durchdringt und hinter den palmenreichen Ufergeländen die in allen Nüancen von hellem und düsterem Grün sich präsentierenden Bergmassen in immer deutlicheren Konturen hervortreten. Nirgends auf Erden sieht man die Palmen in urwüchsigerer Pracht und reicherer Fülle. Und betritt man das Land und durchwandelt die Berge und Wälder, die Gärten und Plantagen, so gibt es keine Worte, um den Reichtum dieser in immer neuen und immer seltsameren oder prächtigeren Erscheinungen uns entgegentretenden Pflanzen- und Tierwelt zu beschreiben, das Prachtgefieder der Vögel und das bunte Kleid und die interessanten Formen des anderen

kleinen Getiers, das auf der ebenen Erde, auf den Sträuchern und Bäumen und im Wasser lebt, die Frische und Üppigkeit der Belaubung und die Farbenpracht der Blumen und Baumblüten, der blumenbesäten Schlinggewächse und Ziersträucher, von denen viele mit buntschimmerndem Laube geschmückt stehen. Man muß sich erst an die warme, feuchte, mit dem Dufte von Kokosöl und allerlei Gewürz und vieler starkduftenden Blumen gewürzte Luft, eine schwere, fremdartig parfümierte Treibhausluft, gewöhnen, und das Auge wird oft ganz geblendet von den feenhaften Beleuchtungseffekten, welche die durch die Palmenwipfel glitzernd herabfallenden Sonnenstrahlen auf die Stämme und auf das vielfarbige Blattwerk zaubern. Wie wunderbar mutet es einen an, wenn man hier die kostbaren Ananas und Pandangs wild auf den Felsen wuchern sieht und die seltensten Orchideen und Liliaceen in so reicher Fülle wuchernd erblickt, daß sie einem mit der Zeit ein ganz gewöhnlicher Anblick werden.

Der dem Festlande nächstgelegene Teil der etwa 63 000 Quadratkilometer großen und von rund 2¼ Millionen Singhalesen, 1 Million Tamulen, 250 000 „Arabern“ — den Abkömmlingen alter arabischer Händler —, 10 000 Europäern, 25 000 Halbeuropäern und einem geringen Reste der Urbevölkerung (Weddahs) bevölkerten Insel, die den stolzen Namen Sihala trägt — eigentlich Sinhalam = „Löweninsel“, woraus die Tamulen Singalam und die Portugiesen Ceilão machten —, ist die im Norden vorgelagerte, auf den Karten häufig als Insel dargestellte Halbinsel Dschaffna, eine mit dem Hauptkörper der Insel im Osten durch eine Sandbank verbundene Korallenformation mit teils sandigem, teils lehmigem Kulturboden. Dschaffna wird hauptsächlich von Tamulen bewohnt, welche vor 200 Jahren vom Festlande herübergekommen sind und meist dem Landbau obliegen. Weite Flächen, zumal wo der Boden sandig ist, sind mit malerischen Palmenhainen bedeckt, in denen der „Baum des Lebens“, wie die Palmyra hier genannt wird, vorherrscht und den Bewohnern fast alle ihre Lebensbedürfnisse, Speise und Trank, Bettwerk und Dachung, Baumaterial usw. liefert. Reis wird nicht in genügender Menge gebaut, da Flüsse ganz fehlen, dafür desto mehr Tabak. Unter den Baumfrüchten herrschen Mango, Paradiesfeige und pala (Dschackfrucht) vor und in den Gärten der zahlreichen Dörfer werden besonders Pfeffer, Káttiri-kāi (Eierpflanze, ein eßbarer Nachtschatten) und Tapioka gebaut. Das Kastensystem ist hier wesentlich dasselbe, wie auf dem Festlande, doch ist die geringe Zahl der Brahminen und der niedersten Kastenleute auffallend. Die Witwen dürfen sich hier wieder verheiraten, aber sonst herrscht auch hier der „Brauch“ mit eiserner



Dorfstraße auf Ceylon.

Strenge. Die Religion des drawidischen Teils der Bevölkerung ist vorwiegend brahmanischer Sivaismus, vermischt mit vereinzelten Resten des alten Teufelskults und gelegentlicher Verehrung der Wischnu-Avataren.

Den Kern der Insel, die seit 1798 englische Kronkolonie geworden ist, nachdem ein unüberlegter Versuch, das Fiskalsystem von Madras einzuführen, damals beinahe einen allgemeinen Aufstand herbeigeführt hätte, bildet ein bis zu der beträchtlichen Höhe von über 2500 m aufsteigendes granitnes Bergland, welches nach der Ost-, Süd- und Westküste zu in ein bewaldetes Hügelland übergeht und im Norden sich zu einer weiten Ebene hinabsenkt. Die höchsten Erhebungen sind der Pedrotalegalla, der Totapella und der bekannte Adamspik, der heilige Berg Ceylons, zu dessen Spitze Buddhisten, Hindus und Mohammedaner in gleicher Weise wallfahrten; trägt doch der felsige Gipfel dieses Berges, dessen gigantischer spitzkegeliger Schatten sich bei nicht zu hohem Sonnenstande gespensterhaft an einer gegenüberliegenden Bergwand abzeichnet, eines der größten Heiligtümer, das von den drei genannten Religionen gleicherweise in Anspruch genommen wird, jenen riesigen,



Tamulin auf Nord-Ceylon.

$^5/_4$ m langen und 1 m breiten Fußabdruck im Felsen, der nach buddhistischem Glauben von Buddha, nach der Behauptung der Hindus von Wischnu und nach mohammedanischer Überlieferung von Adam herrühren soll. Allen Respekt vor diesem Fuße! Wenn der wirklich von Adam herrührte, dann müßte ja unser Altvater, der nach mohammedanischer Überlieferung über die „Adamsbrücke“ aus dem

Inselparadiese vertrieben wurde, auf mächtig großem Fuße gelebt haben. Der sehr verwaschene und teilweise ganz plump und ungeschickt ausgebesserte Abdruck, der allerdings etwas an die Form eines Fußes erinnert, befindet sich im Innern eines kleinen, armseligen Tempelchens aus Eisenholz auf dem nur 15 m Durchmesser haltenden, ummauerten Plateau des riesigen Felskegels, der den Abschluß des interessanten Berges bildet. Die Ersteigung des Berges ist



Blick auf den Adamspik.

mit keinen besonderen Gefahren verbunden, aber recht beschwerlich und anstrengend, da weite Urwaldpartien zu passieren sind, in denen die entsetzliche Blutegelplage wahre Qualen verursacht, da den Saugnäpfen dieser blutdürstigen Peiniger die europäische Haut besonders zuzusagen scheint, und überdies der Anstieg durch zahlreiche tiefe Taleinsenkungen unterbrochen wird. An besonders steilen und schwer zu passierenden Stellen sind primitive Leitern angebracht oder Stufen in die Felswand gehauen; oft bieten auch die aus dem Felsen vorspringenden knorrigen Wurzeln des Eisenbaumes und Lorbeerbaumes, die trotz der Eisenhärte des Holzes von den nackten Füßen der Pilger tief ausgetreten sind,

einigen Halt. Die größten Schwierigkeiten bietet, nachdem man noch einen Gürtel von wunderbar blühenden Rhododendronhainen und herrlich duftenden Myrthenbäumen durchklettert hat, der letzte Anstieg an der steilen Kegelspitze von massivem, nacktem Felsgestein, wo zahllose, von frommen Pilgern gestiftete Ketten, die an den Fels angeschmiedet sind, die gefährlichsten Partien wie ein eisernes Netz überziehen und den Absturz verhindern. Das Fortkommen ist hier überaus beschwerlich, aber



Weddahs.

der Ausblick, der sich oben bietet, läßt die gehabte Mühe und die zerschundenen Knie und Hände vergessen und verschmerzen. Da blickt man über die blütenprangenden Rhododendronhaine, deren Grasboden mit den kostbarsten Blumen in einer geradezu unglaublichen Fülle und Mannigfaltigkeit bedeckt ist, auf ein wahres Meer von herrlichbewaldeten Bergkuppen in immer neuen Formen. Leider sind die nächsten Berghäupter so hoch, daß durch sie viel verdeckt wird und man auch nur an einer Stelle einen Ausblick auf das blaue Meer hat. Für die Pilger besteht die Bestimmung, den ganzen Berg in einem Zuge, ohne zu rasten, zu ersteigen und nach Verrichtung ihrer Andacht sofort, ohne sich erst

umzusehen, wieder ebenso hinabzusteigen. Da mögen wohl manchmal die Hände und Füße brennen.

Dem Religionsbekenntnisse nach bestehen die 3 596 170 (1901) Bewohner Ceylons aus nahezu 2 Millionen Buddhisten (Singhalesen), etwa 700 000 Hindus, 220 000 Mohammedanern und 350 000 Christen verschiedener Konfessionen. Der Rest gehört anderen Bekenntnissen an. Das Christentum hat bereits im 16. Jahrh. Eingang gefunden.

Die Reste der unkultivierten Urbewohner, unter dem Namen Weddahs bekannt, wohnen in den Wäldern in Erdlöchern und gehen bis auf einen Schurz völlig nackt. Meist sind es kleine, hagere, dunkelbronzefarbige Menschen mit lang herabfallenden schwarzen Haaren; mit ihren Spießen und ihren aus schönem roten Holze hergestellten Bogen verstehen sie meisterhaft umzugehen.

Die singhalesische Hauptbevölkerung, die dadurch auffällt, daß die Männer zumeist viel hübschere Erscheinungen sind als die früh alternden Frauen, macht mit ihrem etwas zarten, schwächlichen Körperbau, von dem man allerdings an dem singhalesischen Kuli ebensowenig, wie an den S. 309 abgebildeten Häuptlingen, etwas wahrnimmt, dem nach Frauenart geflochtenen Zopfe und dem hinten aufgesteckten breiten Haarkamme einen etwas weibischen Eindruck. Eine gewisse Schwäche des Leibes und Geistes ist nicht zu verkennen. Die höheren Klassen tragen sich weniger adamitisch als die niederen, welche nichts als einen einfachen Schurz tragen dürfen, doch findet man auch Höherstehende, welche weiter nichts auf dem Leibe haben als ihren Haarkamm, mit unter sogar deren zwei, und ein um die Hüften geschlagenes und fast bis zur Erde hinabhangendes Stück Kattunzeug. Die vornehmeren Frauen kleiden sich dezent und mit Vorliebe in Rot; so sieht man sie oft, das rote Gewand um den Körper geschlungen und reich mit Schmuck bedeckt, über die Straße gehen und ihre nackten Kinder, mit zahlreichen silbernen Ringen an Armen und Beinen, nach sich ziehen. Die kahlköpfigen, meist ernsten und schweigsamen Buddhapriester tragen ihre brandgelbe Toga stolz um den Körper geschlungen. Die Farbe der Singhalesen ist ein ausgeprägtes Olivenbraun, die der Augen tiefschwarz.

Der Hafen von Kolambu oder Kolombo (engl. Colombo; Korambu-„Hafen") und die denselben einrahmende, 157 222 Einwohner zählende Stadt, die Hauptstadt von Ceylon, die als Sitz der Regierung und großartiger Welthandelsplatz und Knotenpunkt der asiatischen Dampferlinien



Singhalesische Häuptlinge.

sichtlich emporblüht, bieten einen prächtigen Anblick, zu dessen eigenartigem Reiz allerdings der prachtvolle Hintergrund einer wahrhaft paradiesischen Landschaft wesentlich beiträgt. Wie es in einer solchen Weltstadt, in der das ganze Morgen- und Abendland sich die Hand reichen, nicht verwunderlich ist, drängt sich hier eine sehr bunte Bevölkerung zusammen, ruhige und nachdenkliche Singhalesen, von denen die Mehrzahl des Lesens und Schreibens kundig ist, heitere, immer wanderlustige und unternehmende Tamulen, und neben ihnen fast alle Rassen und Nationen der seefahrenen und handeltreibenden Welt. Auch der Deutsche vermißt nicht die Laute der Heimat.

Die Stadt liegt an einer schönen Meeresbucht und an den Ufern eines nicht weit von der See entfernten Landsees, was von sehr günstigem Einfluß auf das Klima ist. Während ein großer Teil derselben echt indisches Gepräge trägt und an die Eingeborenenviertel von Bombay und Madras erinnert, so machen die Strandpartien und einzelne andere Straßen einen ganz europäischen Eindruck, zumal da die Zahl der Kirchen und Kapellen eine große ist. Die üppige Vegetation der Insel drängt sich bis unmittelbar an die Stadt heran; sogar Zimtplantagen findet man in nächster Nähe derselben, ohne jedoch von dem vielbefabelten Zimtgeruch eher etwas wahrzunehmen, als bis man einen Schößling abschneidet und reibt oder schält.

Keiner, der in Kolombo landet und sich irgendwie einige Tage freimachen kann, sollte es versäumen, nach der alten Königsstadt Kandy hinaufzufahren, die, hoch im Gebirge gelegen, jetzt mit der Bahn viel schneller und bequemer zu erreichen ist, als früher auf der schönen Kunststraße. Was für gewaltige Schwierigkeiten haben die Engländer mit ihrem großartigen Unternehmungsgeist zu überwinden gehabt, um diese von der ebenen Küste ins Hochgebirge des Innern führende Bahn fertigzustellen! Diese heute schon weit über Kandy hinausgeführte Bahn, die in Kürze auch die nördlichen Bezirke in der Richtung nach Manaar und Dschaffna zugänglicher machen wird, da umfassende Neubauten im Werke sind, ist eine der verhältnismäßig schwierigsten und kostspieligsten Bahnbauten in Indien gewesen und erinnert oft an die Strecke von Bombay nach Puna. Oft genug, wo die schmale Fahrstrecke dem Felsen gewaltsam abgerungen werden mußte, führt sie an schwindelnden Abgründen dahin, um beängstigend scharfe Kurven, wie am Sensation-Rock. Zunächst geht die Fahrt noch durch den großartigen Garten des reichbewässerten Küstenlandes voll herrlicher Palmenwälder, Reisfelder und saftiggrüner Wiesengründe, wie man sie in Indien sehr selten zu sehen bekommt; dann, nachdem man etwa die Hälfte der Fahrt zurückgelegt hat, geht es in zahllosen Windungen allmählich hinauf ins Hochgebirge, durch Tunnel und tiefe Felseinschnitte, an jähen Felsabstürzen entlang, vorüber an blitzenden Wasserfällen, bis endlich der höchste Punkt erreicht ist, wo man eine entzückende Aussicht auf die Kandy vorgelagerten Gebirgsketten, die fruchtbaren, palmenreichen Talwindungen und die mit bewunderswerter Kunst und staunenerregendem Fleiß an den Abhängen angelegten terrassenförmigen Reisfelder genießt. Wildromantische Gebirgs- und Urwaldszenerien wechseln mit lieblichen Landschaftsbildern, wo überall die netten Häuschen der Eingeborenen aus dem Grün hervorschimmern



Singhalesisches Mädchen.

und die ganze Gegend einem einzigen großen botanischen Garten oder Lustpark gleicht. Die Kaffeeplantagen sind jetzt vielfach durch umfangreiche Teeplantagen ersetzt. So gelangt man schließlich an die Ufer der träge und dunkel dahinflutenden Mahavaliganga (Mahawila, Mahavelli) und jenseits derselben nach der Perle von Ceylon, der alten Königsstadt Kandy.

Wer über dieses herrliche Stück Erde einen guten Überblick haben will, der muß einen der schönen Promenadenwege aufsuchen, die auf

die umliegenden Anhöhen führen. Da bietet sich ein Anblick, der zu dem Schönsten gehört, was es auf Erden gibt. Graul schildert denselben kurz, aber in vortrefflicher Weise: „Romantischer kann kaum eine Stadt liegen, als die alte singhalesische Königsstadt in ihrem Felsenbecken, das ungefähr $1^1/_2$ Stunden lang und halb so breit ist. Amphitheatralisch umschließende Berge werfen ihre düsteren Schatten in das Auge von Kandy, das so freundlich zu ihnen emporblickt, ich meine den vom letzten Könige gegrabenen See, dessen Rand von Häusern und Villen angenehm belebt wird. Von einer der östlichen Höhen schweift das Auge über große wellenförmige Flächen, die, hie und da mit majestätischen Baumgruppen besetzt, beinahe den Eindruck eines englischen Parks in riesigem Maßstabe machen. Leider fehlen die belebenden Spuren des Menschen in diesem großen Naturparke; man sieht weder Anbau noch Wohnungen, melancholisch wälzt die Mahavaliganga über Klippen und Untiefen ihre schiff- und bootlosen Fluten. Im Hintergrunde erhebt sich eine wildzerrissene Bergreihe, aus welcher der dunkle Kegel des Honasgiri 4980 Fuß hoch emporstrebt“.

Der große Botanische Garten von Paradenija bei Kandy ist eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges. Man muß nur bedenken, daß alle Gewächse der tropischen und subtropischen Zone Indiens hier ihre natürlichen Lebensbedingungen in einem Maße vorfinden, daß alles in vollendetster Schönheit und Üppigkeit gedeihen muß, fast ohne menschliches Zutun. Alle in Indien heimischen Palmenarten sind hier vertreten, und in welcher Pracht! Es wäre nutzlos, einen Versuch zu machen, auch nur einen Teil der herrlichen Bäume und anderen Zier- und Nutzgewächse anzuführen, die hier in überwältigender Fülle und Schönheit sich beisammen finden. Vor manchem der gewaltigen Baumriesen, wie dem Candle tree, aus dessen kolossalem Stamm und mächtigen Ästen schier zahllos die sonderbaren Früchte hervorbrechen, wie langgezogene Kerzen oder Servelatwürste herabbaumelnd, dem Baobab und Jackfruchtbaum mit ihren den Stamm und die Äste umlastenden Riesenfrüchten, dem Rubber-tree mit seinen staunenerregenden Riesenstämmen und weit über den Boden hinlaufenden kantigen Riesenwurzeln, in deren Wirrnis der Mensch wie eine Ameise verschwindet, und den bis zur Höhe eines Dorfkirchturms aufschießenden imposanten Bambusgarben, deren jüngste Schossen schon die Dicke einer Gartengießkanne haben, (vgl. die Bilder in I, Kap. 6!), vor ihnen allen und zahlreichen anderen steht man einfach in wortlosem Staunen da und kauft sich später vor der Heimreise beim Photographen ihre Bilder, weil ohne diese daheim es doch niemand glauben würde, was man von ihnen erzählt.



Kandy.

Wie steht unter diesen gigantischen Naturwundern der Mensch da, so klein, so klein!

Unter den interessanten buddhistischen Heiligtümern von Kandy ist das bekannteste und wichtigste der Tempel des Dalada Malagawa, des heiligen Zahnes, jener hochheiligen Buddhareliquie, nach deren Dimensionen wie nach denen des Fußabdruckes auf dem Adamspik zu urteilen und deren Echtheit vorausgesetzt, Māyās und Suddhōdanas Sohn das reine Megatherium gewesen sein müßte. Dieser Buddhazahn, der Dalada oder Delada, ist die angesehenste unter den Reliquien des Buddhismus, deren Zahl Legion ist wie die der katholischen Reliquien. Er ist nicht immer hier aufbewahrt worden, sondern erst nach allerlei Zwischenfällen auf Umwegen von Orissa, wo er schon in vorchristlicher Zeit verehrt wurde, nach Ceylon gekommen, wo er nun große Scharen von Pilgern aus allen Teilen des buddhistischen Asien anlockt, die das wunderliche Gebilde, ein zweizölliges gefärbtes, einem großen Eberzahn ähnelndes Stück Elfenbein, ehrfürchtig anstaunen. Seiner Heiligkeit entspricht die Kostbarkeit des „aus purem Golde bestehenden" und von Perlen und Edelsteinen strotzenden glockenartigen Gehäuses, in dem der Zahn aufbewahrt wird, um alljährlich einmal, am „Zahnfeste", dem Volke gezeigt zu werden. Der kostbare Behälter steht im zweiten Oberstock des im übrigen unscheinbaren und uninteressanten Tempels, zu dem man über eine Zugbrücke gelangt, um vorüber an einem niedrigbreiten, spitzdachigen, sechseckigen Turme in das Heiligtum einzutreten, das außen und innen fast jedes architektonischen Schmuckes entbehrt und in keinem Verhältnis zu der Bedeutung steht, die man dem darinnen aufbewahrten Heiligtum beimißt. Vor dem eisernen Gitter, hinter welchem der Reliquienbehälter steht, befindet sich ein silberner Tisch, auf den die Blumenopfer gelegt werden, deren betäubender Duft das ganze schmucklose Gemach erfüllt. Nur undeutlich kann man den heiligen Behälter, die „Karandawa", durch das dichte Eisengitter erkennen. Derselbe enthält in seinem Innern noch eine ganze Anzahl von immer kleiner werdenden Behältnissen, die tatsächlich aus purem Gold gefertigt und mit prächtigen Katzenaugen, Smaragden, Rubinen und Perlen geschmückt sind, während der Hauptbehälter offenbar nur aus vergoldetem Silber besteht. Die letzten beiden Behälter sind ganz mit quadratisch geschnittenen Rubinen bedeckt, und im letzten und kleinsten liegt der Zahn, der übrigens nicht einmal der echte, aus Orissa stammende sein soll, sondern nur eine Nachbildung, während das Original, wie mit Bestimmtheit verlautet, von den Portugiesen ent-

wendet und 1560 nach Goa gebracht wurde, wo der Erzbischof ihn, ungeachtet der hohen Summen, welche der König von Pegu für seine Auslieferung bot, in fanatischem Eifer zertrümmerte und die Trümmer in Gegenwart des Vizekönigs ins Meer warf.

Auch die übrigen Buddhatempel sind unscheinbare Gebäude; dem einen, der sehr schön am See gelegen ist und äußerlich einer Vorratskammer gleicht, würde man es trotz des davorstehenden 4—5 m hohen



Buddhistischer Tempel auf Ceylon.

gemauerten Obelisken, in dem sich Nägel von Buddha befinden sollen, nicht ansehen, daß er einen Tempel vorstellen soll. Im buntbemalten Innenraume befinden sich neben einem reichlich 2 m hohen Buddhabilde und kleineren Buddhafiguren wunderlicherweise auch rohe Bilder von hinduischen Götzen. Der vor dem Tempel stehende uralte und hochheilige Bo-Baum, von dem man nicht einmal ein Blatt zum Andenken abpflücken durfte, ist nicht mehr — ein Sturm hat ihn zerstört. Ein dritter, auf einer Anhöhe gelegener Tempel enthält eine ungeheure, in liegender Stellung, das Haupt auf den linken Arm gestützt, dargestellte und samt dem Postament aus einem Felsblocke gehauene Buddhafigur, ungefähr

10 m lang, das Antlitz denselben Ausdruck von Apathie und Schlaffheit tragend, wie die meisten Buddhabilder, so daß man in Zweifel ist, ob man einen wachenden oder schlafenden Buddha vor sich hat.

Sollen wir noch weiter durch Ceylons immergrüne Bergwälder wandern und in seinen unbedeutenderen, aber an Schönheit hinter Kolombo nicht zurückstehenden meerumbrausten und palmenumsäuselten Häfen uns umsehen? Ich fürchte, der Leser wird zuletzt ganz Indien-müde und sehnt sich nach ruhiger innerer Verarbeitung des Gehörten und Gesehenen. Also zurück nach Kolombo! Schon wartet draußen in der glänzenden Bucht der gewaltige Steamer, mächtige Rauchwolken aus seinen weiten Schlöten ausstoßend. Einer der kleinen flinken-Doppelkähne bringt uns hinüber. Ist das ein buntes Gewimmel im Hafen und ein Durcheinander an Bord. Da, das letzte Signal! Schwerrasselnd geht der Anker auf und hinten am Bug beginnt es zu gischten. Hinter uns leuchtet es in seiner grünschimmernden Pracht, das schöne Taprobane, vor uns dehnt sich in leuchtendem Blau der unermeßliche Ozean. Noch ein langer, langer Blick hinüber, noch ein letztes Winken und Tücherschwenken, und dann der nicht so wunderbaren und doch unvergeßlichen, dem Herzen ewig lieben und teuren Heimat zu. Unser Rundgang durch Bhāratas Erdteil ist zu Ende.

Sach- und Namenregister.

Die römischen Ziffern zeigen den Band an. A bedeutet Abbildung.

Druckfehlerberichtigungen.

Seite 8, Zeile 17 v. o.: „Granatäpfeln“ statt „Granatäpfel“;
„ 17, „ 19 v. o.: „Munnabat“ statt „Mumabat“;
„ 17, „ 25 v. o.: „Moradabad“ statt „Moondabad;
„ 38, „ 17 v. o.: „seinen“ statt „ihren“;
„ 40, „ 9 v. o.: „am“ statt „vom“;
„ 87, „ 3 v. u.: „Minarets“ statt „Minaretts“;
„ 98, „ 22 v. o.: „derselben“ statt „desselben“;
„ 142, „ 7 v. o.: „brahmanische“ statt „brahminische“;
„ 172, „ 1 v. u.: „Erscheinung“ statt „urscheinung“.

Im Druckfehlerverzeichnis des I. Bandes muß es unter Nr. 12 (S. 173) heißen: „stachelbewehrten“ statt „stachelbewahrten“.

Korea
Das Land des Morgenrots

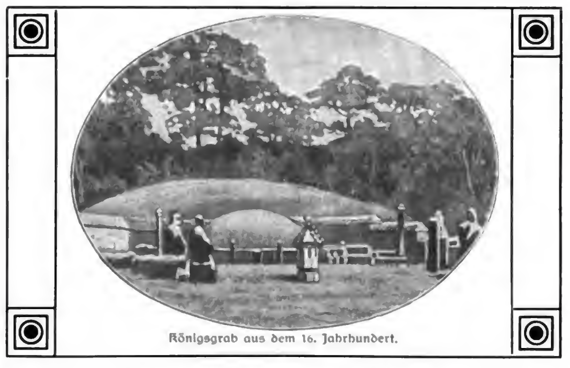
Nach seinen Reisen geschildert
von
Angus Hamilton

Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen

Mit 114 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen

Geheftet **7** Mark, elegant gebunden **8** Mark **50** Pfennige

Ein gediegenes und dabei volkstümliches Buch über dieses von der Natur reich begünstigte, aber noch so wenig gekannte Land ist besonders willkommen. — Der Verfasser entrollt in klarer Schilderung vor dem Leser ein getreues und lebensvolles Bild jenes Landes, das erst in neuerer Zeit dem Welthandel erschlossen und der zivilisierten Welt näher gebracht worden ist. Land und Leute, Handel und Verkehr sowie das ganze eigenartige Milieu sind so einfach und lebenswahr geschildert, daß der Leser mit den Sitten und dem Kulturleben der Koreaner rasch vertraut wird.



Königsgrab aus dem 16. Jahrhundert.

Verlag von Otto Spamer in Leipzig

Das alte Wunderland der Pyramiden.



Kopf der in Turin befindlichen Porträtstatue Ramses' II.

Geographische, politische und kulturgeschichtliche Bilder

aus der Vorzeit, der Periode der Blüte sowie des Verfalles des alten Ägyptens.

Von

Dr. Karl Oppel.

Fünfte umgearbeitete und vermehrte Auflage.

Mit **250** Text-Abbildungen und Karten, sowie **4** Tafeln in Farbendruck.

Geheftet M. **7.—.**

Fein gebunden M. **8.50.**



Oppel hat sein Buch mit Begeisterung für das „Wunderland" und seine alten Bewohner geschrieben; er wollte dadurch die Jugend und die weiteren Kreise der Gebildeten bekannt machen mit jenem merkwürdigen Lande und Volke, von dem die andern Völker am Mittelmeer einen großen Teil ihrer Kultur erhielten, und das dadurch auf die Entwicklung des Menschengeschlechts einen wesentlichen Einfluß ausübte, wennschon nicht einen so großen, wie früher angenommen wurde. Überdies darf Ägypten ein noch erhöhtes Interesse beanspruchen, seitdem seine engen Beziehungen zu Vorderasien bekannt geworden sind. Die schwere Aufgabe, dieses Buch der neuen Forschung entsprechend umzugestalten, ohne ihm zugleich seinen wesentlichen Reiz zu rauben, ist von dem Bearbeiter der fünften Auflage in vortrefflicher Weise gelöst worden, und das Buch liegt verjüngt und dem Stande der heutigen Wissenschaft entsprechend vor, ohne den Geist, in dem Oppel es schrieb, zu beeinträchtigen. Die prächtige Illustrierung, bei der tunlichst die Schöpfungen der Ägypter selbst zur Darstellung gebracht wurden, erleichtert das Verständnis für die Weltanschauung der ältesten Kulturvölker.

Das Buch eignet sich vorzüglich als **Geschenkwerk für die studierende Jugend,** doch kann es auch jedem Freunde des Altertums warm empfohlen werden, insbesondere aber auch allen denen, die sich auf eine **Reise nach Ägypten** vorbereiten wollen.

Verlag von Otto Spamer in Leipzig



Goethe im 30. Lebensjahre.
Nach dem Gemälde von G. O. May gestochen von R. Reyher. (Berlin, E. H. Schröder.)





Illustrierte

Geschichte der Musik

im neunzehnten Jahrhundert

Von

Hans Merian.

Zweite, neu durchgesehene und ergänzte Auflage.

Preis geheftet M. 13.—
Elegant gebunden M. 15.—



Richard Wagner.
Nach der Lithographie von C. Scheuchzer.

Hans Merian, der feinsinnige Kritiker und Musikhistoriker hat vermöge seiner universellkünstlerischen Geistesbildung die treibenden Kräfte im Musikschaffen des neunzehnten Jahrhunderts überzeugend nachgewiesen und aus seiner Erkenntnis hervor eine einheitliche und großzügige Einführung in die Musikgeschichte von Palestrina bis Beethoven und von Beethoven bis auf unsere Tage gegeben. Er bietet eine zusammenhängende, anregende und im besten Sinne des Wortes populär gehaltene Darstellung der historischen Entwickelung der modernen Musik. Es ist eine Arbeit voll Gründlichkeit, Fleiß und Objektivität, reich an persönlichen Gesichtspunkten kulturgeschichtlicher Art, und obwohl von wissenschaftlichem Ernste durchdrungen, doch so übersichtlich und klar in der Anordnung des Stoffes, daß jeder, der sich für die Entwickelung der neuen Musik interessiert, das Werk mit wachsendem Interesse lesen wird. Der Bilderschmuck ist besonders reichhaltig und sorgfältig ausgewählt. Es sind nur die besten und künstlerisch wertvollsten Bildnisse der großen Meister gebracht, ferner Abbildungen von Stätten ihrer Wirksamkeit, Handschriften, Faksimiles usw. Hans Merians „Illustrierte Geschichte der Musik" ist ein echtes Haus- und Familienbuch, und sollte deshalb im Bücherschrank keines Musikfreundes fehlen.

Verlag von Otto Spamer in Leipzig

